Dänische volksmärchen



The Karl Weinhold Library. Presented to the University of California by John D. Spreckels A.D. MDCCCCIIII

Dänische Volksmärchen.

Dänische Volksmärchen.

Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt

von

Svend Grundtvig.

Uebersetzt

von

Willibald Leo.

Leipzig,
Verlag von Joh. Ambr. Barth.
1878.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Dem edeln Freunde

der

Kunst und Wissenschaft

Seiner Excellenz
dem Herrn Oberstkämmerer

Franz Grafen Folliot de Crenneville,

Ritter des gold. Vließes, Großkreuz des k. österr. Leopold-Ordens mit der Kriegsdecoration, zugleich Kanzler dieses Ordens, Ritter d. eisern. Krone II., Großkreuz d. k. preuß. rothen Adler-Ordens in Brillanten, Großkreuz d. k. brasilian. Rosenordens ꝛc. ꝛc. ꝛc., wirklichem Geheim.-Rathe u. Kämmerer, k. k. F.-Z.-M. und Regiments-Inhaber, Mitgliede des Herrenhauses d. österr. Reichsraths, Ehren-Curator d. österr. Museums, Ehrenmitgliede d. Akademie d. bild. Künste in Wien ꝛc. ꝛc. ꝛc.

dankbar und ehrfurchtsvoll

gewidmet.

Vorwort.

„Dieses kleine Buch ist die erste reife Frucht einer mit gütigem Beistand vieler meiner Landsmänner und Frauen durch mehr als zwanzig Jahre fortgesetzten Sammlung von dänischen Volksmärchen, wie sie noch heutzutage im Volke, besonders im Munde und in der Erinnerung der Landleute fortlebend, in allen Gauen Dänemarks gefunden werden können.

Für die Form dieser kleinen Auswahl ist der Herausgeber vollkommen verantwortlich. Er hat die Märchen mit Freiheit, manchmal nach verschiedenen und untereinander in den Einzelnheiten abweichenden Aufzeichnungen aus verschiedenen Theilen des Landes

wiedergegeben und für seine Abweichungen wird er der „gelehrten Welt" an einer andern Stelle Rede stehen. Hier aber sei jede Stubengelehrsamkeit ausgeschlossen. Er hat sich überall bemüht, den einfachen, gemüthlichen und volksthümlichen Ton der Darstellung fest zu halten; aber er war weit entfernt davon, das künstlich Hochtrabende oder Süßliche und das manchmal zwar Unschuldige, aber doch läppisch Geschmacklose, oder gar die geradezu anstößige Plumpheit, die sich bei dem gemeinen Volke zuweilen in die Wiedergabe dieser alten Erinnerungen des dänischen Volkes mengen, nachzuahmen.

Es durfte sich in diesem Buche, das für das ganze Volk, besonders aber die Jugend bestimmt ist, nichts finden, was mit Fug und Recht Anstoß erregen könnte. Und diese Rücksicht hatte sowohl auf die Wahl, als auf die Behandlung dieser Märchen einen bestimmenden Einfluß. Hauptsächlich wurde jedoch bei der Behandlung jedes einzelnen Märchens auf dessen eigenen Grundgedanken und auf dessen epische Ganzheit Rück-

sicht genommen. Der Herausgeber wagt zu glauben, daß, wenn sich auch keines dieser Märchen ganz genau so im Volksmunde wiederfindet, wie es hier auftritt, doch jedes einzelne dort als ein allgemein Bekanntes wieder anerkannt werden wird und zwar oft in einer viel reineren und vollständigeren Gestalt, als man es jetzt an irgend einem Orte finden kann; in einer Gestalt, die auf jeden Fall den oft verkrüppelten und unechten gegenwärtigen Formen ursprünglich zu Grunde gelegen haben muß."

So weit Svend Grundtvig, der Herausgeber des dänischen Originales. Der Uebersetzer hat diesen Worten nur noch hinzuzufügen, daß er glaubt, mit der Uebersetzung dieser Märchen manchem eine Freude gemacht oder doch wenigstens einen Dienst geleistet zu haben. Denn abgesehen von der ureigenthümlichen Schönheit und Originalität derselben, dürften sie gewiß dem Germanisten und Mythologen einen schätzbaren Beitrag zur Sagenforschung darbieten; sie sind nämlich bedeutend origineller und selbstständiger, als die von

Asbjörnson und Moë gesammelten norwegischen Volksmärchen, die doch viele Aehnlichkeiten und manches Verwandtschaftliche mit unsern Schneewittchen, Aschenbrödel u. v. A. aufzuweisen haben, während uns hier zumeist ganz neue Personen und Verhältnisse mit durchgehends echt dänischem Localgepräge entgegentreten. Es sind, wie Svend Grundtvig in seinem klaren Einleitungsgedicht zur dänischen Ausgabe so schön sagt:

— — — — — — — —

„Beerenfrüchte, die dem Boden
Dänemarks entsprossen, reiften
In des Dänenlandes Sommer.
Unter Haideblumenglocken
Und im Schatten mächt'ger Buchen,
In des Feldes Blumengarten
Sind sie eingesammelt worden.

Ohne Gift und ohne Galle
Findest du die Früchte, deren
Süßer Kern in rauher Schale
Nur Gesundheit ist und Wahrheit.
Sonnenglut und Windeskühle,
Blumenthau und Quellenfrische
Ließen aus der tiefen Erde
Eine Saat aus fernen Tagen
Sprießen, die sie dann erfüllten

Mit dem Duft der Heimat und mit
Saft von unten, Kraft von oben: —
Saft und Kraft von ew'ger Jugend,
Ist des Volkes Stolz und Reichthum!" —

Wiewohl nun S. Grundtvig alles Gelehrtaussehende aus seiner Ausgabe verbannt hatte, konnte der Uebersetzer doch nicht umhin, einige kleine Anmerkungen beizufügen. Sie haben zumeist nur den Zweck, freier übersetzte Stellen entweder zu rechtfertigen oder Demjenigen, dem die buchstäbliche Genauigkeit erwünscht ist, eine wortgetreue Uebersetzung des Originals zu geben. Denn der Uebersetzer war gezwungen, manchmal vom Original in einzelnen Worten, die dem großen deutschen Lesepublikum unverständlich geblieben wären, abzuweichen und dafür ein deutsches Wort zu wählen, das dem Deutschen dieselbe Empfindung hervorruft, wie dem Dänen das dänische. Gezwungen war er aus dem Grunde dazu, weil es sein Streben war, den schlichten volksthümlichen Erzählerton des Originals auch im Deutschen wiederzugeben und da war es ja vor allem nöthig, alles Fremdartige

auszuschließen, worüber der mit dänischen Verhältnissen weniger Vertraute hätte stolpern können. Daß er sich aber deshalb doch nicht allzuviele Freiheiten erlaubte, davon wird sich jeder überzeugen, der sich die Mühe einer Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung nehmen wollte.

Außerdem führte der Uebersetzer einige parallele Züge dieser mit einigen andern (hauptsächlich ungarischen) Volksmärchen an. Daß er dies that und daß er vielleicht viel weltbekanntere Märchen, die auch einen oder den andern ähnlichen Zug aufzuweisen haben, nicht erwähnte, hat seine Ursache darin, daß er es nicht für nothwendig erachtete, auf Das, was einem jeden in Märchen- und Sagenliteratur Bewanderten von selbst auffallen kann, hinzuweisen. Dagegen ist der Vergleich der Märchen eines germanischen Stammes mit einem, wenn man so sagen darf, finnisch-asiatischen, gewiß nicht uninteressant, da ja die letzteren noch wenig in Deutschland bekannt sind. Der Uebersetzer ist weit entfernt, zu behaupten,

daß er einen solchen eingehenden Vergleich gemacht hat; die angeführten Parallelen sind ihm nur während der Arbeit aufgestoßen und wenn er sie anführte, so wollte er damit nur den ersten Anstoß geben, der einen Andern, Berufeneren zu einem Vergleich ermuntern könnte.

S. Grundtvig fordert am Schlusse seines Nachwortes alle Dänen eindringlich auf, ihm in seiner Sammlung alter dänischer Sagen und Märchen, Gebräuche und Sitten hilfreiche Hand zu bieten und so das alte geistige Eigenthum seines Volkes jetzt, „in der letzten Stunde,“ da es vielleicht noch Zeit ist, zu retten; und es ist gewiß, daß ihm ganz Dänemark in diesem nationalen Bestreben beistehen wird. Uns aber eröffnet es die angenehme Aussicht, daß wir bald mit einer neuen Sammlung beschenkt werden, die der ersten gewiß nicht nachstehen wird, wofür ja schon der Name des Herausgebers Svend Grundtvig, des ausgezeichneten Sohnes seines ausgezeichneten Vaters N. F. S. Grundtvig bürgt. Sollte diese Sammlung hinsicht-

lich ihrer Güte verdienten Anklang in Deutschland finden, so wird dies für den Uebersetzer eine Aufmunterung sein, auch die hoffentlich noch folgenden Sammlungen von dänischen Märchen dem deutschen Publikum zugänglich zu machen.

So sei denn mit S. Grundtvig's Worten dieses Büchlein der „Jugend“ dargereicht:

> — — „wo sie sich auch finden möge,
> Blühend noch im Kindheitskleide,
> Hinter faltenreicher Stirne,
> Die mit weiß und blonden Locken
> Kindlich frohen Sinn bewahrte.“

Wien, im Februar 1877.

Willibald Leo.

Inhalt.

In des Wolfes Bau und Adlers Klau'.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten einen kleinen Sohn. Eines Tages wollten der König und die Königin miteinander ausfahren, aber ihren Sohn nicht mitnehmen. Aber er wollte dennoch mitgenommen werden, darum lief er hinter dem Wagen drein; und da er durch nichts davon abzubringen war, ließ der König halten und sagte zu dem Prinzen, wenn er dieses silberne Messer und diese Gabel, die er ihm jetzt gab, nehmen und zu seiner Amme heimbringen wolle, so dürfte er wiederkommen und mitfahren, sie würden unterdeß auf ihn warten bis er zurückkomme.

Der Prinz nahm das silberne Besteck und lief dem Schlosse zu. Aber, daß ihn der König mit diesem Auftrag ins Schloß schickte, war nur ein Vorwand um ihn los zu bekommen. Als der Knabe ein Stück weit gelaufen war und sich einmal umschaute, sah er, daß der

Wagen davonfuhr. Da kehrte der Prinz sogleich um und lief dem Wagen wieder nach, konnte ihn aber nicht erreichen. Als er in einen Wald kam, wollte er ihm deßhalb von einer andern Seite entgegenlaufen, aber er verirrte sich und lief schnurstracks in eine Wolfshöhle hinein. Der Wolf war zwar zu Hause, aber er war gerade nicht hungrig, denn er war soeben mit einer guten Mahlzeit fertig geworden, drum that er dem Knaben nichts zu Leide, sondern begann wie ein Hund mit ihm zu spielen.

Während sie aber so spielend vor der Wolfshöhle herumsprangen, flog ein Adler über ihre Häupter hin, sah den Knaben, senkte sich pfeilgeschwind nieder, ergriff ihn mit seinen Klauen und flog mit ihm davon. Er wollte ihn in sein Nest, das auf einer Insel draußen im Meere lag, schleppen; unterwegs aber wurde ihm der Knabe zu schwer und er ließ ihn fallen. Er fiel ins Meer, und sogleich kam ein Wallfisch daher geschwommen und verschluckte ihn.

Als der Prinz kurze Zeit im Bauche des Wallfisches gelegen hatte, kam es ihm sehr langweilig darin vor. Er zog daher das silberne Messer und die Gabel heraus und fing an, im Bauch herumzuschneiden. Das konnte der Fisch nicht aushalten; er starb und trieb ans Land.

Der Knabe konnte sich doch nicht allein herausfinden. Als es aber im Lande ruchbar wurde, daß ein Wallfisch ans Ufer getrieben sei, kamen viele Leute zum Strande herunter, um ihn zu besehen und anzustaunen. Unter diesen war auch ein Gutsherr mit seinem Sohn, einem Knaben von des Prinzen Alter. Während diese beiden um den Fisch herumgingen und ihn betrachteten, hörten sie etwas in demselben schreien und rufen. Und als sie ihn aufschnitten, kam der Prinz so munter und frisch wieder heraus, als er verschluckt worden war.

Der Gutsherr nahm dann den Prinzen mit sich nach Hause und ließ ihn mit seinem Sohne erziehen. Die beiden Knaben wurden bald gute Freunde, und der Prinz hatte es recht gut in seinem neuen Heim. Da geschah es eines Tages, als die beiden miteinander Ball spielten, daß der Prinz den Ball aus Unvorsichtigkeit so schleuderte, daß er den Sohn des Gutsbesitzers gerade an die Schläfe traf, und zwar so unglücklich, daß der Knabe todt umfiel. Darüber wurde der Gutsherr so zornig, daß er den Prinzen verurtheilte, lebendig zugleich mit dem Todten begraben zu werden, denn er meinte, er könne mit ihm thun, was er wolle, weil er ihn aus dem Wallfisch herausschneiden ließ.

Das war zu der Zeit, als die Leute noch Heiden

waren und in großen Hügeln draußen auf dem Feld begraben wurden. Und der lebende Königssohn wurde zugleich mit seinem todten Spielkameraden in einem Hügel beigesetzt, und mit großen, schweren Steinen wurde der Hügel verschlossen. So saß der arme Prinz da unten in finsterer Grabesluft. Plötzlich merkte er etwas Lebendiges, das im Innern des Hügels herumkrabbelte. Er griff nach demselben so gut es in der Dunkelheit ging und fühlte, daß es etwas Haariges war. Er hielt es fest und wurde weiter gezogen und durch die Erde geschleppt. Es war nämlich ein Fuchs, der sich eine Höhle unter dem Hügel gegraben, den der Prinz am Schweif erwischte, und der ihn nun durch einen seiner geheimen Gänge in seinen Fuchsgraben und von da weiter ins Freie hinaus zog; denn er war ganz erschrocken und suchte blos seine Bürde los zu werden.

Als sich der Königssohn wieder unter freiem Himmel befand, machte er sich auf die Beine und schaute, daß er in den Wald kam, denn auf den Gutshof, dessen Herr ihn begraben ließ, durfte er ja um keinen Preis der Welt mehr zurückkommen. Er wanderte nun mehrere Tage durch die dunkelsten Wälder, die er nur finden konnte, bis er von einem Dieb und Räuber angetroffen ward, der hier in den wilden Wäldern

hauste. Er nahm den Knaben mit sich in seine Räuberhöhle, gab ihm zu essen und zu trinken, und war überhaupt recht freundlich mit ihm, denn so ein einzeln-wild herumstreichender Knabe konnte ihm ja nicht gefährlich sein, sondern im Gegentheil Gesellschaft leisten und ihm nützlich werden.

Der Dieb nahm den Knaben jede Nacht mit sich fort, und der Königssohn mußte sich darein finden, ihm sowohl bei Bauern als bei Herren stehlen zu helfen.

In einer Nacht kamen sie einmal zu einem großen Schlosse und gingen zum Stall hin. Der Dieb sagte zu dem Knaben, daß er dort oben durch ein kleines Stallfenster, das offen stand, hindurchkriechen solle. Ganz vorne im Stall stand ein Grauschimmel mit vier goldenen Hufen, und den wollte der Dieb haben, deßhalb sollte ihn der Knabe losmachen, durch den Stall ziehen, die Thüre sodann von innen öffnen und den Grauschimmel herausführen. Der Dieb selbst wollte außen warten und das Pferd dann in Empfang nehmen.

Der Knabe that wie ihm geheißen: er kroch durch das kleine Fenster und kam glücklich in den Stall, in dem er vorne das Pferd fand und von der Krippe losmachte und mit diesem wieder zurück durch den Stall schleichen wollte. Als aber die goldenen Hufe auf das

Steinpflaster klappernd aufschlugen, erwachte zuerst ein Stallknecht und der rief nach den andern, und im Nu kamen alle mit Lichtern in den Stall herunter und ergriffen den Knaben auf frischer That.

Dies wurde dem König gleich am Morgen gemeldet, — denn es war der König, welchem das Pferd gehörte — und er sagte, daß man den Dieb noch am selben Vormittag aufhenken solle. Er wolle dann selbst kommen und zusehen, daß es auch richtig geschehe.

Als der Knabe den Strick schon um den Hals hatte und aufgeknüpft werden sollte, bat er, noch einige Worte reden und seine Geschichte erzählen zu dürfen. Es wurde ihm erlaubt und er sprach:

„Ich war zuerst in des Wolfes Bau,
Und kam alsdann in des Adlers Klau',
Im Wallfischbauch hab' ich zugebracht,
Lebendig lag ich in Grabesnacht,
Dem Räuber diente ich so zum Schluß,
Daß ich mein Leben verlieren muß.
Das Silbermesser mit Gabel doch
Von meinem Vater, das hab' ich noch,
Das ich der Amme einst bringen sollt',
Als er im Wagen davongerollt."

Als der König, der der Hinrichtung zuschauen wollte, dies hörte, sprang er auf und umarmte den kleinen Dieb, welcher gerade aufgehängt hätte werden

sollen, denn es war ja niemand anders als sein eigener Sohn.

Und Freude herrschte im ganzen Land
Weil seinen Erben der König fand.
Als Prinz nun reitet er aus dem Schloß
Auf goldbehuftem und stolzem Roß.

image
not
available

sehr knapp her. Aber es wäre Sünde und Schande gewesen, von ihm zu verlangen, daß er irgend etwas arbeiten sollte. Dazu hatte er ja nie Lust gehabt, — und nur die Lust fördert das Werk. So wurde denn schließlich bestimmt, daß er hinausziehen und betteln solle. Das war der Lebensweg, der, wie es ihnen schien, am besten paßte für den lieben Jungen.

Er bekam denn eine Tasche über den Rücken, einen Stock in die Hand und so trabte er gemächlich fort. Er ließ sich gute Weile, denn er hatte ja keine Eile, und mit Hast mochte er auch nichts thun, — denn mit Hast wird's zur Last. Als er eine kurze Strecke gegangen war, wurde er hungrig, drum setzte er sich ins Gras nieder und verzehrte, was er von zu Hause mitbekommen; und nachdem er gespeist hatte, wurde er schläfrig und drum legte er sich unter einen Baum, um zu schlafen. Als er wieder erwachte, neigte sich der Tag schon dem Abend zu, und er meinte wohl noch eine kleine Strecke gehen zu können, ehe er irgendwo hineinging, um sich ein Nachtquartier zu erbetteln.

Wie er so den Weg entlang schlenderte, begegnete ihm ein altes Weib. „Guten Abend!" sagte sie, „wo willst du denn hin?" — „Ich will ausziehen und betteln gehn," antwortete er, „und das soll jetzt mein Lebensweg sein, denn zur Arbeit tauge ich nichts. Vor

allem muß ich jetzt schauen, daß ich an einen guten Ort komme, wo man für ein gutes Wort ein Nachtlager bekommen kann."

„Ja, so einen Ort kann ich dir schon weisen," sagte das Weib. „Gehe nur in das erste Anwesen linker Hand, zu dem du hinkommst, hinein. Dort wird man dich schon übernachten lassen, wenn du nur genau thust, was ich dir sage. Bevor du zur Thüre hineingehst, hebe einen kleinen Stein auf, der davor liegt, und stecke ihn zu dir. Und wenn du hineinkommst, sage Dank zu allem, was man zu dir sagt, und was es auch sein möge. Und wenn alle andern schlafen, dann lege den kleinen Stein auf den Herd unter die Asche, wo das Feuer gemacht wird."

„Schönsten Dank!" sagte der Bursche und schlenderte langsam weiter, bis er zu dem ersten Anwesen linker Hand kam. Er hob den kleinen Stein, der vor der Thüre lag, auf und ging dann hinein. Er traf drinnen eine Frau, welcher er einen guten Abend wünschte und bat, da über Nacht bleiben zu dürfen. „Nein!" sagte die Frau, „das geht nicht an." — „Schönsten Dank!" erwiderte er. „Ich sage ja, daß es nicht angehen kann," wiederholte die Frau, „wir können keine fremden Leute beherbergen." — „Schönsten Dank!" sagte er abermals und setzte sich auf eine Bank

nieder. Da ließ ihn die Frau sitzen, weil sie ihn doch nicht geradezu hinausjagen wollte.

Bald darauf kam der Mann nach Hause. „Wer ist denn das, der dort sitzt?“ fragte er. „Ich weiß es wahrhaftiger Gott nicht,“ antwortete die Frau; „entweder ist er taub, oder er ist ein Tölpel, denn ich habe ihm gesagt, daß er nicht dableiben könne; und trotzdem sagt er in einemfort Dank zu allem.“ Der Mann sagte nichts dazu, sondern setzte sich an den Tisch; und die Frau ging hin und schöpfte ihm sowohl Suppe als Zuspeise aus dem Topf und stellte es vor ihren Mann hin und sagte zugleich, daß er nun davon essen könne, soviel ihm schmecke, und was übrig bleibe, würde sie dann aufheben. Aber an den fremden Burschen dachte sie nicht und blickte auch gar nicht hin zu ihm.

„Vergelt's Gott, tausend Dank!“ sagte der Bursche und rückte zur Schüssel hin und aß tüchtig Suppe und Zuspeise, so daß dem Manne nicht das geringste übrig blieb. Sowohl der Mann als die Frau wunderten sich sehr über diesen Kerl; aber sie sagten nichts.

Dann ging die Frau hin und machte ihrem Mann das Bett und sagte zu ihm, daß er sich jetzt niederlegen könne, wenn er wolle. „Schönsten Dank!“ sagte der Gast, warf seine Kleider vom Leibe und sprang ins Bett. Und ehe sich die Leute noch von ihrem

Staunen erholt hatten, hörten sie ihn schon süß schlafen. Da konnten sie es doch nicht mehr übers Herz bringen, ihn aufzuwecken und wieder aus dem Bett herauszujagen; und so ließen sie ihn denn liegen und machten es sich auf dem bloßen Fußboden bequem. Als dann alle in festem Schlafe ruhten, schlich sich der Bursche aus dem Bett, ging zum Feuerherd hin und verbarg den kleinen Stein in der Asche; und dann legte er sich wieder schlafen.

Die Leute da im Hause hatten auch eine Tochter, ein großes, hübsches Mädchen, das noch nicht lange erwachsen war; und dieses stand nach dem Brauch des Hauses immer zuerst auf, um das Feuer am Herde anzumachen. Und das sollte sie auch an diesem Morgen thun. Sie nahm den Feuerhaken, stierte die Asche auf und legte neues Brennholz darauf; aber sie konnte es doch nicht zum Brennen bringen; da bückte sie sich nieder um zu blasen, als sie aber den Mund spitzte, fuhr ihr heraus: „Fff . . . f . . . f . . . iddiwau, Fiddiwau, Fiddiwau-wau-wau." Und sie konnte nicht mehr aufhören dieses Wort auszusprechen und brachte auch das Feuer nicht zum Brennen; da fing sie an zu weinen und Fiddiwau zu rufen!

Da erwachte ihre Mutter und fragte, was los sei? — „O, Fiddiwau!" antwortete das Mädchen, „es will

nicht — Fiddiwau-wau-wau!" — „Nun, du kannst halt das Feuer nicht zum Brennen bringen," sagte die Mutter; „aber ist denn das auch etwas, um so ein Aufhebens davon zu machen!" Und damit sprang sie vom Boden auf und zum Herd hin, stierte die Asche auseinander und wollte zu blasen anfangen: — „Fiddiwau, Fiddiwau!" sagte sie jetzt ebenfalls und konnte nicht mehr aufhören es zu sagen, und brachte das Feuer nicht zum Brennen.

Da heulte sie mit der Tochter um die Wette, bis der Mann davon aufgeweckt wurde und fragte, ob sie beide verrückt geworden seien, weil sie sich so benähmen. „O Fiddiwau, Fiddiwau!" riefen beide wie aus einem Mund und heulten gerade in die Luft hinaus. Der Mann machte sich auf die Beine und sah, daß sie das Feuer am Herd nicht zum Brennen bringen konnten, und daß es das gewesen sein mußte, womit sie beschäftigt waren. Und da sagte er: „Ja, ja, die Weibsleute haben eben keinen besseren Verstand, drum machen sie wegen gar nichts gleich ein solches Aufhebens." Und dabei hatte er die Feuerzange genommen und störte in der Asche herum und wollte blasen: „Fiddiwau, Fiddiwau, Fiddiwau-wau-wau!" sagte er unaufhörlich wie die andern.

Da beschlossen sie sogleich, daß die Tochter zum

Küster laufen solle, damit er komme und Gebete über das Feuer spreche, weil es verhext sein müsse. Das Mädchen lief so sehr es nur konnte gerade aus zum Küster hinein und brachte nur mit genauer Noth hervor, daß sie ihn vom Vater schön grüßen solle — Fiddiwau! — und von der Mutter — Fiddiwau! — und daß sie ihn bitten ließen, daß er sogleich kommen und über das Feuer beten möchte — Fiddiwau-wau-wau! Der Küster glaubte, es könne mit dem Mädchen nicht recht richtig sein, aber er ging doch mit; und als er auch die andern sah und hörte, schien es ihm selbst, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehen könne und daß etwas Böses sein Spiel treiben müsse; — und das mußte ausgetrieben werden. Er nahm den Feuerhaken, um ein Kreuz über die Asche zu schlagen, und dann spitzte er den Mund zum Beten. Aber, ob er nun beten oder blasen wollte: — es ging ihm auch nicht besser als den andern, und er konnte nichts anderes sagen als „Fiddiwau, Fiddiwau!" und dabei blieb er auch.

Da mußte das Mädchen noch einmal fort und hinüber zum Herrn Pfarrer, zu dem es ganz athemlos gelaufen kam und sagte, daß der Teufel — Fiddiwau! — zu Hause los sei — Fiddiwau! — und daß er den Küster schon überwunden — Fiddiwau! und den Vater und

die Mutter — Fiddiwau! — und der Herr Pfarrer möchte doch kommen, ihnen zu helfen und den Teufel bannen — Fiddiwau-wau-wau!

Der Pfarrer zog rasch seinen Rock an, setzte die Brille auf und nahm das Buch unter den Arm und ging mit dem Mädchen hinüber. Er fand alle um den Herd versammelt, und das war der Herd des Bösen. Das Feuer wollte nicht brennen, und alle riefen wie aus einem Mund: „Fiddiwau-wau-wau!" Der Pfarrer schlug das Buch auf und nahm den Feuerhaken in die Hand und schlug damit in die Asche, und wollte zu lesen anfangen, um das Böse auszutreiben. Aber das erste Wort, das er sagte, war: „Fiddiwau, Fiddiwau, Fiddiwau-wau-wau!"

Jetzt war guter Rath theuer; und der Mann begann stotternd zu beten und versprach demjenigen, der ihm das Böse aus dem Hause schaffen könnte, augenblicklich seine einzige Tochter zu geben und nach seinem Tode auch all' sein Hab und Gut.

Der Gast, der dort im Bett schlief, lag eine Weile da und sah und hörte die ganze Verwirrung und dieses Fiddiwau. Aber es währte geraume Zeit, bis ihm ein Licht aufging, wie das alles zusammenhing. Als er jedoch des Mannes letzte Worte gehört hatte, sprang er aus dem Bett und sagte: „Schönsten Dank!"

Dann wühlte er den kleinen Stein aus der Asche heraus und schleuderte ihn zur Thüre hinaus, und darauf nahm er das Mädchen um den Hals und küßte es. Jetzt loderte das Feuer hell empor und alle waren von der Verhexung erlöst und befreit; und darüber waren alle so froh, daß jedes einzelne den Gast küßte; und nun war es an diesen „Schönsten Dank!" zu sagen, und das thaten sie auch. Darauf wurde die Hochzeit abgehalten; und der Pfarrer traute das Paar umsonst und der Küster sang umsonst dazu. Und dann lebten sie froh und glücklich miteinander. Und so hatte es der Faulpelz doch noch zu etwas Rechtem gebracht!

Des Königs Kapital.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, und die hatten einen Sohn. Sonst hatten sie aber auch nichts; — nicht einmal ihr trockenes Brod. Als der Knabe so groß geworden war, daß die Eltern meinten, er könne sich jetzt selbst erhalten, gaben sie ihm eine Brodrinde, setzten ihn vor die Thüre und sagten, daß er nun in die weite Welt hinaus ziehen müsse, um sein Glück zu versuchen.

Der Knabe zog geradenwegs an den Hof des Königs und ging hinein und fragte, ob er hier keinen Dienst bekommen könnte. Er wollte alles thun, was man von ihm verlangte, wenn es nur eine ehrliche Arbeit wäre, und er verlangte keinen andern Lohn dafür, als nur das Essen. Der König konnte ihn aber zu nichts anderem brauchen, als höchstens zu seinem Laufburschen,

der allerlei Gänge zu machen und verschiedenes auszurichten hatte, wenn er einen Auftrag bekam und irgendwo hingeschickt wurde. Der Knabe meinte, daß dies gerade etwas recht Passendes für ihn sei, denn er konnte ja noch keine so schweren Arbeiten wie die Knechte verrichten, aber er war rasch und leicht auf den Füßen und das Herumlaufen freute ihn, weil er sich bei der Gelegenheit gleich ein wenig umschauen konnte. Er wurde hier aufgenommen und bekam viel zu thun, und verrichtete alles, was man ihm auftrug, zur größten Zufriedenheit. Einmal bekam er auch einen sehr wichtigen Auftrag. Der König war nämlich Wittwer und wollte sich wieder verheiraten; und zwar wollte er eine hübsche, steinreiche Königin, die ihm sehr gut gefiel, freien. Aber es war sehr schwer Zugang bei ihr zu finden. Deshalb wurde auch der Bursche mit diesem Auftrag betraut, und er war so glücklich und verrichtete alles wieder so gut, daß er seinem Herrn ein „Ja“ bringen konnte, der sich dann mit der reichen und schönen Königin verheiratete. Seit dieser Zeit stieg der Bursche in der Gunst des Königs und bekam sowohl hübsche Kleider, als auch einen guten Lohn.

Darüber ärgerte sich Ritter Roth, der Haushofmeister oder so etwas bei diesem König war, und er

dachte nur darauf, wie er den Burschen aus dem Weg räumen könnte, bevor er ihm in den Weg käme. Da erzählte er eines Tags dem König in dieser Absicht, daß sich der Bursche gerühmt habe, jeden Auftrag vollführen zu können, und wenn ihn der König geradeaus in die Hölle schicken wollte, um die Zinsen für sein Kapital, die er schon so lange ausstehen hatte, aber noch nie bekommen konnte, zu holen — er sei Manns genug dazu, um das zu können!

Das hatte der Bursche allerdings nie gesagt, denn er hatte ja noch nicht einmal etwas von den ausstehenden Forderungen gehört, und das sagte er auch dem König, der ihn zu sich rufen ließ. Aber alles half dem Burschen nichts, rein gar nichts! Der König befahl ihm einfach, daß er diesen Auftrag ausführen müsse; und da er einen sehr weiten Weg zu machen hatte, sollte der Laufbursche diesmal reiten, und dazu gab ihm der König einen eigenen Ziegenbock.

Der Laufbursche bekam noch einen Sack mit Lebensmitteln gefüllt, setzte sich dann auf den Geisbock und ritt mit ihm hinaus in die weite Welt, wohin der Bock wollte. — Der Geisbock trug ihn zu einem großen Wald, und als er ein gutes Stück hineingekommen war, wurde er von einem Raben angesprochen, der ihn fragte, wohin er wolle. „Ich muß in die Hölle,

Zinsen für meinen König abzuholen," antwortete der Bursche. „Das ist eine weite Reise und noch dazu eine gefährliche," sagte der Rabe wieder; „und wenn du meinem Rath folgen willst, dann grabe hier bei der Wurzel dieses Baumes, auf dem ich sitze, nach und da wirst du ein Schwert finden; und alles, das du mit diesem schlagen wirst, muß in Stücke gehn. Und dann möchte ich dir noch den Rath geben, nie von der geraden Landstraße abzuweichen."

Der Bursche grub bei der Wurzel des Baumes nach und fand wirklich ein Schwert. „Das wird schon das rechte sein," dachte er bei sich und dankte dann dem Raben für seine guten Rathschläge und ritt geradeaus auf der Landstraße weiter. Als er ein gutes Stück weit vorwärts geritten, kam ein altes Weib hinter ihm drein, welches auf einer Ziege saß, und das war des Teufels Großmutter. Sie ritt an seine Seite und fragte ihn, ob er sein „Roß" nicht mit ihr tauschen wollte. „Nein," sagte der Bursche, er wolle das behalten, das er habe und das ihm sein Gebieter zum Reiten gegeben. Dann versuchte sie ihn vom rechten geraden Weg, den er eingeschlagen, wegzulocken und sagte, daß sie einen sehr guten Seitenweg wisse, der noch dazu viel näher wäre. Aber der Bursche sagte, daß er schon lieber auf der geraden Landstraße bleibe. Da bog sie

ihren Seitenweg ein und auch der Bursche ritt seiner Wege.

Als er wieder ein Stück weiter vorwärts geritten war, kam er zu einem Hügel, auf dem zwölf Jungfrauen standen und weinten. Der Bursche fragte sie, warum sie so traurig wären? „Ach!" erwiderten sie, „wir müssen wohl jammern und weinen, denn es haust ein schreckliches Ungeheuer in unserer Gegend, und von dem sollen wir alle als Weihnachts-Abendmahl verzehrt werden." Eine von den Jungfrauen hatte eine Hirtenpfeife in der Hand, die nahm ihr der Bursche geschwind weg und fragte, wozu sie gehöre. Da riefen und schrien alle zu gleicher Zeit, daß er ja nicht hineinblasen dürfe, denn sonst käme sogleich das Ungeheuer daher. Aber der Bursche setzte die Pfeife an den Mund und blies hinein, daß sie einen weithin über Berge und Thäler gellenden Ton von sich gab. Und augenblicklich kam das Ungeheuer dahergestürzt und hatte nicht weniger als zwölf Köpfe. Es war scheußlich anzusehen, aber sobald es der Bursche nur berührte mit seinem Schwert, zersprang es wie in tausend Kieselsteine. Damit waren die Jungfrauen gerettet und beeilten sich nun, wieder nach Hause zu kommen, während der Bursche weiter ritt. Da kam des Teufels Großmutter wieder zu ihm und wollte ihn abermals

vom geraden Weg ablocken, aber er blieb standhaft auf seiner Straße und wollte nichts wissen von einem Seitenweg; und so mußte des Teufels Großmutter noch einmal unverrichteter Dinge weiter ziehen.

Als er wieder ein gutes Stück weiter geritten war, kam er zu einem andern Hügel, auf dem vierundzwanzig Jungfrauen standen und weinten. Er fragte sie, was ihnen fehle, und sie antworteten, daß ein Ungeheuer in ihrer Gegend hause, das sie alle zum Neujahrs-Abendmahl verzehren werde. Eine von ihnen hatte eine Hirtenpfeife, die riß ihr der Bursche aus der Hand und blies fest hinein, ohne sich darum zu kümmern wie sehr die Jungfrauen auch schrien und ihn baten, es nicht zu thun. Augenblicklich kam das Ungeheuer daher, und das hatte vierundzwanzig Köpfe; aber alle mußten in Stücke zerspringen, sobald sie von dem Schwert nur berührt wurden. So waren auch diese Jungfrauen gerettet und der Bursche ritt weiter. Jetzt kam des Teufels Großmutter zum drittenmal zu ihm auf ihrer Geis geritten und wollte ihn vom geraden Weg abbringen; aber der Bursche blieb fest und befolgte den Rath des Raben, — und sie mußte abermals ihrer Wege ziehen.

Der Bursche ritt geradeaus auf der Landstraße weiter, bis er zu einem dritten Hügel kam, auf welchem

sechsunddreißig Jungfrauen standen und jämmerlich weinten. Und zwar deshalb, weil sie von einem schrecklichen Ungeheuer zum heil. Dreikönigs-Nachtmahl verzehrt werden sollten. Eine derselben hatte wieder eine Hirtenpfeife, die riß ihr der Bursche aus der Hand und blies hinein, und das Ungeheuer, das sechsunddreißig Köpfe hatte, kam daher. Aber die flogen alle herunter und das ganze Unthier zersprang in unzählbare Kieselsteine, sobald es der Bursche mit seinem guten Schwert berührte. Auf diese Weise hatte er alle zweiundsiebenzig Jungfrauen vor den drei Ungeheuern mit den zweiundsiebenzig Köpfen errettet und zog dann seiner Wege, wie auch die Jungfrauen die ihrigen.

Jetzt ging es aber rasch vorwärts und es kam ihm auch kein Hinderniß mehr in den Weg, so daß er von nun an unaufgehalten zum Höllenthor kam. Vor demselben lag aber eine entsetzliche Drachenschlange, der man es wohl ansehen konnte, daß nicht gut Kirschen mit ihr zu essen war. Aber der Rabe hatte ihm mehr gesagt, als wir vorher gehört haben und hatte ihm für alles, was vorkommen konnte, Rathschläge gegeben. Er sprach daher sogleich mit der Drachenschlange und grüßte sie von ihrem Bruder im Walde, und sie verstand es, denn das war ja der Rabe; und sie ließ ihn unbeschadet zum Höllenthor hinein.

Als er hineinkam, fuhr sogleich der Teufel auf ihn los und fragte, was er wollte. Der Bursche grüßte ihn vom König und sagte, daß er gekommen sei, um die Zinsen zu holen, welche der Teufel für das Kapital schuldig war und mit deren Bezahlung er schon so lange säumte. Davon wollte der Teufel aber anfangs gar nichts wissen, bis seine Großmutter kam und ihm ins Ohr flüsterte, daß er schauen müsse den Burschen loszubekommen, denn er sei ein sehr gefährlicher Patron, der schon seine drei Söhne, die Ungeheuer mit den zwölf, vierundzwanzig und sechsunddreißig Köpfen umgebracht habe. Es bleibe also nichts andres übrig, als ihm zu geben, was er verlangte.

Da wurde der Teufel sogleich sehr höflich und gab dem Burschen alle die ausständigen Zinsen in einem großen Sack. Als der Bursche wieder zum Höllenthor hinausging und auf seinem Geisbock fortreiten wollte, rief ihn die Drachenschlange zu sich und sagte, daß er sie nehmen und ihr die Haut herunterziehen solle. Das war zwar ein schweres Stück Arbeit, aber mit Geschick und gutem Willen geht ja alles, und so gelang es auch ihm schließlich. Und als er die Drachenhaut ganz heruntergezogen hatte, stand die lieblichste Prinzessin, die je ein Sterblicher gesehen, vor ihm. Diese setzte er dann auf seinen Geisbock hinauf, der jetzt sowohl

sie und ihn, als auch den Sack mit den Zinsen tragen mußte; er trabte aber dennoch ganz rasch und munter davon, geradenwegs zurück an den Hof des Königs.

Als sie so eine kurze Strecke weit geritten waren, sagte die Prinzessin, daß er zurückschauen solle. Da sah er, daß der Teufel mit seiner Großmutter, auf einer Ziege reitend, so schnell sie nur konnten, hinter ihnen drein kamen. Diese mußten irgend eine neue List im Schilde führen, die sie ermuthigte dem Burschen nachzueilen, um ihn einzuholen.

Da drehte sich die Prinzessin einmal um und spuckte hinter sich auf den Weg aus, und daraus entstand ein großer See, über den der Teufel sammt seiner Großmutter mit der Ziege nicht kommen konnte; die zwei aus der Hölle legten sich aber nieder und begannen einfach den See auszutrinken, und sie brauchten auch gar nicht allzulange, so hatten sie den See schon ganz ausgetrunken.

Währenddem aber hatten der Bursche und die Prinzessin einen Vorsprung gewonnen. Da sagte die Prinzessin zu ihm, daß er abermals zurückschauen möchte. Und wirklich kamen der Teufel und seine Großmutter auf der Ziege in vollem Galopp hinter ihnen drein geritten. Da warf die Prinzessin eine Glasperle hinter sich, aus der sogleich ein riesiger

Glasberg wurde. Nun mußte der Teufel wieder nach Hause, um der Ziege scharfe Schuhe anzuziehen, mit denen sie über den Glasberg kommen konnte.

Das nahm aber viel Zeit in Anspruch und die Flüchtigen gewannen wieder einen bedeutenden Vorsprung. Als aber die Prinzessin den Burschen zum drittenmal bat, zurückzuschauen, war ihnen der Teufel mit seiner Großmutter doch schon wieder auf den Fersen. Da rief die Prinzessin: „Hellicht vorne, stockfinster hinten! Hellicht vorne, stockfinster hinten!" Da entstand eine schreckliche Finsterniß und ein dichter Nebel hinter ihnen, während es vor ihnen hellichter Tag war. Sie ritten nun die gerade Landstraße weiter, bis sie in den Wald hinein und zu der Stelle hinkamen, an welcher damals der Rabe auf dem Baume gesessen und dem Burschen den guten Rath und das gute Schwert gegeben. Und richtig saß der Rabe wieder dort und hieß sie willkommen.

Da sagte denn der Rabe zu dem Burschen: „Jetzt nimm mich, haue mir den Kopf ab und setze ihn mir wieder verkehrt auf." Und als der Bursche gethan, wie ihm befohlen, stand an Stelle des Raben ein wunderschöner junger Prinz vor ihm, und das war der Bruder der Prinzessin, die als Drachenschlange verzaubert gewesen war.

Wohlbehalten kamen dann alle drei zur Nachtzeit am Hof des Königs an. Weil sie aber keine Störung oder Unruhe verursachen wollten, führte der Bursche den Ziegenbock gleich in den Stall, an seinen alten Platz, und geleitete den Prinzen und die Prinzessin in seine Kammer hinauf und gab ihnen sein Bett, um darin zu ruhen, während er sich auf den Boden legte. Und alle drei schliefen süß ein.

In derselben Nacht erwachte die Königin und weckte den König auf und sagte, daß sie geträumt habe, daß sein Laufbursche zurückgekommen sei und ihre zwei Kinder, die ihnen vor vielen Jahren gestohlen wurden, mitgebracht habe. „Ach, das ist ja nur ein Traum," sagte der König, „laß mich schlafen!" Es währte aber nicht lange, da wurde die Königin von demselben Traum aufgeweckt; und als das zum drittenmale geschah, standen beide auf, um vorerst im Stall nach dem Geisbock zu sehen: — und wirklich! da stand er auf seinem alten Platz. Dann gingen sie zur Kammer des Burschen: — da lag er und schlief felsenfest am Boden und dort in seinem Bett lagen die beiden Kinder des Königs, die je wiederzusehen er schon längst die Hoffnung aufgegeben hatte.

Da herrschte eine unbeschreibliche, grenzenlose Freude am Hof des Königs. Der arme Bursche wurde mit

der Prinzessin, die er befreit und erlöst, verheiratet und kam mit ihr zu großem Reichthum. Ritter Roth aber wurde zum Lande hinausgejagt und der Prinz half seinem Vater bei der Regierung, bis er selbst das ganze Reich nach dem Tode desselben erbte.

Zauberers Töchterlein.

Es war einmal ein Knabe, der auszog, um einen Dienst zu suchen; und als er so wanderte, begegnete er einem Manne, der ihn fragte, wohin er wollte. „Ja," antwortete er, „ich gehe hinaus in die weite Welt, um mir einen Dienst zu suchen." — „Da kannst du ja gleich mit mir gehen und bei mir dienen," sagte der Mann; „ich brauche just einen solchen Knaben, wie du einer bist. Und du sollst auch einen recht guten Lohn bei mir bekommen: das erste Jahr einen Scheffel Geld, und zwei im zweiten, und drei im dritten; denn du mußt mir drei Jahre lang dienen und mir in allem und jedem gehorchen, und wenn es dir auch noch so sonderbar vorkommt. Aber du brauchst dich nie vor den Dingen, die ich dir befehle, zu fürchten, denn es ist nie eine Gefahr dabei, wenn du nur zu folgen verstehst."

Damit war die Sache abgemacht und der Knabe folgte dem Manne, bei dem er sich verdingt hatte, in dessen Wohnung. Und das war eine sonderbare Wohnung, denn er wohnte in einem Hügel mitten im wilden Wald; und der Knabe sah da keinen andern Menschen, als seinen Herrn; und der war ein gewaltiger Zauberer, der eine so große Macht über Menschen und Thiere hatte, daß es ganz entsetzlich war.

Am darauffolgenden Tag sollte der Knabe seinen Dienst antreten. Fürs erste trug ihm der Zauberer auf, alle wilden Thiere des Waldes, die er gebunden hatte, zu füttern. Es waren sowohl Wölfe und Bären als Hirsche und Hasen, die der Zauberer in Herden und Hürden zusammengesammelt und in seinen Stall, der unter der Erde lag und wohl eine Meile lang und breit war, gebracht. Der Knabe verrichtete trotzdem seine Arbeit in einem Tage und der Zauberer lobte ihn und sagte, daß er seine Sache recht brav gemacht habe.

Am nächsten Morgen sagte der Zauberer zu ihm: „Ja, heute brauchen die Thiere nicht gefüttert zu werden, denn sie bekommen nicht alle Tage etwas zu fressen. Jetzt will ich dir erlauben so lange zu spielen, bis sie wieder gefüttert werden müssen.“ Darauf sagte der Zauberer noch einige Worte zu ihm, die er nicht

verstand, und im selben Augenblick war aus dem Knaben ein Hase geworden, der in den Wald hinaussprang.

Da konnte er freilich gut springen, aber das war auch nothwendig, und er mußte genug laufen; denn wer ihn nur immer erblickte, wollte auf ihn schießen, und die Hunde hetzten und setzten ihm bellend nach, sobald sie nur seine Fährte fanden. Jetzt war er ja das einzige Thier im Walde, denn der Zauberer hatte alle anderen unten in seinem Stall eingeschlossen, so daß alle Jäger des ganzen Landes große Lust hatten, dem Hasen einmal einen Treffer auf den Pelz zu geben. Sie hatten aber kein Glück dabei, denn es gab keinen Hund, der ihn einholen, und keinen Schützen, der ihn treffen konnte. Sie schossen immer und alleweil daneben, und der Hase lief und sprang immer weiter fort. Das war zwar ein sehr unruhiges Leben, aber endlich gewöhnte er sich daran, als er merkte, daß keine Gefahr für ihn dabei war; und schließlich machte es ihm sogar Spaß, alle die vielen Jäger sammt ihren Hunden, die so sehr auf ihn versessen waren, zum Narren zu halten.

So ging es ein ganzes Jahr, und als dieses um war, rief ihn der Zauberer heim, denn er stand ja jetzt auch in seiner Macht, wie alle anderen Thiere.

Dann sagte der Zauberer abermals einige Worte zu ihm, die er nicht verstand, und augenblicklich war aus dem Hasen wieder ein Mensch geworden. „Nun, wie gefällt dir dein Dienst bei mir?" fragte der Zauberer, „und wie gefällt es dir, ein Hase zu sein?" — „Oh, es gefällt mir recht gut," erwiderte der Knabe, „nie konnte ich früher so schnell über Grund und Boden dahin laufen." Darauf zeigte ihm der Zauberer den Scheffel Geld, den er schon verdient hatte, und der Knabe war es wohl zufrieden, ihm auch das nächste Jahr zu dienen.

Am ersten Tag des neuen Dienstjahres hatte er dieselbe Arbeit zu verrichten, wie im vorigen Jahr: er mußte wieder alle Thiere im Stalle des Zauberers füttern. Und als er das gethan, sagte der Zauberer abermals einige Worte zu ihm, und da flog er als Rabe verwandelt hoch in die Luft empor. Das gefiel dem Knaben recht gut, denn jetzt konnte er ja noch viel schneller weiter kommen, als da er als Hase herumlief, und hier konnten ihn auch keine Hunde hetzen, so daß er rein zum Vergnügen herumfliegen konnte. Aber gar bald merkte er, daß er auch hier keinen Frieden hatte, wenn auch keine Gefahr für ihn vorhanden war; denn alle Schützen und Jäger, die ihn erblickten, nahmen ihn auf's Korn und knallten los,

denn es war weit und breit kein anderer Vogel als der Rabe zu sehen, weil der Zauberer alle eingefangen hatte.

Aber er gewöhnte sich auch daran, als er merkte, daß ihn niemand treffen konnte; und so flog er das ganze Jahr herum, bis ihn der Zauberer wieder heim rief und dann einige Worte zu ihm sagte, die ihm seine menschliche Gestalt zurückgaben. „Nun, wie gefiel es dir, als Rabe herumzufliegen?“ fragte ihn der Zauberer. „Oh, es gefiel mir recht gut, denn alle meine Lebtage konnte ich früher nicht so hoch in die Luft hinaufkommen.“ Darauf zeigte ihm der Zauberer die zwei Scheffel Geld, die er sich in diesem Jahre verdient hatte und die an der Seite des einen Scheffels vom vorigen Jahr standen. Und der Knabe blieb gerne noch das dritte Jahr in des Zauberers Diensten.

Am nächsten Tag bekam der Knabe seine alte Arbeit: nämlich alle wilden Thiere zu füttern. Und als es geschehen war, sagte der Zauberer wieder einige Worte zu ihm, und aus dem Knaben war dabei ein Fisch geworden, der hinaus in den Waldbach sprang. Er schwamm darin auf und nieder und es unterhielt ihn ausgezeichnet, sich so mit dem Strome treiben zu lassen; und schließlich schwamm er bis ins Meer hinaus,

und da schwamm er immer weiter und weiter, bis er einmal zu einem gläsernen Schloß kam, das auf dem Grunde des Meeres stand. Er konnte in alle Zimmer und Säle hineinschauen, und da sah es prächtig darin aus: alles Hausgeräthe war aus weißem Wallfischbein gemacht und mit Gold und Perlen eingelegt und mit den weichsten Kissen in allen Regenbogenfarben gepolstert, und ringsum lagen Teppiche, die wie das feinste Moos aussahen; und auch Blumen und Bäume waren da mit wunderlich gekrümmten Zweigen und Aesten, die sowohl grün und gelb, als roth und weiß waren. Und kleine Springbrunnen quellten aus den kunstreichsten Schneckenhäusern empor und ließen ihr Wasser in klare Muschelschalen niederfallen und machten damit die lieblichste Musik, die das ganze Schloß erfüllte. Aber das allerschönste von allem war doch ein kleines junges Mädchen, das da ganz allein herumging. Das Mädchen ging von einem Zimmer ins andere, aber man konnte nichts davon sehen, daß es auch eine Freude an all' der Pracht, die es umgab, gehabt hätte. Es ging so traurig in seiner Einsamkeit umher, und es fiel ihm nicht einmal ein, sich in den blanken Glaswänden, die sich ringsumher befanden, zu spiegeln, wiewohl es doch das Schönste und Niedlichste war, das man nur sehen konnte. Und

dasselbe meinte auch der Knabe, während er rund um das Schloß herumschwamm und von allen Seiten hineinguckte.

„Da möchte ich doch zehnmal lieber ein Mensch sein, als so ein armer, stummer Fisch, wie ich jetzt einer sein muß,“ sagte der Knabe zu sich selbst. „Wer nur darauf kommen könnte, was für Worte der Zauberer immer spricht, wenn er mich verwandelt.“ Er schwamm und grübelte und dachte nach, bis es ihm endlich einfiel, wie die Formel lautete, die der Zauberer sprach. Und da probirte er es sogleich, sie vor sich hin zu sagen: — und im selben Augenblick stand er auch schon als Mensch unten auf dem Grunde des Meeres.

Da beeilte er sich in das gläserne Schloß hinein zu kommen und ging zu dem jungen Mädchen hin und sprach es an, das darüber beinahe auf den Tod erschrak. Aber er redete dem Mädchen so freundlich zu und erklärte ihr, wie er da herunter gekommen, so daß es sich bald wieder von seinem Schrecken erholte und dann recht froh war über die Gesellschaft, die es in seiner greulichen Einsamkeit, in der es seine Tage verbringen mußte, gefunden. Die Zeit verging nun den beiden so rasch, daß der Bursche, — denn jetzt war er ja schon ein vollkommener Bursche geworden und

längst kein Knabe mehr — ganz und gar vergaß, wie lange er da gewesen war.

Eines Tages sagte das Mädchen zu ihm, daß es nun an der Zeit sei, daß er sich wieder in einen Fisch verwandle, denn der Zauberer werde ihn jetzt bald heimrufen und er müsse dann fort. Aber noch vorher müsse er seine Fischgestalt haben, sonst könne er nicht lebend durchs Meer kommen. Jedoch schon früher, als er so da unten war, hatte es ihm gesagt, daß es eine Tochter desselben Zauberers sei, bei dem der Bursche diente, und der hatte sie hier unten eingeschlossen, damit er ruhig sein konnte, daß sie hier vollkommen sicher wäre. Des Zauberers Tochter hatte nun einen Rath ausfindig gemacht, wie sie es vielleicht ermöglichen könnten, sich wiederzusehen und sich dann zu bekommen und die Erlaubniß zu erhalten, bei einander bleiben zu dürfen. Aber dazu waren viele Dinge zu beobachten, und er mußte sehr genau Acht auf alles geben, was sie ihm sagte.

Sie erzählte ihm, daß alle Könige in den Ländern rings umher dem Zauberer, ihrem Vater Geld schuldig seien; und der König in jenem Königreiche, dessen Namen sie ihm jetzt nannte, komme zunächst an die Reihe, seine Schuld bezahlen zu müssen; und konnte er zur rechten Zeit nicht bezahlen, so sollte er ent-

hauptet werden. „Und er kann nicht bezahlen," sagte sie, „das weiß ich ganz bestimmt." — „Nun mußt du vor allem deinen Dienst bei meinem Vater kündigen, denn jetzt sind die ausbedungenen drei Jahre um und du kannst wieder weiter ziehen. Drum nimm deine sechs Scheffel Geld und wandere in das Königreich, das ich dir vorher bezeichnete, und tritt bei dem König desselben in Dienste. Wenn es nun gegen die Zeit geht, da, wie ich dir gesagt habe, die Schuld fällig ist, dann wirst du leicht bemerken, daß der König schlecht aufgelegt sein wird. Da mußt du ihm sagen, daß du wohl wüßtest, was ihn bedrücke, und daß es das Geld sei, das er dem Zauberer schulde, aber nicht bezahlen könne — denn ich weiß, daß er es nicht hat —. Aber du kannst es ihm leihen, denn es sind gerade sechs Scheffel, die du ja hast. Du darfst ihm jedoch das Geld nur unter der Bedingung leihen, daß er dich mitnimmt, wenn er zu meinem Vater geht, um zu bezahlen, und dir erlaubt, als Hofnarr vorauszulaufen. Kommst du dann zu dem Zauberer, so mußt du allerlei Narrenstreiche vollführen und schauen, daß du ihm eine Anzahl Fenster einschlagen kannst, wie überhaupt alle möglichen und erdenklichen Unglücke dieser Art anrichten. Darüber wird mein Vater schrecklich zornig werden; und weil der König verant-

worten muß, was sein Narr thut, so wird er ihn, trotzdem er seine Schuld bezahlt hat, verurtheilen, entweder drei Fragen richtig zu beantworten oder das Leben verlieren zu müssen. Die erste Frage, die mein Vater stellen wird, wird lauten: „Wo ist meine Tochter?" Da mußt du vortreten und sagen: „Sie ist auf des Meeres Grund." Dann wird er dich fragen, ob du sie erkennen kannst, und darauf mußt du „Ja" antworten. Da wird er mit einer Menge Frauenzimmern hervorkommen und diese an dir vorbeiführen, damit du dir die aussuchen kannst, welche du für seine Tochter hältst. Aber du wirst mich auf keinen Fall erkennen können und deßhalb werde ich dich, wenn ich an dir vorbeigehe, so zupfen, daß du es spüren kannst, und da mußt du mich augenblicklich packen und festhalten. Und damit hast du die erste Frage gelöst. Seine nächste Frage wird lauten: „Wo ist mein Herz?" Und da mußt du wieder vortreten und sagen: „Es ist in einem Fisch." — „Kennst du diesen Fisch?" wird er dann fragen, und du mußt abermals „Ja" darauf antworten. Da wird er alle Arten von Fischen herkommen lassen und du mußt dann unter ihnen den rechten auswählen. Aber da werde ich schon Obacht geben, daß ich mich an deiner Seite aufhalten kann, und wenn der rechte Fisch kommt,

werde ich dir einen schwachen Puff geben und da mußt du ihn schnell ergreifen und dich beeilen ihn aufzuschneiden. Dann ist es aus mit dem Zauberer und er wird keine weiteren Fragen mehr stellen."

Als der Bursche diesen guten Rath und Bescheid, was er alles zu thun, wenn er wieder auf festes Land komme, vernommen hatte, galt es nur noch sich zu erinnern, was es war, was der Zauberer immer sagte, wenn er ihn aus einem Menschen in ein Thier verwandelte. Aber das hatte er vergessen und des Zauberers Töchterlein wußte es auch nicht. Er ging den ganzen Tag wie verzweifelt herum und dachte und dachte, und sann und grübelte; — aber es fiel ihm doch nicht ein, wie die Formel lautete. Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen und erst gegen die Morgenstunde fiel er in einen leisen Schlummer und da ging ihm plötzlich ein Licht auf und es fiel ihm ein, wie der Zauberer zu sagen pflegte. Er sagte es so schnell als möglich nach und augenblicklich war er wieder ein Fisch und huschte ins Meer hinaus. Gleich darauf wurde ihm gerufen und er schwamm im Nu durchs Meer und hinein in den Waldbach, an dessen Ufer der Zauberer stand und dieselben Worte wie sonst sprach und ihn wieder in einen Menschen verwandelte.

„Nun, wie gefiel es dir als Fisch herumzuschwimmen?“ fragte der Zauberer. „Ja, das hat mir noch am allerbesten gefallen,“ antwortete der Bursche, und das war gewiß keine Lüge, wie jeder wissen kann. Darauf zeigte ihm der Zauberer die drei Scheffel Geld, die er sich im letzten Jahre verdient hatte und die neben den andern dreien standen, — und alle sechs gehörten jetzt ihm. „So wirst du mir wohl noch ein Jahr dienen wollen?“ fragte ihn der Zauberer, „und dann bekommst du dafür sechs Scheffel, macht zusammen zwölf, und das ist gewiß ein schöner Lohn.“ — „Nein,“ erwiderte der Bursche, jetzt habe er genug und danke dem Himmel, daß diese Zeit um wäre, denn er sehne sich jetzt auch wo anders zu dienen und andere Leute und andere Bräuche zu sehen. Aber später wolle er vielleicht wieder einmal zu ihm zurückkommen. „Ja,“ sagte der Zauberer, „dann wirst du mir jederzeit willkommen sein.“ Der Bursche hatte ihm, wie sie miteinander ausgemacht hatten, durch drei Jahre treu gedient, sodaß er nichts dagegen einwenden konnte, daß der Bursche weiterziehen wollte.

Er bekam jetzt seine sechs Scheffel Geld und machte sich auf den Weg geradeaus in das Königreich, das ihm seine Liebste damals genannt hatte. Er vergrub sein Geld auf einem heimlichen Orte in der Nähe

des königlichen Hofes, und ging dann ins Schloß und bat, daß man ihn hier in Dienst nehme. Das geschah auch und er wurde da Stallknecht und mußte die Pferde des Königs warten und pflegen. So verging eine kurze Zeit und er richtete ein scharfes Augenmerk darauf, wie sich der König härmte und niemals ruhig oder fröhlich gewesen. So kam er eines Tages wieder in den Stall hinunter und da war niemand anderes zur Stelle als unser Stallknecht, der jetzt geradeheraus zum König sagte, daß er mit „Seiner Majestät allergnädigster Erlaubniß" ihn fragen wollte, warum er denn immer gar so traurig sei und sich so abhärme. „Was hilft es darüber zu sprechen," entgegnete der König, „du kannst mir ja doch nicht helfen." — „Ja, das könne Seine Majestät doch nicht wissen," sagte der Knecht darauf, „denn ich weiß es ja doch ganz genau, was dem König so schwer auf dem Herzen liegt; und ich weiß sogar Rath, wie das Geld bezahlt werden kann." Ja, das war eine andere Sache und der König ließ sich weiter in ein Gespräch mit diesem Stallknecht ein, der sagte, daß er ihm die sechs Scheffel Geld wohl leihen könnte, es aber nur unter der Bedingung thue, daß er ihn mitnehme und ihn als Hofnarren gekleidet vorauslaufen lasse, wenn er zu dem Zauberer reise, um seine Schuld zu

bezahlen. Er wolle zwar einige Tollheiten begehen, für die der König strenge zur Rechenschaft gezogen würde, aber er werde schon selbst alles so verantworten, daß dem Könige nicht das geringste Leid zugefügt werden könnte. Der König ging mit Freuden auf alles ein, was sein Stallknecht verlangte; und es war jetzt auch schon die höchste Zeit, daß sie sich auf die Strümpfe machten.

Als sie endlich zur Wohnung des Zauberers kamen, befand sich diese nicht innerhalb des Hügels, sondern oben auf demselben stand ein großes Schloß, das der Bursche früher noch nie gesehen hatte — denn der Zauberer konnte es ja ganz nach seinem Belieben sichtbar oder unsichtbar machen. Und nach allem, was der Bursche von des Zauberers Künsten schon kannte, wunderte er sich auch gar nicht darüber. Als sie ganz in die Nähe des Schlosses kamen, das aussah, als wäre es nur aus reinstem Glas, da lief der Bursche voraus als der Hofnarr des Königs. Er sprang vorwärts und rückwärts und stand bald auf dem Kopf, bald auf den Beinen und schlug dabei so viele große Glasscheiben und Glasthüren des Zauberers zusammen, daß es ganz entsetzlich war, und warf um was er nur irgend konnte, und richtete eine gefährliche Zerstörung an.

Der Zauberer stürzte ganz wüthend vor Zorn heraus und schimpfte den König wie einen alten Schuhlappen herunter, weil er einen solchen unbändigen Narren mit sich führte, und sagte: daß ihm der König nicht den geringsten Schaden, den ihm der Narr zugefügt hatte, ersetzen könnte, nachdem er nicht einmal im Stande sei, seine alte Schuld auszugleichen. Aber da ergriff der Hofnarr das Wort und sagte: „O ja, er ist es schon im Stande!“ Und der König rückte mit den sechs Scheffeln Geld heraus, die ihm der Bursche geliehen hatte. Die wurden dann abgemessen, und alles stimmte genau. Darauf hatte der Zauberer freilich nicht gerechnet, aber er konnte nichts dagegen einwenden. Die alte Schuld war also richtig bei Heller und Pfennig bezahlt und der König erhielt seine Schuldverschreibung wieder zurück. Aber damit war der Schaden, der dem Zauberer heute zugefügt worden, noch nicht ersetzt und der König hatte auch nichts, um ihn zu bezahlen. Da sprach der Zauberer das Urtheil über ihn aus, daß er entweder drei Fragen, die er ihm aufgeben werde, richtig beantworten müsse, oder doch enthauptet werden solle, wie es im Contract der alten Schuld stand.

Da blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, des Zauberers Räthsel aufzulösen. Der Narr stellte

sich knapp an die Seite des Königs, während der Zauberer mit seinen Fragen herausrückte. Und zuerst fragte er: „Wo ist meine Tochter?" Da ergriff der Narr das Wort und sagte: „Sie ist unten auf des Meeres Grund." — „Woher weißt du das?" fragte darauf der Zauberer. „Das hat der kleine Fisch gesehen," antwortete der Narr. „Würdest du sie erkennen?" fragte der Zauberer weiter. „O ja, komme nur her mit ihr," erwiderte der Hofnarr. Da ließ der Zauberer eine ganze Reihe von Mädchen an ihm vorbeigehen, eins hinter dem andern; aber das waren nichts als Schatten, Schein und Blendwerk. Beinahe zu allerletzt kam wirklich des Zauberers Töchterlein. Das zupfte den Narren im Vorbeigehen, daß er es spüren konnte, denn es zwickte ihn so in den Arm, daß er beinahe laut aufgeschrien hätte. Aber er that es doch lieber nicht, sondern faßte sie rasch um den Leib und hielt sie fest. Jetzt sah der Bursche schon selbst, daß er das rechte Mädchen getroffen, und der Zauberer mußte zugestehen, daß sein erstes Räthsel gelöst war.

Jetzt fragte er weiter: „Aber wo ist mein Herz?" — „Das ist in einem Fisch," antwortete der Hofnarr. „Kennst du diesen Fisch auch?" fragte der Zauberer. „Ja, lasse ihn nur herkommen!" war die Antwort

des Narren. Da kamen alle Fische vorbeigeschwommen, und währenddem stand seine Liebste, des Zauberers Töchterlein an seiner Seite. Als ganz zuletzt der Rechte kam, gab sie ihm einen leisen Puff und er ergriff so rasch als möglich den Fisch, stieß ihm das Messer in den Leib, schlitzte ihn auf, riß ihm das Herz heraus und schnitt dieses mitten entzwei.

Da fiel im selben Augenblick der böse Zauberer todt um und in lauter Kieselsteine auseinander. Und alle Fesseln, die der Zauberer gelegt hatte, sprangen zu gleicher Zeit; und alle die wilden Thiere und Vögel, die er zusammengefangen und unter der Erde eingeschlossen hielt, kamen jetzt hervor und zerstreuten sich im Walde und in der Luft. Und der Bursche ging mit seiner Liebsten in das Schloß, das nun ihnen gehörte, und da hielten sie ihre Hochzeit, und alle Könige, die ringsumher regierten und sämmtlich Schuldner des Zauberers, jetzt aber von allen Schulden befreit waren, kamen zur Hochzeitsfeier und erwählten den Burschen zu ihrem Kaiser, und er regierte sie in Frieden miteinander und lebte mit seiner schönen Frau Kaiserin in Herrlichkeit und Freuden auf seinem Schlosse. Und wenn sie seitdem noch nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Die weiße Taube.

Es war einmal ein König und der hatte zwei Söhne. Das waren ein paar recht verwegene Burschen, denen alle Augenblicke eine andere Tollheit im Kopfe steckte. So ruderten sie eines Tags in einem kleinen Nachen allein ins weite Meer hinaus. Anfangs hatten sie das schönste Wetter, als sie hinausruderten; kaum waren sie aber eine Strecke weit vom Land entfernt, erhob sich ein furchtbarer Sturm. Die Ruder wurden ihnen gleich weggerissen und das kleine Boot schaukelte wie ein Nußschälchen auf den wilden Wogen auf und nieder, und wurde so hin- und hergeschleudert, daß die Prinzen nichts anderes thun konnten, als sich so fest als möglich an den Ruderbänken anzuhalten, um nicht über Bord geworfen zu werden.

Da trafen sie auf ein wunderliches Fahrzeug, und das war ein Backtrog, in dem ein einzelnes altes Weib saß. Sie rief ihnen zu und sagte, daß sie glücklich ans Land kommen könnten, wenn sie ihr den Sohn, den ihre Mutter, die Königin bald bekommen werde, dafür versprechen wollten. „Das können wir nicht!“ riefen die beiden als Antwort, „er gehört nicht uns und so können wir ihn auch nicht hergeben.“ — „Ja, dann könnt ihr meinetwegen alle beide auf dem Grund des Meeres verfaulen,“ sagte das alte Weib; „und ich möchte fast glauben, daß eure Mutter lieber ihre zwei Söhne, die sie schon hat, behalten wollen wird, als einen der erst auf die Welt kommen soll.“

Damit ruderte sie in ihrem Backtrog davon, während der Sturm noch lauter als vorher heulte und das Wasser das Boot der beiden Prinzen allmählich füllte, sodaß sie bereits nahe daran waren unterzusinken. Da dachten die Prinzen, daß doch etwas daran sei an dem, was das Weib gesagt hatte, und sie selbst wollten auch gerne ihr Leben retten, und sie riefen dem Weibe nach und versprachen ihr, daß sie bekommen solle, was sie verlangte, nämlich ihren noch ungebornen Bruder, wenn sie sie nur erretten wollte aus dieser gräßlichen Lebensgefahr, in der sie sich da auf dem offenen Meer befanden. Im selben Augen-

blick legte sich der Sturm und hörte zu heulen auf, die Wellen und Wogen beruhigten sich plötzlich und der Nachen trieb mit den beiden unversehrten Prinzen vor des Königs Schloß. Sie kamen also gut heim und wurden mit offenen Armen von Vater und Mutter empfangen, die schon eine gräßliche Angst ihretwegen ausgestanden hatten.

Die Brüder sagten aber gar nichts von ihrem Versprechen; jetzt nicht und auch dann nicht, als die Königin den dritten Sohn, einen hübschen Knaben, den sie über alles in der Welt liebte, gebar. Er wurde aufgezogen und erzogen und unterrichtet und belehrt am Hofe seines Vaters bis er erwachsen war, aber noch immer hatten seine Brüder von der Hexe nichts gesehen und nichts gehört, der sie ihn versprochen, bevor er noch geboren war.

Da erhob sich eines Abends plötzlich ein schrecklicher Sturm mit Finsterniß und Nebel; es brauste und sauste um den Hof des Königs und zugleich pochte es heftig an der Thüre des Saales, in welchem sich der jüngste Prinz befand. Da ging er zur Thüre hin und öffnete, und vor ihm stand ein altes Weib mit einem Backtrog am Rücken und sagte zu ihm, daß er ihr augenblicklich folgen müsse, denn seine Brüder hätten ihr ihn dafür versprochen, daß sie ihnen das

Leben rettete. „Ja, wenn du meinen Brüdern das Leben gerettet hast und sie mich dir dafür versprochen haben, dann will ich dir auch folgen," antwortete der Königssohn. Dann gingen sie zusammen zum Strand hinunter und er mußte sich mit der Hexe in den Backtrog setzen, und sie segelte mit ihm fort übers Meer, oder über eine Bucht des Meeres, heim in ihre Wohnung.

Nun war der Königssohn in der Gewalt der Hexe und in ihren Diensten. Das erste, was er von ihr zu thun bekam, war, daß er Federn schleißen sollte. „Diesen Haufen Federn, den du hier siehst, mußt du bis heute Abend, wenn ich wiederkomme, fertig geschlissen haben," sagte die Hexe, „sonst bekommst du eine noch viel schwerere Arbeit." Er machte sich gleich darüber und zupfte und schliß, bis nur noch eine einzige Feder übrig war, die er noch nicht in der Arbeit gehabt hatte. Da erhob sich plötzlich ein Wirbelwind und zauste alle Federn herum und fegte sie auf dem Boden wieder zu einem Haufen zusammen, daß sie so dalagen, wie sie gelegen als sie noch nicht geschlissen waren. So mußte er seine Arbeit von vorne an beginnen; aber es fehlte nur noch eine Stunde bis zum Abend, an dem ja die Hexe zurück nach Hause kam, und er sah leicht ein, daß es ihm rein unmöglich war, zur bestimmten Zeit fertig zu werden.

Da hörte er etwas an der Fensterscheibe picken und eine feine Stimme sagte: „Laß mich herein, dann will ich dir helfen!" Und das war eine weiße Taube, die vor dem Fenster saß und mit dem Schnabel an die Scheibe pickte. Er öffnete und die Taube flog herein und begann sofort mit dem Schnabel alle Federn auseinander zu schleißen. Und ehe eine Stunde vorüber war, lagen alle Federn wundernett geschlissen da; die Taube flog zum Fenster hinaus und im selben Augenblick kam auch die Hexe zur Thüre herein.

„Schau, schau!" sagte die alte Hexe, „das ist ja mehr als ich dir zugetraut hätte, daß du die Federn so hübsch in Ordnung bringen konntest! Es muß doch etwas besonders Flinkes in den Fingern von so einem Königssohn stecken." Am andern Morgen sagte dann die Hexe zu dem Prinzen: „Für heute sollst du eine ganz leichte Arbeit bekommen. Hier draußen vor der Thüre habe ich einen Haufen Brennholz liegen, das sollst du mir alles klein spalten, damit ich es zum Feuermachen brauchen kann. Das ist schnell geschehen, aber du mußt fertig werden, bis ich wieder heimkomme."

Der Prinz bekam eine kleine Hacke und begab sich sogleich an die Arbeit. Er hackte und spaltete munter drauf los, und es schien ihm, als ginge es recht rasch

von der Hand, aber der Tag verging, und Mittag war längst vorbei und er war bei weitem noch nicht fertig. Es schien ihm, als würde der Holzstoß eher größer als kleiner, so viel er auch davon wegnehmen mochte. Da ließ er die Hände sinken, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und es wurde ihm recht übel zu Muthe, denn er wußte ja, daß es ihm nicht gut ergehen würde, wenn er bis zur Heimkunft der Hexe nicht fertig mit seiner Arbeit wäre.

Da kam die Taube geflogen, setzte sich auf den Holzstoß, girrte und sagte: „Soll ich dir helfen?“ — „Ja, ich danke dir recht schön dafür, daß du mir gestern geholfen und heute helfen willst!“ sagte der Königssohn. Und sogleich machte sich die weiße Taube an die Arbeit und spaltete ein Scheit Holz nach dem andern mit ihrem Schnabel. Und es ging so schnell, daß ihr der Königssohn das gespaltene Holz gar nicht schnell genug wegräumen konnte. Und in kürzester Zeit war alles Holz in ganz kleine Spähne gehackt und gespalten.

Darauf flog die weiße Taube zu ihm hin und setzte sich auf seine Schulter; und der Prinz dankte ihr, schmeichelte und streichelte ihr die weißen Federn und küßte sie auf den kleinen, rothen Schnabel. Da war plötzlich keine Taube mehr da, sondern eine blühend

schöne Jungfrau stand an seiner Seite. Sie erzählte ihm dann, daß sie eine Prinzessin sei, die die Hexe entweder gestohlen oder auf dieselbe Weise, wie jetzt ihn, in ihre Gewalt bekommen und dann zur Taube verwünscht habe. Mit seinem Kuß aber bekam sie ihre menschliche Gestalt wieder; und wenn er ihr treu bleiben und sie zur Frau nehmen wolle, so könne sie sowohl ihn, als sich selbst leicht aus der Gewalt der Hexe befreien.

Der Königssohn war sogleich ganz eingenommen von der Schönheit der Prinzessin und gerne bereit, alles was immer zu thun, um sie für sich zu gewinnen und als Gemahlin zu bekommen. Da sagte sie zu ihm: „Wenn jetzt die Hexe heimkommt, so bitte sie, dir einen Wunsch zu erfüllen, weil du alles, was sie dir aufgetragen, so gut verrichtet hast. Und wenn sie „Ja" sagt, so bitte sie gerade heraus um die Prinzessin, die sie hier auf ihrem Hof hält und die jetzt als weiße Taube herumfliegen muß. Zuerst mußt du mir aber einen rothen Seidenfaden um den kleinen Finger winden, damit du mich in jeder Gestalt, in die sie mich verwandeln wird, immer sogleich wiedererkennst."

Der Prinz wand ihr schnell einen rothen Seidenfaden um den kleinen weißen Finger und im selben

Augenblick war die Prinzessin wieder eine Taube und flog davon. Und gleich nach ihr kam die alte Hexe mit ihrem Backtrog auf dem Rücken heim. „Na, das muß ich sagen," rief sie verwundert aus, „du bist flink bei deiner Arbeit; und so etwas sind Prinzenhände doch sonst nicht gewöhnt!" Da sagte der Königssohn: „Weil Ihr so zufrieden seid mit meiner Arbeit, werdet Ihr mir wohl auch ein kleines Vergnügen bereiten wollen und mir etwas geben, das ich zu besitzen Lust hätte?" — „O ja, recht gerne," sagte das Weib, „und was ist es denn, was du haben willst?" — „Ich möchte die Prinzessin, die sich hier auf deinem Hof befindet und als weiße Taube verwandelt herumfliegt," antwortete der Prinz. „Ah, papperlapapp!" rief die Hexe, „wie kommst du denn auf den Gedanken, daß Prinzessinnen in meinem Hofe als weiße Tauben herumfliegen. Aber wenn du schon durchaus eine Prinzessin haben willst, so sollst du auch eine solche bekommen, wie wir sie hier auf dem Hofe haben." Und dann kam sie dahergeschleppt mit einer kleinen, grauwolligen und langohrigen Eselin. „Willst du diese haben?" fragte das Weib; — „eine andere Prinzessin kannst du nicht bekommen."

Jetzt strengte der Königssohn seine Augen scharf an und sah den kleinen rothen Seidenfaden um den

einen Huf der Eselin gewunden, und da sagte er gleich: „Ja, die ist mir schon recht, gieb sie nur her!" — „Ah, was willst du denn damit machen?" fragte die Hexe. „Ich will darauf reiten," antwortete der Prinz. „Ja, thue es nur!" rief die Hexe und zog aber zugleich die Eselin fort. „Wo kommt denn meine Eselin hin?" sagte der Prinz, „sie gehört ja mein und ich will sie haben!" — „Ja, ganz gewiß!" erwiderte die Hexe und kam mit einem alten, runzlichen zahnlosen Weib, das an den Händen zitterte, daher. „Eine andere Prinzessin kriegst du nicht," sagte sie, „willst du diese haben?" — „Ja, die will ich," antwortete der Prinz, denn er hatte seinen rothen Seidenfaden am Finger des alten Weibes schon gesehen.

Da wurde die Hexe so fuchsteufelswild, daß sie tobte und herumfuhr und alles in Stücke schlug, was sie nur erreichen konnte, so daß die Scherben dem Prinzen und der Prinzessin, welche jetzt in ihrer eigenen schönen Gestalt dastand, um die Ohren flogen und sausten.

Darauf sollten sie also Hochzeit halten, denn die Hexe mußte halten, was sie versprochen hatte, und der Prinz mußte die Prinzessin um jeden Preis bekommen. Da sagte die Prinzessin zu ihm: „An der Hochzeitstafel darfst du essen, was du willst, aber

keinen Tropfen trinken; denn wenn du das thust, so vergissest du mich.“ Aber am Hochzeitstag hatte der Prinz längst darauf vergessen und er streckte die Hand aus und nahm einen Becher Wein. Die Prinzessin jedoch paßte genau auf und gab ihm einen Stoß mit dem Ellenbogen, daß er den Wein über das Tischtuch verschüttete. Da fuhr die Hexe wieder auf und schlug um sich auf Kannen und Schüsseln, daß ihnen die Scherben um die Ohren flogen, gerade so wie das erstemal, als sie toll wurde.

Dann wurden sie in die Brautkammer geführt; die Thüre wurde verschlossen und die Prinzessin sagte: „Jetzt hat die Hexe gehalten, was sie versprochen, aber fernerhin wird sie uns gutwillig nichts Gutes mehr erweisen; daher müssen wir auf der Stelle fliehen. Ich werde zwei Scheiter Holz ins Bett legen, welche für uns antworten müssen, wenn die Hexe mit uns spricht. Du mußt noch den Blumentopf und das Glas Wasser, das dort am Fenster steht, mitnehmen und dann müssen wir uns durch dieses Fenster hinausschleichen und schauen, daß wir weiter und davon kommen.“

Wie gesagt, so gethan. Sie schlichen sich durchs Fenster und eilten in der finsteren Nacht davon, und die Prinzessin machte den Wegweiser, denn sie kannte

den Weg, den sie ausspionirt hatte, während sie als Taube herumflog. Gegen Mitternacht kam die Hexe an die Thüre der Brautkammer und rief hinein, und die zwei Scheiter Holz antworteten ihr, so daß sie glaubte, das Brautpaar sei drinnen, und ging wieder. Vor Tagesanbruch war die Hexe schon wieder vor der Thüre und rief hinein, und abermals antworteten ihr die zwei Scheiter Holz. Da glaubte sie, das junge Ehepaar sei drinnen; und als die Sonne aufging — da war die Brautnacht vorbei — und sie hatte ihr Versprechen gehalten! und konnte nun Gift und Galle über die beiden ergießen und all' ihren Zorn um sich zu rächen an ihnen auszulassen. Mit dem ersten Sonnenstrahl stürzte die Hexe in die Kammer hinein;— aber da fand sie jetzt weder einen Prinzen noch eine Prinzessin, und nichts anderes, als die zwei Scheiter Holz, welche da im Bett lagen und sie anglotzten, ohne ein Wort zu sagen. Diese packte sie und schleuderte sie so um den Boden, daß sie in tausend Spähne zersplitterten; und dann fuhr sie davon und den Fliehenden nach.

Als der erste Sonnenstrahl hervorbrach, sagte die Prinzessin zu ihrem Prinzen: „Sieh dich um! Siehst du etwas hinter uns?“ — „Ja, ich sehe in weiter Ferne eine dunkle Wolke,“ antwortete er. „Dann

wirf den Blumentopf rückwärts über dein Haupt," sagte die Prinzessin. Als er dies gethan, war hinter ihnen ein großer, dichter Wald entstanden; und als die Hexe zu diesem hinkam, konnte sie nicht eher durch denselben kommen, als bis sie nach Hause eilte und sich ihre Axt holte und sich mit derselben einen Weg durch den Wald bahnte.

Bald darauf sagte die Prinzessin abermals zu dem Prinzen: „Sieh dich um, siehst du etwas hinter uns?" — „Ja," sagte der Prinz, „die große schwarze Wolke ist wieder da." — „Dann wirf das Glas Wasser rückwärts über dein Haupt!" sagte die Prinzessin. Und als er es gethan hatte, war hinter ihnen ein großer See entstanden; und über diesen konnte die Hexe nicht eher hinüber kommen, als bis sie noch einmal nach Hause gelaufen war und ihren Backtrog geholt hatte.

Inzwischen waren die Flüchtlinge aber gerade vor das Schloß gekommen, in dem der Prinz zu Hause war. Sie kletterten geschwinde über die Gartenmauer und liefen quer durch den Schloßpark und schlüpften durch ein offenes Fenster hinein. Jetzt war die Hexe schon dicht hinter ihnen; da stellte sich die Prinzessin ans Fenster und blies auf die Hexe hinunter; und — hundert weiße Tauben flogen aus ihrem Mund heraus und sausten und flatterten der Hexe um den Kopf,

daß sie darüber fuchsteufelswild wurde und in lauter Kieselsteine zersprang, und da liegt noch ein Stück von ihr als ein großer Kieselstein vor dem Fenster.

Aber auf dem Schlosse herrschte jetzt die größte Freude über den wiedergekehrten Prinzen und seine schöne Braut. Und seine zwei älteren Brüder kamen, fielen vor ihm nieder und bekannten ihre Sünde. Er sollte nun allein das ganze Reich erben und regieren und sie wollten seine treuen Unterthanen werden.

Peter Ochs.

Es waren einmal ein Paar Bauersleute in Jütland, die zwar einen recht guten Bauernhof, aber keine Kinder hatten. Da saßen sie oft beisammen und beklagten sich darüber, daß sie aber auch gar keine Angehörigen besaßen, denen sie einmal all' ihren Wohlstand, in dem sie jetzt so warm drin saßen, hinterlassen konnten. So stand es mit ihnen und sie wurden reich — aber es war niemand da, der den großen Reichthum erben sollte!

Eines Jahres schaffte sich der Mann ein schönes Stierkalb an, das nannten sie Peter. Und es war wirklich das prächtigste Stück Vieh, das man je gesehen; so schön und so gescheidt war es, daß es alles verstand, was man zu ihm sagte. Dabei war es so zuthunlich und so lustig, daß es sowohl der Mann als

auch die Frau bald so lieb gewannen, als wäre es ihr eigenes Kind.

Eines Tages sagte der Mann zu seiner Frau: „Vielleicht könnte unser Küster dem Peter gar das Reden lehren; denn dann könnten wir nichts besseres thun, als ihn an Kindesstatt annehmen und er könnte dann einmal alles erben, was uns gehört und was wir haben.“ — „Ja, wer kann es denn wissen!“ antwortete die Frau; „unser Küster ist ja doch sonst ein so gescheidter Mann, der etwas mehr als sein Vaterunser versteht, und ich möchte glauben, daß er unserm Peter auch noch das Reden wird lehren können, denn der Peter hat ja einen so ausgezeichnet guten Kopf aufsitzen! — Väterchen, du könntest den Küster ja einmal fragen!“

Und der Mann stolperte richtig hinauf zu dem Küster und fragte ihn, ob er nicht glaubte, seinem Kalb das Reden lehren zu können, weil er dieses gar zu gerne als seinen Erben einsetzen möchte. Der Küster war nicht so dumm als er ausschaute, er sah sich vorsichtig um, ob niemand in der Nähe wäre, der sie hören könnte und dann sagte er, daß er es schon könne: „Nur darfst du es niemandem sagen,“ flüsterte er ihm zu, „denn es muß mit der größten Heimlichkeit geschehen, und der Pfarrer darf durchaus

nichts davon erfahren, sonst käme ich in die gräßlichsten Verlegenheiten, weil es eigentlich eine verbotene Sache ist. Und es wird auch ein schönes Stück Geld kosten, weil man dazu ganz besonders kostbare und seltene Bücher braucht." — „Ja, das ist alles Eins," sagte der Mann, „es kommt mir nicht so genau darauf an, was es kostet;" dann sagte er noch, daß er fürs erste hundert Thaler um die Bücher anzuschaffen hergeben wolle, und versprach vollkommen reinen Mund zu halten, sowie auch, daß er gegen Abend mit seinem Kalb wiederkommen werde.

Darauf gab er dem Küster die hundert Thaler und brachte abends das Kalb selbst zu ihm hin, und der Küster versprach, sein Bestes thun zu wollen. Nach etwa acht Tagen kam der Bauer wiederum, um sein Kalb zu hören und zu sehen wie es ihm ginge. Aber der Küster sagte, daß er es noch nicht sehen dürfe, sonst bekäme der Peter zu großes Heimweh und möchte am Ende alles wieder vergessen, was er schon gelernt habe. Sonst ginge es aber recht gut mit dem Lernen, aber der Bauer müsse noch mit weiteren hundert Thalern herausrücken, weil der Peter noch mehr Bücher brauche. Der hatte das Geld gerade bei sich und gab es dem Küster und ging wieder voll der schönsten Hoffnungen nach Hause.

Und nachdem abermals acht Tage vorüber waren, ging der Mann wieder zum Küster um sich zu erkundigen, welche Fortschritte der Peter bis jetzt gemacht habe. Es ginge schon leidlich gut, sagte der Küster. „Ja, kann er denn schon etwas reden?“ fragte der Bauer. „Ja,“ antwortete der Küster, „er kann „Meh“ sagen.“ — „Ach, das arme Vieh ist gewiß krank!“ rief der Bauer aus; „Meth wird der Peter wollen! Da muß ich ihm doch gleich einen Krug voll holen und ihm eingeben.“ — „Da thust du wohl daran,“ sagte der Küster drauf, „der wird dem Peter sicherlich gut thun.“ Und noch am gleichen Tag brachte der Bauer einen ganzen Krug voll guten alten Meth daher. Den trank aber der Küster selbst und gab dem Kalb lieber Milch, die diesem gewiß besser that als der Meth, wie er glaubte.

Acht Tage später kam der Mann wieder, um zu erfahren, was Peter jetzt sagen könnte. „Er will noch immer nichts anderes sagen als: „Meh!“ sagte der Küster. „Ah! das ist doch ein feiner Schelm,“ rief der Bauer aus, „also will er noch mehr Meth haben? — Nun, den will ich ihm wahrhaftig gerne kaufen, wenn er ihm nur schmeckt. — Aber wie geht's denn sonst mit dem Lernen?“ — „Ja,“ antwortete der Küster, „er ist so weit gekommen, daß er

noch um hundert Thaler Bücher braucht, denn er kann aus den Büchern, die er schon bekommen hat, nichts Richtiges mehr lernen." — „Nun ja!" antwortete der Bauer, „was er braucht, das soll er auch haben." Am gleichen Tag brachte er dann dem Küster noch die dritten hundert Thaler für Bücher und einen Krug mit gutem alten Meth für den Peter.

Dann vergingen einige Wochen, ohne daß sich der Mann nach dem Peter erkundigt hätte, denn er hatte schon eine gewisse Angst davor, daß ihm dies neue hundert Thaler kosten würde; und die hätte er nur mehr mit Sträuben hergegeben, denn es that ihm allmählich leid um das viele schöne Geld, das ihm Peters Unterricht schon kostete. Inzwischen meinte der Küster, das Kalb sei jetzt so fett geworden, als es überhaupt fett werden konnte, und darum schlachtete er es. Und als er dann alles Fleisch vorsichtig auf die Seite gebracht hatte, ging er hin und zog seine schwarzen Kleider an und ging dann zu den Bauersleuten hin. Sobald er ihnen einen „Guten Tag" gewünscht hatte, sagte er: „Der Peter ist doch wohl schon zu Euch da heim gekommen?" — „Nein, wahrhaftig nicht!" erwiderte der Bauer, — „er wird doch nicht davongelaufen sein?" — „Ah, ich will nicht hoffen," — antwortete der Küster darauf, — „daß er jetzt, nach-

dem ich mir so viel Mühe mit ihm gegeben und ihm etwas Richtiges gelernt habe, noch so heimtückisch böse sein sollte und mein Vertrauen so mißbrauchen würde! Denn ich habe mindestens noch hundert Thaler von meinem eigenen Geld zu Büchern für ihn ausgelegt, bis ich ihn endlich so weit brachte. Nun konnte Peter schon alles reden, was nur vorkam und was er nur wollte; und so sagte er heute, daß er sich schon gar so sehr sehne, seine Eltern einmal wiederzusehen. Da ich ihm das Vergnügen gern bereiten wollte, aber fürchtete, daß er sich nicht allein heimfinden würde, so machte ich mich fertig, zog mich an und wollte ihn begleiten. Als wir aber vor dem Hausthor waren, fiel es mir plötzlich ein, daß ich meinen Stock daheim vergessen habe und so lief ich gleich zurück um ihn zu holen. Als ich aber wieder zum Hause herauskam, war Peter auf eigene Faust seiner Wege gelaufen. Da glaubte ich nicht anders, als daß er hieher zu Euch gelaufen sein muß. Sonst wüßte ich nicht, wo er sein könnte."

Da begannen die Leute zu jammern und zu klagen, weil Peter gerade jetzt verloren ging, jetzt, da sie Freude an ihm hätten erleben können und nachdem sie so viel Geld für seine Studien ausgegeben hatten. Und was das Schlimmste war, sie hatten jetzt doch

wieder keinen Erben. Der Küster versuchte sie zu trösten so gut er konnte und war auch sehr traurig darüber, daß sich Peter so aufführte und ihm jetzt, da er seinem Lehrer so viel Ehre hätte machen können, so etwas anthat. Aber er hat sich vielleicht nur verirrt, meinte der Küster und versprach ihn am nächsten Sonntag in der Kirche öffentlich zu verlesen, ob er nicht vielleicht von jemand gesehen worden sei. Dann sagte er ihnen „Lebewohl" und ging heim und verspeiste einen guten, fetten Kalbsbraten.

Eines Tags las der Küster, der sich Zeitungen hielt, zufällig, daß sich in einer Stadt ein neuer Kaufmann namens Peter Ochs niedergelassen habe. Da steckte er das Zeitungsblatt in die Tasche und ging sogleich zu den betrübten Bauersleuten, die ihren Erben verloren hatten, hinüber. Er las ihnen diese Notiz vor und sagte dann: „Man könnte beinahe glauben, daß das Euer Peter Kalb ist." — „Ja, ganz gewiß!" rief der Bauer aus, „wer sollte es denn sonst sein?" — Jetzt sagte auch die Frau: „Ja, Väterchen, jetzt mußt du fort und ihn besuchen, denn ich weiß ganz bestimmt, daß es nur unser Peter sein kann. Aber du mußt tüchtig Geld mitnehmen, denn wer weiß, ob er es nicht recht nothwendig braucht, jetzt, da er ein Kaufmann geworden ist.

Andern Tags nahm der Bauer einen Sack voll Geld auf die Schulter, steckte ein Butterbrod in die Tasche und seine Pfeife in den Mund, und so reiste er fort in die Stadt, in der der neue Kaufmann wohnte. Es war das durchaus kein kurzer Weg und er mußte viele Tage lang reisen, bis er endlich eines Morgens bei Tagesanbruch dort anlangte; und er kam an Ort und Stelle und fragte, ob der Kaufmann zu Hause sei. „Ja,“ antworteten ihm die Hausleute, aber er sei noch nicht aufgestanden. „O, das macht gar nichts, denn ich bin ja sein Vater!“ sagte der Bauer, „führt mich nur hinauf zu ihm.“

Und man führte ihn hinauf in die Schlafkammer des Kaufmanns, der noch ledig war und allein in der Kammer schlief. Und sobald ihn der Bauer erblickte, erkannte er seinen Peter sogleich wieder; das war ja dieselbe breite Stirne und derselbe dicke Hals mit dem starken Nacken und dieselben rothen Haare, aber sonst sah er jetzt ganz wie ein Mensch aus. Er ging gleich zu ihm hin und wünschte ihm einen guten Morgen und sagte: „Na, Peter, was hast du uns für einen Kummer bereitet, sowohl mir als deiner Mutter, weil du gerade damals davongerannt bist, als wir dir etwas lernen ließen! Jetzt aber schaue nur, daß du auf die Beine kommst, daß ich dich einmal recht sehen und mit dir plaudern kann!“

Der Kaufmann glaubte nicht anders, als daß er einen Verrückten vor sich habe, der zu ihm hereingeschlüpft sei und hielt es für das Klügste, sich ruhig zu verhalten. „Ja wohl, jetzt stehe ich gleich auf!" sagte er und sprang aus dem Bett heraus und tummelte sich in seine Kleider zu kommen. „Ah," sagte der Bauer, „jetzt sehe ich erst, was unser Küster für ein gescheidter Mann ist, er hat dich ja hergerichtet, daß du aussiehst wie jeder andere Mensch! Wenn man es nicht gewiß wüßte, so könnte es einem wahrlich im Traume nicht einfallen, daß du das Kalb bist, das wir von der rothen Kuh bekamen. — Willst du jetzt mit nach Hause kommen?" Nein, sagte der Kaufmann, er hätte gerade keine Zeit, denn er habe in seinem großen Geschäft zu arbeiten. „Ja, — aber du könntest gleich unsern Hof übernehmen," sagte der Mann, „und wir Alten würden uns zur Ruhe zurückziehen. Aber wenn du lieber beim Handel bleibst, so ist es mir auch recht. — Geht dir gar nichts ab?" fragte der Bauer noch zum Schluß. „Je nun," meinte der Kaufmann, es ginge ihm nichts ab als Geld, das ja ein Kaufmann immer brauche. „Das habe ich mir auch denken können!" rief der Bauer aus. „Du hättest ja auch rein gar nichts zum Anfangen, drum habe ich dir auch gleich etwas Geld mitgebracht." Und damit leerte er seinen Geldsack auf

den Tisch, der ganz voll mit lauter blanken Thalern bedeckt wurde.

Als der Kaufmann sah, was das für ein Mann war, den er vor sich hatte, plauderte er ungemein freundlich mit ihm und bat ihn, doch einige Tage da bei ihm zu bleiben, damit sie noch mehr mit einander plaudern könnten. „Ja wohl,“ sagte der Bauer, „aber du mußt mich von jetzt an Vater nennen.“ — „Ich habe aber weder Vater noch Mutter am Leben,“ antwortete Peter Ochs. „Das weiß ich ja ohnehin,“ sagte der Bauer drauf, „denn dein rechter Vater ist im vorigen Jahr am Michelstag nach Hamburg verkauft worden und deine rechte Mutter ist im Frühling beim Kalben draufgegangen; aber ich und die Mutter, nämlich mein Weib, wir haben dich ja an Kindesstatt angenommen und du bist unser einziger Erbe, und drum mußt du mich jetzt auch Vater nennen.“

Dazu erklärte der Kaufmann sich gern bereit und behielt den Sack voll Geld, und der Bauer machte noch sein Testament und verschrieb all' sein Hab und Gut nach seinem Tode dem Peter, bevor er wieder zu seiner Frau nach Hause reiste und ihr das Ganze erzählte. Und sie wurde seelenfroh, als sie vernahm, daß es wirklich seine Richtigkeit damit hatte, daß der Kaufmann Peter Ochs ihr eigenes Kalb war. „Das mußt du

jetzt gleich dem Küster erzählen," sagte sie, „und ihm die hundert Thaler, die er aus eigenem Säckel für unsern Sohn ausgelegt hat, vergüten; denn er hat es ehrlich verdient und noch mehr für all' die Freude, die er uns dadurch in unsern alten Tagen bereitet hat, daß wir einen solchen Sohn und Erben bekamen." Und ihr Mann war derselben Meinung und ging zu dem Küster hin und dankte ihm vielmals für all' das Gute, das er ihnen erwiesen, und gab ihm zweihundert Thaler. Und dann verkaufte er seinen Hof und alles Besitzthum und zog mit seiner Frau in dieselbe Stadt, in der ihr geliebter Sohn und Erbe wohnte, und den sie aus lauter Liebe gar nicht mehr aus den Augen lassen konnten. Und dem gaben sie dann das ganze Geld und blieben bei ihm bis an ihr Ende.

Die lustigen Weiber.

Es standen einmal drei Häuser in einer Reihe, Wand an Wand nebeneinander. In dem einen wohnte ein Schneider, im andern ein Tischler und im dritten ein Schmied. Alle drei Männer waren verheiratet und ihre Frauen waren die besten Freundinnen miteinander. Sie erzählten sich oft, was sie doch für dumme Männer hätten, aber nie konnten sie darüber einig werden, welche von ihnen den dümmsten Mann habe; jede einzelne war überzeugt und sagte ihrer müsse es sein.

Die drei Frauen gingen jeden Sonntag miteinander in die Kirche, da hatten sie unterwegs die beste Gelegenheit zum Schwätzen und Klatschen und nach der Kirche fanden sie sich wieder in einem Wirthshaus, welches gleich in nächster Nähe lag, und da tranken sie immer ein Seidel „Guten“ miteinander. Das eine

war bei ihnen so sicher als das andere. Und es war gerade zu der Zeit, da ein Seidel Branntwein drei Schillinge kostete, so daß auf jede der Frauen ein Schilling traf. Aber da schlug der Branntwein auf einmal auf und der Wirth sagte, daß das Seidel von nun an vier Schillinge koste. Das war ihnen sehr unangenehm, denn sie waren nur ihrer drei, die sich in den Preis des Getränkes theilten, und so war immer ein Schilling zu wenig, denn keine wollte herausrücken und den vierten Schilling daraufbezahlen.

Am Heimweg von der Kirche besprachen sie sich darüber und machten miteinander aus, daß diejenige, deren Mann der dümmste sei und sich den ärgsten Schabernack von seiner Frau spielen lasse, vom nächsten Sonntag an künftig nichts mehr zu bezahlen brauche und daß jede der beiden andern dann immer zwei Schillinge hergeben müsse zu ihrem Sonntags-Schnaps.

Am nächsten Tag sagte die Schneidersfrau zu ihrem Manne: „Ich habe für heute Mädchen zum Wolle-zupfen hieherbestellt, denn es ist ein ganzer Haufen zu verarbeiten, so daß wir uns ordentlich tummeln müssen. Es ist mir aber recht unangenehm, daß unser Kettenhund todt ist. Wenn es nun gegen Abend geht, so kommen natürlicherweise die jungen Burschen dahergelaufen und wollen ihren Jux mit den Mädchen

treiben, so daß wieder gar nichts geschieht. Hätten wir nur einen recht bissigen Hund, der sollte uns die Kerls schon vom Leibe halten." „Ja," sagte der Mann, „das wäre freilich recht gut gewesen." „Höre, Männchen!" fuhr die Frau fort, „du könntest gewiß selbst den Kettenhund machen und die Burschen von dem Hause verscheuchen." Aber das glaubte er denn doch nicht, daß er könnte, er wolle ihr sonst alles andere gerne zu Gefallen thun. „O, du wirst schon sehen, daß es ganz gut geht," sagte die Frau, und gegen Abend hüllte sie ihn in einen wolligen Pelz ein, zog ihm eine dunkle Wollmütze über den Kopf und hängte ihn mit der Hundskette unten bei der Hundehütte an. Da stand er nun und knurrte und bellte jeden an, der sich in der Nähe hören ließ. Und das thaten meistens die Nachbarsfrauen, die ihren Spaß mit ihm hatten.

Am andern Tag war der Tischler außer Haus arbeiten gegangen und kam ganz vergnügt zu seiner Frau heim — da schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Um des Himmels willen! — aber Mann, wie siehst du denn aus? — Männchen, du bist ja krank!" Davon wußte er selbst aber nicht das geringste; höchstens schien es ihm, daß er recht hungrig sei und nothwendig etwas zum Essen brauche. Darum setzte er sich an den Tisch und begann sogleich

zu essen, aber seine Frau, welche ihm gegenüber mit gefalteten Händen saß, schüttelte das Haupt und schaute ihn ganz bekümmert an. „Männchen, es wird immer schlimmer mit dir!“ sagte sie, „nun bist du schon ganz bleich; man sieht es dir ganz deutlich an, daß eine schwere Krankheit in dir stecken müsse.“ Jetzt wurde er selbst schon ängstlich, es war ihm am Ende doch nicht ganz gut. „Es ist wirklich schon die höchste Zeit, daß du dich ins Bett legst,“ sagte die Frau und brachte ihn dazu, daß er sich niederlegte. Dann deckte sie alle Decken auf ihn, die sie nur im ganzen Hause finden konnte, und gab ihm Fliederthee und Brechwasser ein und er fühlte sich immer elender und kränker. „Du wirst diese Krankheit nicht mehr überstehen können,“ sagte die Frau, „ich fürchte immer, daß du vor mir stirbst.“ — „Glaubst du wirklich?“ fragte der Tischler. „O ja, das kann auch leicht sein, denn ich fühle mich schon schrecklich elend.“ Bald darauf sagte sie: „Nun muß ich von dir scheiden. Der Tod ist schon da. Und jetzt muß ich dir die Augen zudrücken,“ und das that sie auch. Der Tischler, der ja alles glaubte, was seine Frau sagte, glaubte auch das, daß er nun todt war. Und er blieb ruhig liegen und ließ alles mit sich machen, was seine Frau nur wollte.

Sie holte dann ihre Nachbarinnen herüber und

sie halfen ihr ihn in den Sarg zu legen, — es war einer, den er selbst gemacht, — aber die Frau hatte Löcher hineingebohrt, damit er doch Luft schöpfen konnte; — sie richtete ihm sein Lager darin recht weich und gut, legte eine Decke auf ihn und faltete ihm die Hände über die Brust, aber statt einer Blume oder einem Gebetbuch gab sie ihm eine Seidelflasche mit Branntwein in die Hand. Als er kurze Zeit so dagelegen, machte er einmal einen Schluck aus der Flasche, dann noch einen und wieder einen, und es schien ihm recht gut zu thun, denn er schlief darauf ein und träumte, daß er schon im Himmel sei.

Inzwischen hatte man es im ganzen Orte erfahren, daß der Tischler gestorben sei und andern Tags begraben werden sollte. — Was that aber unterdes die Frau des Schmieds? — Sie ging hinein zu ihrem Mann und zog ihm, während er da lag und einen Rausch ausschlief, das Hemd herunter und schmierte ihn vom Scheitel bis zur Zehe pechschwarz an und ließ ihn lang in den Tag hineinschlafen, bis die Leute, die dem Tischler das Geleit geben wollten, sich schon alle versammelt hatten und ihn im Sarge bereits zur Kirche trugen. Da kam die Schmiedefrau zu ihrem Manne hereingestürzt und rief: „Aber Mann, liegst du denn noch da? du verschläfst dich ja und weißt doch, daß

du mit zur Leiche gehen mußt.“ Der Schmied fuhr ganz verwirrt auf, denn er wußte gar nichts von einer Leiche. „Unser Nachbar Tischler,“ sagte die Frau, „ist es ja, der heute begraben wird und der Leichenzug ist schon am halben Weg zur Kirche.“ — „Nun ja,“ sagte der Schmied, „so tummle dich halt und hilf mir meine schwarzen Kleider anziehen!“ — „Papperlapapp!“ sagte die Frau, „die hast du ja schon an, schau' nur, daß du endlich weiter kommst!“ Ja da schaute sich der Schmied an und bemerkte, daß er bedeutend schwärzer sei, als er sonst zu sein pflegte; dann packte er schnell seinen Hut und lief zur Thüre hinaus dem Leichenzug nach, der schon ganz nahe bei der Kirche war. Der Schmied wollte als ein guter Nachbar natürlicherweise mit dabei sein und den Sarg tragen helfen, darum lief er dem Zuge nach und rief so laut er konnte: „He da! wartet ein wenig und laßt mich auch tragen helfen!“ Die Leute im Zug blickten sich um und sahen die schwarze Gestalt dahergelaufen kommen und glaubten, es sei der Teufel in eigener Person, welcher den Tischler davontragen wolle. Da warfen sie den Sarg weg und machten sich schleunigst auf die Beine. Mit diesem „Plumps“ sprang aber der Deckel vom Sarg und der Tischler erwachte und schaute heraus. Er erinnerte sich an alles wieder und

wußte, daß er todt sei und begraben werden sollte. Er erkannte den Schmied und sagte mit schwacher Stimme: „Lieber Nachbar! wenn ich nicht schon gestorben wäre, müßte ich mich jetzt zu Tode lachen, so wie du zu meiner Leiche kommst!“

Von dieser Zeit an brauchte die Tischlersfrau am Sonntag nichts mehr für das Seidel zu bezahlen, denn das mußten alle zugestehen, daß sie ihren Mann am ärgsten zum Narren gehalten hatte.

Der Schatz.

Es war einmal ein armer Bauersmann, der im Frohndienste auf dem Felde seines Gutsherrn pflügte. Plötzlich stieß er mit dem Pfluge so heftig gegen etwas, daß er stecken blieb. Er glaubte, daß es ein Stein sei, als er aber genauer nachsah, fand er, daß es ein großer Schrein voll alten Geldes war. Es war sowohl Silber- als Goldgeld, das man vor vielen hundert Jahren einmal in Kriegszeiten vergraben haben mochte.

Der Bauersmann stopfte seinen Futtersack mit dem Gelde voll und schleppte es mit sich nach Hause, denn er hielt sich so gut für berechtigt den Schatz zu behalten als irgend ein anderer. Der rechte Eigenthümer mußte ja doch schon lange und vor vielen Vorfahren des jetzigen Gutsherrn gestorben sein. Trotzdem fürchtete er aber, daß ihm der Gutsherr das Geld

nehmen würde, wenn er erführe, daß es auf seinem Feld gefunden sei. Deshalb erzählte er auch niemanden etwas davon außer seiner Frau, diese bat er aber, es gegen jedermann zu verschweigen.

Aber sie konnte doch nicht reinen Mund halten und mußte es einigen guten Freundinnen mittheilen, wodurch sie zu ihrem Wohlstand gekommem seien. Allerdings bat sie jede einzeln, niemandem etwas davon zu sagen, aber die konnten es auch nicht bei sich behalten, bis schließlich das Gerücht von dem Schatz, der auf herrschaftlichem Felde gefunden wurde, dem Gutsherrn selbst zu Ohren kam.

Nachdem er es also vernommen hatte, ritt er zu dem Anwesen des Mannes, das einsam draußen auf der Haide lag, hin. Es war aber niemand außer der Frau daheim, denn der Mann war eben in die Stadt gefahren, um einiges Geld umwechseln zu lassen. Und als der Gutsherr die Frau ausfragte, so sagte sie ihm alles, was sie wußte: — daß ihr Mann einen Haufen altes Geld draußen auf dem Feld gefunden habe, daß er aber jetzt nicht zu Hause sei und sie wüßte nicht, wo er das Geld hingethan. Daraufhin wollte es der Gutsherr für heute gut sein lassen und abwarten, bis er ein andermal beide antreffen und ins Gebet nehmen könnte.

Als der Bauersmann heimkam, erzählte ihm seine Frau wieder alles, er gab ihr zwar kein böses Wort für ihre Schwatzhaftigkeit, aber er hatte seine eigenen Gedanken dabei. Am nächsten Tage spannte er die Pferde vor den Wagen und bat seine Frau, mit ihm zu fahren, und so fuhren sie zusammen in die Stadt, ließen dort den Rest des alten Geldes einwechseln und legten daselbst ihr Geld gut an. Dann kaufte er ein Fuder Semmeln ein und füllte damit seinen Futtersack. Er traktirte seine Frau gut in der Stadt und gegen Abend stiegen sie wieder auf den Wagen und fuhren ihrer Heimat zu.

Es war schon tief im Spätherbst und es regnete und der Wind blies heftig, als sie am dunklen Abend heimwärts fuhren. Aber die Frau hinten auf dem Rücksitz, die in der Stadt so gut traktirt worden, war fröhlich und guter Dinge und schlummerte den ganzen Weg. Als sie ein gutes Stück auf der Landstraße gefahren waren, wurde sie von einer Semmel, die ihr auf den Kopf, und wieder von einer, die ihr in den Schoß fiel, aufgeweckt, und sobald sie wieder am Einschlafen war, regnete es aufs neue Semmeln über sie. Und das kam daher, weil ihr Mann die Semmeln so in die Luft warf, daß sie auf sie fallen mußten.

„Aber Mann!" rief sie aus, „was ist denn das?

Mir scheint es regnet gar Semmeln.“ — „Ja,“ sagte der Mann, „das thut es, es ist ein entsetzliches Wetter!“ Dann kamen sie auch am Gutshof vorüber und gerade als sie daran vorbeifuhren, wurde die Frau von dem Geschrei eines Esels aufgeweckt. „Was war denn das wieder?“ fragte sie und es war ihr schon ganz unbehaglich zu Muthe. „Ja, darüber darf man eigentlich nicht reden,“ antwortete der Mann, „wenn ich aber die Wahrheit sagen und nicht lügen soll, ist es der Teufel gewesen, welcher dem Gutsherrn einmal Geld geliehen und ihn nun plagt, weil er ihm die Zinsen nicht bezahlen will. Und er peitscht ihn bis er heult.“ — „Huh!“ sagte die Frau schauernd, „tummle dich, daß wir von da weiter kommen!“ Da hieb der Mann mit der Peitsche in die Pferde ein und sie kamen wohl und glücklich zu Hause an.

Als sie aber daheim waren, sagte der Mann: „Höre Weibchen, das waren schlimme Dinge, die ich heute in der Stadt hören mußte, der Feind ist in unser Land eingebrochen und noch heute Nacht wird er hier sein. Darum mußt du dich im Kartoffelkeller verkriechen, damit du keinen Schaden erleidest, ich aber will hier bleiben und unser Eigenthum so gut beschützen als ich kann.“

Auf diese Weise brachte er sie in den Keller hinunter,

dann nahm er seine Büchse zur Hand, ging vor den Hof hinaus und rief und schoß — es waren zwar nur blinde Schüsse, die aber doch einen Heidenlärm machten. Und so machte er es die ganze Nacht hindurch, bis er gegen Morgen seine Frau aus dem Kartoffelkeller holte und zu ihr sagte: „Ja, ich hielt mich doch. Die meisten Feinde schoß ich über den Haufen und die übrigen ergriffen schließlich die Flucht und nahmen ihre todten Kameraden mit.“ — „Nun, Gott sei Dank!“ sagte die Frau, „es lief gut ab, aber ich habe die ganze Nacht eine schreckliche Angst ausgestanden!“ Darauf legte sie sich ins Bett und schlief sich gehörig aus auf den Schrecken.

Einige Tage später kam der Gutsherr herausgeritten und traf zuerst den Mann vor dem Hause und fragte ihn: „Was ist es denn mit dem Schatz, den du auf meinem Feld gefunden hast?“ — Ja, davon wußte der Mann gar nichts. — „Ah, papperlapapp!“ rief der Gutsherr aus, „es hilft dir nichts, wenn du auch leugnest, denn deine Frau hat es ja schon selbst eingestanden — ich weiß alles aus ihrem eigenen Munde.“ — „Ja,“ antwortete der Mann und deutete auf die Stirne, „bei meiner Frau ist es manchmal da oben nicht recht richtig. Man kann ihr da nicht alles glauben, was sie sagt.“

Da rief der Gutsherr die Frau heraus und fragte, ob es nicht so sei, wie sie gestanden, daß ihr Mann auf dem Felde einen Haufen Geld gefunden habe. „Freilich, freilich,“ antwortete die Frau, „und ich war selbst mit in der Stadt, als wir das Geld einwechselten.“ — „Wann war das?“ fragte der Gutsherr. „Ja, das war damals, als wir das entsetzliche Wetter hatten und wie es Semmeln herunter regnete.“ „Ach, Unsinn, dummes Zeug!“ rief der Gutsherr; „wann war das?“ — „Ja, das war gerade am Tage vor der großen Schlacht, die da auf dem Felde stattfand, als der Feind ins Land eingebrochen war,“ antwortete dann die Frau. „Was, Schlacht und Feinde?!“ sagte der Gutsherr, „ich glaube, die Person ist verrückt. Wann war es, daß ihr in der Stadt gewesen seid, um das Geld wechseln zu lassen, frage ich?“

Da weinte die Frau, und so sehr sie sich dagegen sträuben mochte, es mußte ja heraus: „Es war am selben Tag,“ sagte sie, „als Euch der Teufel am Abend plagte — und Euch aus dem Garten hinauspeitschte.“ — „Was sagst du da?“ schrie der Gutsherr; „dann soll dich der Teufel plagen und peitschen für den Unsinn, den du zusammenschwätzest!“

Damit peitschte er sie zur Thüre hinein, schwang

sich auf sein Pferd und ritt dann seiner Wege, und fragte von da an nie mehr nach dem Schatze. Aber der Bauersmann kaufte sich einen großen Hof in einer andern Gegend und lebte dort glücklich und vergnügt mit seiner Frau. Sie verhalf ihm doch zu all seinem Glück, so wenig sie es selbst auch wußte.

Einer, der's faustdick hinter dem Ohr hat.

Es war einmal ein ganz ur- und steinalter Mann. Er lebte nicht nur schon sehr lange, sondern er war auch seinerzeit ein tüchtiger Kerl, denn er hatte nicht weniger als sieben Schock Söhne und sogar noch sieben Stück dazu.

Als diese vierhundertsiebenundzwanzig Söhne erwachsen waren, wollten sie alle miteinander heiraten; und daher gingen sie zu ihrem Vater und fragten ihn, wie sie sich dazu anstellen sollten. „Das verstehe ich besser als ihr," sagte der Alte. „Laßt nur mich machen, ich werde schon für jeden von euch eine Frau ausfindig machen. Sattelt mir nur meinen alten Gaul, dann will ich sogleich fortreiten, um für euch zu freien!"

Er mußte aber weit herum reiten, bis er endlich einen Mann auskundschaftete, der sieben Schock Töchter

besaß und noch sieben Stück darüber, die noch alle unversorgt waren. Mit dem ließ sich etwas machen, drum ritt er zu ihm hin. Ein Knecht nahm ihm das Pferd ab und er selbst ging zu dem Mann hinein und knüpfte mit ihm ein Gespräch an, und unter andern Dingen kam er dann auch darauf zu sprechen: — daß er eigentlich zu ihm komme, um für seine Söhne anzuhalten um seine sämmtlichen Töchter.

Sie kamen dann überein miteinander, daß die jungen Leute alle bei dem alten Vater der Söhne wohnen sollten, während der andere die Hochzeit für alle sieben Schock und sieben Paare zu bestreiten hat. Als alles auf diese Weise abgemacht war, sagte der fremde Mann zu dem Knecht, daß er ihm jetzt sein Pferd wieder satteln und vorführen möchte. „Hat mein Gaul etwas zu fressen bekommen?“ fragte er; „denn ich habe sehr weit heim und mag unterwegs nicht anhalten, um ihn zu füttern.“ — „Ja,“ antwortete der Knecht, „er hat schon etwas bekommen, denn er hat sieben Fuder Heu zusammengefressen.“ — „Hat er aber auch etwas zu saufen bekommen?“ fragte der Alte weiter. „Nein, er hat nichts bekommen.“ — „Nun ja, — dann kann ich ihn ja noch saufen lassen, wenn wir am See vorbeikommen,“ sagte der Alte, „das ist ja weiter nicht der Rede werth.“

Darauf ritt er weg von dem Hofe und gelangte bald zu dem See, der aber ziemlich klein war, denn er erstreckte sich höchstens auf sieben Meilen im Umkreis. Der Alte ritt mit seinem Gaul hinein, und dieser soff den ganzen See aus, denn er hatte lange stehen müssen und war davon gar durstig geworden.

Als aber das Wasser im See so zu sinken begann, daß es zu wenig für die Fische war, die darin nicht mehr schwimmen konnten und diese im Schlamm liegen und umkommen mußten, fanden sich gleich eine Menge Vögel ein, die unter den Fischen tüchtig aufräumten. Als der Mann, der auf dem Pferde saß, in die Höhe schaute, um zu sehen, wohin die Vögel mit den Fischen flogen, da fiel ihm etwas von einem Vogel ins Auge. Er griff zwar gleich nach dem Ding, konnte es aber durchaus nicht herausbekommen. Es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als in größter Eile nach Hause zu reiten, während er beständig die eine Hand vor das Auge, das ihn schrecklich schmerzte und juckte und voll Wasser stand, halten mußte.

Sobald er heimkam, erzählte er seinen Söhnen, daß er so glücklich wäre, für jeden von ihnen eine Braut gefunden zu haben, schließlich aber das Unglück unterwegs gehabt hätte, daß ihm etwas ins Auge gefallen sei; sie sollten ihm nun helfen es herauszubekommen.

Sie suchten es wohl und schauten und schauten, aber sie konnten durchaus nichts darin finden. Da sagte der älteste Sohn, welcher der gescheiteste war: „Wir wollen einfach unsere Schiffe ins Auge hineinbringen und darin herumsegeln und versuchen, ob wir es am Ende nicht doch noch finden können.“ Das thaten sie auch und segelten sieben ganze Tage darin herum, und fanden endlich auch, was sie suchten; und was war es? — ein Fischbein, das ein Vogel verloren hatte. Sie erwischten es mit einem langen Bootshaken und zogen es dann aus dem Auge heraus.

Dann mußten sie sich um einen Tischler umsehen, der ihnen sieben Schock und sieben Bettstellen für die vierhundertsiebenundzwanzig jungen Paare machen konnte. Und es traf sich mit diesem Fischbein so glücklich, daß es der Tischler legen und sägen und zurechtschneiden, und daraus die Pfosten für sämmtliche vierhundertundsiebenundzwanzig Betten machen konnte.

Als diese fertig und brauchbar waren, wollte der Alte eines Tags sein Mittagsschläfchen auf einem solchen Bett halten und setzte seine rothe Schlafmütze auf und legte sich nieder. Als er schon nahe daran war in Schlummer zu fallen, kam Herr Reineke Fuchs hereingeschlichen und begann an einem dieser Bettpfosten zu nagen. Und es schien ihm, daß er sowohl

nach Vogel als nach Fisch schmecke. Darüber wurde der Alte aber so ärgerlich, daß er seine rothe Schlafmütze nahm und sie nach Meister Reineke warf, worüber dieser so erschrak, daß er auffuhr und sich geschwind im Barte des Alten versteckte.

Der Alte griff zwar gleich, als Reineke in seinen Bart schlüpfte, nach ihm, erwischte ihn aber nicht und später war es ihm rein unmöglich zu finden, wo sich der Fuchs versteckt hatte. Darum rief er all seine Söhne herbei, daß sie zu ihm kommen und ihm helfen sollten, um Reineke zu fangen. Da sagte der älteste, denn er war ja der gescheiteste, daß es am klügsten wäre, wenn jeder seine gute Sense zur Hand nähme — es würde zwar dem Barte einige Haare kosten; — aber auf eine andere Art würden sie den Meister Reineke eben nie erwischen können. Da holten sie denn ihre Sensen, sämmtliche vierhundertundsiebenundzwanzig Söhne arbeiteten darauf los, und jeder einzelne mähte sieben Schwaden in sieben Tagen; und dann fanden sie schließlich auch den Fuchs in seinem Versteck: — er hatte sich hinter dem rechten Ohr des Alten verkrochen! Da hatte er sich ganz gemüthlich und bequem eingemiethet und noch überdieß sieben Junge geworfen, ehe sie ihn erwischt hatten.

Als aber auch das wieder in Ordnung und geschehen war, zogen sie hin und hielten alle miteinander Hochzeit; und die Hochzeit war sowohl großartig als prächtig und währte nicht weniger als sieben Schock Tage und noch sieben darüber.

Hans und Grethe.

Weit draußen vor dem Dorfe stand ein kleines Häuschen; darin wohnte ein Mann mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter, welche Grethe hieß. Es waren zwar nur geringe Leute, aber brave und ordentliche Leute, und Grethe war ein recht fleißiges, gutes Mädchen und noch dazu ein bildhübsches Mädchen.

Unten im Dorfe gab es wohl manch stattlichen Bauernhof, aber der schönste war halt doch der, welchen Hans einmal erben sollte. Sein Vater war längst todt und die Mutter führte jetzt den ganzen Haushalt, wobei sie von Hans auf das treulichste unterstützt ward. Er mußte nur noch warten bis er zwanzig Jahre alt war, und dann bekam er von der Mutter Haus und Hof. Er war nicht allein der reichste, sondern außerdem auch der tüchtigste und schönste Bursche im ganzen

Dorfe, so daß es am Ende kein Wunder war, daß mehr als ein Mädchen ein Auge auf ihn geworfen hatte und ebenso auch Grethe.

Hans kam einmal in aller Frühe in die Küche, als Gretchen gerade allein war und sagte zu ihr: „Höre Gretchen! du bist ein hübsches Mädchen und ein braves Mädchen, und deshalb kann ich dich auch recht gut leiden, so daß ich dich einmal zu meiner Frau nehmen will, wenn du fein schweigen kannst und es jetzt noch niemandem sagen wirst." — „Ich danke dir schön!" sagte Grethe, „so etwas darf man freilich noch niemandem sagen."

Hans ging nun wieder und Grethe sollte einen Topf voll Mehlbrei zum Frühstück kochen. Sie nahm eine Hand voll Mehl, die andere voll Asche und rührte dies durcheinander und dabei war sie voller Freude. Als die Mutter herauskam und sah, was die Tochter zusammenkochte, rief sie erstaunt aus: „Aber Gretchen! was treibst du denn da?" — „O Mutter," antwortete sie, „ich bin so voller Freude."

„Was freut dich denn so sehr?" fragte die Mutter darauf. „Ja," sagte Grethe, „Hans war da und hat gesagt, er will mich zu seiner Frau nehmen, wenn ich schweigen kann und es jetzt noch niemandem sagen will." — „Ja, so etwas darf man freilich noch nie-

mandem sagen," sagte die Mutter und verrührte den Brei und schüttete ihn mitten auf den Küchenboden aus.

Jetzt kam der Mann heraus, um doch nachzusehen, wo die beiden heute mit seinem Frühstück bleiben. „Aber sagt mir nur, was treibt ihr denn da?" sagte er, als er ihre Arbeit sah. „O, wir sind so voller Freude!" antworteten beide.

„Was freut euch denn so sehr?" fragte der Mann. „Ja, der Hans war da und hat gesagt, er will die Grethe zur Frau nehmen," sagte die Mutter, „wenn sie schweigen kann und es jetzt noch niemandem sagen will." — „Ja, so etwas darf man freilich noch niemandem sagen," erwiderte der Mann und ging hinaus und spannte die Pferde an die verkehrte Seite des Wagens.

Da kam gerade Hans vorbei, und als er das sah, sagte er: „Aber was treibt Ihr denn da?" — „O, ich bin so voller Freude!" antwortete der Mann. „Ja, was freut Euch denn so sehr?" fragte Hans. „Nun, weil du gesagt hast, du willst meine Tochter zur Frau nehmen," erwiderte der Mann.

„Ja, das habe ich auch gesagt — wenn sie schweigen kann; aber das kann sie nicht!" Damit ging Hans voller Zorn seiner Wege.

Und es vergingen viele Tage, ohne daß sie Hans wieder zu Gesichte bekamen. Endlich erfuhren sie, daß er um eines Großbauern Tochter gefreit habe und daß die Brautleute am nächsten Sonntag in der Kirche verkündigt werden sollten. Sie wurden zum ersten- und zum zweitenmal verkündigt; als sie aber zum drittenmal verkündigt werden sollten, sagte Grethe zu ihrer Mutter: „Ich muß heute doch in die Kirche, um noch einmal mit meinem alten Geliebten zum hl. Abendmahl zu gehen.“ Und das that sie auch.

Als alle das Abendmahl empfangen hatten und wieder auf ihre Plätze zurückgingen, flüsterte Grethe dem Hans im Vorbeigehen zu: „Ich habe meinen Glauben an dich doch noch nicht aufgegeben.“ Seine Braut, die selbstverständlich auch in der Kirche war, sah es und frug den Hans aus: „Was war denn das für ein Mädchen, das vorhin an dir vorbeiging und dir etwas zuflüsterte?“ — „O, das war ein Mädchen, das ich einmal zu meiner Frau nehmen wollte, wenn sie hätte schweigen können, — aber das konnte sie nicht!“ —

„Ah! — so etwas ist mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen!“ sagte die Braut, „nicht einmal schweigen konnte sie? — Ich habe doch schon sieben Kinder geboren, aber gesagt habe ich noch nie-

mandem ein Sterbenswörtchen davon, — nur jetzt ist es mir unversehens entschlüpft.“ Als Hans das hörte, sprang er vom Stuhl auf, — und niemals sah sie ihn wieder. Nun heiratete er doch noch das Gretchen, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch glücklich miteinander.

Die Träume.

„Der reiche Peter Larsen“ so hieß ein Großbauer, und das war der reichste Mann in der ganzen Gegend; aber er war böse, hart und hochmüthig. Er hatte nur ein einziges Kind, und zwar eine Tochter, welche Karen hieß.

In demselben Orte wohnte auch eine arme Häuslerin, welche einen einzigen Sohn hatte und der hieß Hans.

Beide Kinder liebten einander schon von frühester Jugend auf, sie hatten miteinander gespielt und zusammen gelernt, sowohl in der Schule als in der Kirche. Als sie erwachsen waren, ging Hans eines Tages hinüber zu dem reichen Peter Larsen und sagte ihm, daß er seine Tochter liebe und daß sie ihn wieder liebe, und deshalb wolle er den Peter Larsen fragen, ob sie nicht ein Paar werden dürften.

Darüber wurde der Peter Larsen so wüthend, daß er vor Zorn beinahe platzte; und er spuckte in seine Faust und schlug dem Hans Eine gerade zwischen beide Augen hinein, und sagte dann: „Ja freilich, du sollst die Karen kriegen! Aber da kannst du schon zuerst bis ans Ende der Welt wandern. Dann kriegst du sie, wenn du wieder einmal zurückkommst!"

„Ich will es versuchen!" antwortete Hans und ging darauf zu seiner Mutter heim und sagte ihr, daß er Karen bekäme, wenn er zuerst am Ende der Welt gewesen sei, und daß er sich deshalb sogleich auf den Weg machen wolle. Da fing seine Mutter zu weinen an und bat ihn unter Thränen, sie doch nicht zu verlassen. Aber das half alles miteinander nichts; Hans wollte und mußte fort, und da schnitt ihm denn die Mutter einen Brodsack zurecht, so gut sie es eben konnte; und er begab sich auf seine Wanderschaft.

Er ging immer gerade aus vorwärts: — so mußte er ja doch endlich einmal an das Ende der Welt kommen. Und so lange er einen Bissen in seinem Brodsack hatte, kehrte er nirgends ein; denn er wollte ungern aufgehalten werden, weil es wohl ein sehr weiter Weg war, den er vor sich hatte. Als sich aber keine Brodkrume mehr in seinem Sack befand, mußte er doch in einen Bauernhof hineingehen und um einen

Bissen zu essen bitten. Der Mann, dem der Hof gehörte, fragte ihn, wohin er wandern wolle, und Hans antwortete: „Ich muß ans Ende der Welt, denn sonst bekomme ich des reichen Peter Larsens Tochter nicht." „Ja, wenn du ans Ende der Welt sollst," sagte der Bauer, „dann mußt du einen Auftrag von mir mitnehmen und mir die Kundschaft bringen, woher es kommt, daß ich drei schöne Töchter habe und so reich bin, daß es mehr als genug für alle drei ist und doch keine Freier für sie bekommen kann."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um es zu erfahren," sagte Hans, und bekam dann seinen Brodsack wohl gefüllt und zog wieder von dannen immer gerade fort, so lange noch ein Stückchen Brod in seiner Tasche war. Als sie aber ganz leer war, ging er wieder an einem Ort in einen großen Herrenhof hinein und bat um einen Bissen zu essen. „Wie weit wanderst du denn?" fragte ihn der Gutsherr. „Ja, ich muß bis ans Ende der Welt," antwortete Hans, „denn sonst bekomme ich des reichen Peter Larsens Karen nicht."

„Ja, wenn du bis ans Ende der Welt sollst, dann mußt du einen Auftrag von mir mitnehmen," sagte der Gutsherr, „und mir die Kundschaft bringen, woher es kommt, daß sich in meinem Garten ein Baum

befindet, der auf der einen Seite rothe, auf der andern weiße Blätter und noch nie eine Frucht getragen hat."

Hans versprach zu thun, was in seinen Kräften stünde, um ihm die Antwort auf diese Frage zu verschaffen, und bekam seinen Brodsack tüchtig vollgestopft; dann nahm er Abschied und bedankte sich und ging wieder weiter vorwärts, so lange er noch einen Bissen im Sack hatte. Als er abermals leer war, ging er in ein königliches Schloß hinein und bat um etwas zu essen. Der König stand just selbst vor der Thüre draußen, und da fragte er den Hans: „Wohin geht die Reise?" und Hans antwortete wie gewöhnlich: „Ich muß bis ans Ende der Welt, denn sonst bekomme ich des reichen Peter Larsens Karen nicht."

„Ja, wenn du bis ans Ende der Welt mußt," sagte der König, „dann kannst du mir auch die Nachricht verschaffen, wo meine Tochter hingekommen, welche mir vor sieben Jahren gestohlen wurde."

„Ich will sehen, was ich thun kann," erwiderte Hans, „und wenn es mir möglich ist, will ich es dir schon wissen lassen." Da bekam er seinen Brodsack so gut vollgestopft, daß er auf lange Zeit ausreichen konnte; und er ging wieder tüchtig vorwärts, bis er mitten in einem wilden Wald zu einem Schilderhaus hinkam, bei dem ein alter Soldat stand und Wache

hielt. Er rief den Hans an und fragte ihn, wohin er wolle.

„Ich muß bis ans Ende der Welt," sagte Hans, „denn sonst bekomme ich des reichen Peter Larsens Tochter nicht. — Habe ich noch weit dahin?" fragte er die Schildwache. „Nein," bekam er die Antwort, „jetzt hast du nicht mehr besonders weit. Du wirst bald bei einem großen Wasser anlangen, das ist das rothe Meer, und auf der andern Seite desselben liegt das Schloß am Ende der Welt. Aber darin haust ein böser Zauberer," sagte der alte Soldat. „Ja, das ist mir gleichgültig, wer da wohnt," sagte Hans, „aber ich soll und muß dahin!"

„Dann kannst du einen Auftrag von mir mitnehmen," sagte die Schildwache, „und dich erkundigen, wann endlich eine Ablösung kommt, denn jetzt stehe ich auf diesem Posten schon dreihundert Jahre." — „Ja, das werde ich thun," versprach Hans, und beeilte sich weiter zu kommen, und bald befand er sich am rothen Meer. Da traf er ein altes Weib am Strande an, die ein kleines Boot hatte, und es sah aus als sei sie dazu da, um die Leute überzusetzen.

„Wo willst du denn hin?" fragte sie. „Ich will ans Ende der Welt," antwortete Hans. „Dahin gelangst du immer noch früh genug," sagte das Weib,

„denn von da kommst du doch nicht mehr zurück.“ — „O ja!“ erwiderte ihr Hans, „ich muß ja wieder nach Hause, um des reichen Peter Larsens Karen heimzuführen.“ — „Ja,“ sagte das Weib, „ich will dich meinetwegen übersetzen, und solltest du zurückkommen, dann kannst du mir sagen, wie lange ich noch da liegen und im Wasser herumpantschen soll. Jetzt habe ich schon siebenhundert Jahre lang die Leute da übergesetzt.“

„Ich will schauen, daß ich es erfahren kann,“ sagte Hans, und das Weib fuhr mit ihm über das rothe Meer und hinüber zum Schloß am Ende der Welt. Er fand ein Thor, an dem klopfte er an, und da kam ein junges Mädchen, das ihm aufmachte und das war eine Prinzessin; — sonst war gerade niemand im Schlosse. Er wünschte ihr einen guten Abend und fragte, ob er da nicht über Nacht bleiben könnte. „Nein!“ sagte die Prinzessin, „was willst du denn hier? du kommst ja nicht mehr lebend über die Schwelle!“ — „Ja,“ entgegnete ihr Hans, „ich sollte und mußte hieher, denn sonst bekomme ich des reichen Peter Larsens Karen nicht!“ — „Gut, jetzt ist der Zauberer nicht zu Hause,“ sagte die Prinzessin, „aber wenn er heimkommt und Christenblut wittert, dann ist es aus mit dir.“ Ja, er müsse mit ihm sprechen, sagte er,

denn er habe viele Aufträge bekommen, die er zu besorgen habe; und dann erzählte er der Prinzessin alles, worüber er Erkundigungen einziehen müsse.

Als er auf den König zu sprechen kam, der wissen wollte, wohin seine Tochter gekommen, da brach sie in Thränen aus und sagte, daß dies gewiß ihr Vater sei. „Komm jetzt nur herein!“ sagte die Prinzessin, „ich will schon sehen, daß ich dir helfen kann. Ich verwandle dich nun in eine Hechel und hänge dich beim Kopfkissen am Bettpfosten auf, und wenn ich sage: „Hechel, merk' auf!“ dann mußt du genau Obacht auf alles geben, was gesprochen wird.“ Die Prinzessin that, wie sie gesagt, und bald darauf kam der Zauberer heim.

„Huh! .... huh! .... huh!“ rief er, „ich rieche Christenblut.“ — „Ach nein, Väterchen!“ sagte die Prinzessin, „was dir nicht wieder einfällt! Heute flog eine Krähe übers Dach und verlor dabei ein Bein in unserm Hof, welches sie wahrscheinlich von einem Friedhof geholt hatte. Und das wird es auch sein, was du jetzt riechen kannst.“ Darauf verzehrte der Zauberer sein Nachtmahl und beide gingen zur Ruhe.

Als sie kurze Zeit dagelegen hatten, begann die Prinzessin so zu schnarchen, daß der Zauberer darüber aufwachte. Er stieß sie und sagte: „Aber Frau, was

schnarchst du denn so fürchterlich?" — „O, ich habe etwas geträumt," erwiderte sie. „So? ... was hast du denn geträumt?" fragte er. „Ich träumte von einem Mann, der drei schöne Töchter hatte, denen er eine sehr reiche Mitgift geben konnte und doch keine Freier für sie bekam. Was mag daran wohl Schuld sein?" — „Ja, das weiß ich schon," sagte der Zauberer, „aber er wird es nie erfahren: er sollte die Thüren zur Hälfte einwärts und zur Hälfte auswärts kehren, dann würden alle Tage ein paar Freier kommen." — „Hechel, merk' auf!" sagte die Prinzessin. „Wozu sagst du das?" fragte der Zauberer. „Ach, das sagte ich nur so im Traume," antwortete ihm die Prinzessin.

Darauf schliefen sie wieder ein. Aber bald darauf weckte ihn das Schnarchen der Prinzessin abermals auf und er fragte sie, was sie jetzt geträumt habe. „Ach, ich träumte von einem Gutsherrn, der einen Baum in seinem Hofe hat, der auf der einen Seite weiße, auf der andern Seite rothe Blätter trägt und auf dem noch nie eine Frucht gewachsen. Was mag das bedeuten?" — „Ja, das weiß ich schon," antwortete der Zauberer, „aber er wird es nie erfahren. Er sollte acht Knechte, vier auf jeder Seite, nachgraben lassen, dann würde er unter diesem Baum eine Tonne

Gold und eine Tonne Silber finden." — „Hechel, merk' auf!" sagte die Prinzessin. „Wozu sagtest du das?" fragte der Zauberer. „Ach, das sagte ich nur so im Traume," erwiderte die Prinzessin.

Als sie wieder kurze Zeit schliefen, weckte sie ihn zum drittenmal mit ihrem Schnarchen auf, und er sagte: „Aber warum schnarchst du denn jetzt?" — „Ach, ich träumte . . . ich träumte," sagte die Prinzessin darauf. „Das ist aber heute eine schauderhafte Träumerei von dir!" rief der Zauberer aus. „Was hast du denn wieder geträumt?" — „Ich träumte von einem König, der besaß eine einzige Tochter, die ihm vor sieben Jahren gestohlen wurde." — „Das bist ja du selbst," schrie er so fuchsteufelswild, daß er sie jetzt beinahe gefressen hätte.

Darüber erschrak die Prinzessin fürchterlich und getraute sich nicht sobald wieder zukommen mit ihren Träumen; aber sie mußte ja doch noch die andern Fragen beantwortet bekommen. Deshalb ließ sie ihn eine gute Weile ruhig schlafen, dann aber begann sie auf's neue zu schnarchen und er wachte darüber auf. „Das ist doch zum Teufel holen mit deinem Geschnarche heute Nacht!" brummte der Zauberer. „Ja, ich bin auch ganz unglücklich über diese Träume," seufzte sie. „Nun, was hast du denn jetzt für einen gehabt?"

fragte er. „Ich träumte von einem alten Soldaten, der draußen im wilden Wald bei einem Schilderhaus Wache steht. Wie viele Jahre muß er wohl noch da stehen bleiben?“ — „Ja, das weiß ich schon,“ sagte der Zauberer, „aber er wird es nie erfahren. Er könnte schon einmal abgelöst werden; aber da müßte er, wenn es in der Luft saust und in der Erde dröhnt, rufen: „Höre, Satan, der du fliegst und flatterst in der Luft! komme jetzt herunter und löse mich ab! Ich stand hier schon so viele lange Jahre, jetzt sollst du in aller Ewigkeit da stehen bleiben!“ — da müßte ich hingehen und an seiner statt Schildwacht stehen.“ — „Hechel, merk' auf!“ sagte die Prinzessin. „Aber wozu sagst du denn das immer?“ fragte er. „Ach, das sagte ich nur so im Traume!“ erwiderte die Prinzessin.

Da schliefen sie wieder ein, aber es dauerte nicht lange, da fuhr der Zauberer aufs neue von dem Schnarchen aufgeweckt aus dem Schlafe auf und wollte wissen, was sie jetzt geträumt habe. „Ich träumte von einem alten Weib, das schon, so lange ich mich erinnern kann, die Leute hieher übersetzt. Wie lange wird sie das noch thun müssen?“ — „Ja, das weiß ich schon,“ sagte er, „aber sie wird es nie erfahren. Wenn sie einen Christenmenschen unter die Hand bekäme, dem sie das Genick brechen könnte und ihm

dann drei Tropfen Blut aussaugen würde, dann dürfte sie hingehen, wohin sie wollte." — „Hechel merk' auf!" sagte die Prinzessin. „Das will ich nicht mehr hören!" schrie der Zauberer, „und jetzt störe mich nimmer in meiner Nachtruhe oder ich breche dir selber das Genick!" Darauf fiel er in einen tiefen Schlaf und schnarchte, daß das ganze Haus davon erzitterte und bebte.

Morgens stand der Zauberer auf, nahm sein Frühstück ein und fuhr davon. Da verwandelte die Prinzessin die Hechel wieder in den Hans und gab ihm sein Frühstück und sagte ihm, daß er nun voraus zum Strand hinunter solle; sie werde ihm nachkommen, sobald der Zauberer weit genug entfernt sei. Darauf verwandelte sie ihn in ein kleines Rad, das sie an den Strand hinunter rollen ließ; und da blieb es liegen, bis die Prinzessin selbst kam und es wieder in einen Menschen verwandelte. Dann stiegen sie beide in das Boot des alten Weibes. „Tummle dich nur, Mutter, und setz' uns über!" rief ihr Hans zu. „Ja, hast du mir auch eine Antwort auf meine Frage gebracht?" erkundigte sich das Weib. „Wenn wir drüben sind, sollst du sie bekommen," erwiderte Hans. Und als sie wohlbehalten am Ufer angelangt und ein gutes Stück landeinwärts gekommen waren, rief er ihr zurück, was

sie zu thun hätte, um ihres Dienstes frei zu werden. „O, hättest du mir das nur früher gesagt,“ schrie sie ihm nach, „so könnte ich jetzt schon fertig sein!“

Sie liefen immer weiter, bis sie zu dem Schilderhaus kamen und dem alten Soldaten erzählten, wie er von seinem Posten abgelöst werden könnte. Und kaum waren sie gut an ihm vorbeigekommen, da sauste es in der Luft und dröhnte es in der Erde; — und das war der Zauberer, der den Fliehenden nacheilte. Da rief der Soldat, wie er soeben gelernt hatte: „Höre; Satan, der du fliegst und flatterst in der Luft! komme jetzt herunter und löse mich ab! Ich stand hier schon dreihundert lange Jahre, jetzt sollst du in aller Ewigkeit da stehen bleiben!“ Nun mußte der böse Zauberer herabkommen und Schildwache stehen; — und da steht er noch.

Darauf zogen Hans und die Prinzessin zu dem König hin, dessen Tochter sie war. Hans nahm sie an der Hand und führte sie vor und sagte: „Hier ist Eure Tochter, die Euch vor sieben Jahren gestohlen wurde!“ Der König wollte es zuerst nicht glauben, aber da sagte die Prinzessin: „Vater! kannst du dich nicht mehr erinnern, daß ich, als ich noch klein war, einmal hingefallen bin und mich dabei mit einem Federmesser in die rechte Hand stach? — Und hier ist

noch die Narbe davon." Da freute sich der König so sehr, daß er sein Kind wiedergefunden, daß er dem Hans aus Dankbarkeit die Prinzessin zur Ehe und dazu gleich das halbe Königreich und nach seinem Tode das ganze anbot. Aber Hans bedankte sich und sagte, daß er heim müsse, um des reichen Peter Larsens Tochter zu bekommen.

Da gab ihm der König eine Tonne voll Gold und einen prächtigen Wagen mit vier Pferden bespannt und Kutscher und Diener dazu. Dann reiste er damit weiter zu dem Gutsherrn, der den wunderbaren Baum in seinem Garten hatte. Er ertheilte ihm Bescheid; und sogleich wurden acht Knechte geholt, von denen je vier zu beiden Seiten graben mußten. Und da fanden sie richtig eine Tonne voll Gold auf der einen Seite und eine voll Silber auf der andern. Darüber freute sich der Gutsherr ungemein und gab Hans die Hälfte als Finderlohn, also eine halbe Tonne Silber und eine halbe Tonne Gold, und das wurde ihm auf den Wagen gepackt, dann fuhr er weiter. Er mußte noch zu dem reichen Bauern mit den drei schönen Töchtern, die keine Freier bekommen konnten, hinein. Hans sagte ihm, daß er die Thüren halb einwärts und halb auswärts kehren solle, dann würden alle Tage genug Freier kommen. Da sagte ihm der Bauer

in der Freude seines Herzens über diese Unterweisung sogleich, er könne eine seiner Töchter haben und welche er wolle? Aber Hans wollte keine von den dreien, denn er sei schon verlobt, sagte er. Dann wollte ihm der Bauer hundert Thaler geben. Aber Hans dankte auch dafür und sagte, er habe ohnehin schon genug Geld.

Darauf fuhr er weiter bis zu seiner Mutter Haus, und hielt davor an; dann ließ er drinnen fragen, ob er nicht da über Nacht bleiben könnte. Da fing die Frau zu weinen an und sagte, es sei schändlich herzlos, mit armen Leuten Spott zu treiben; es sei doch leicht einzusehen, daß sie eine so feine Herrschaft nicht empfangen könne. Aber da sprang Hans aus dem Wagen heraus und sagte: „Weine nicht, Mütterchen! — ich bin es ja, dein eigener Sohn Hans.“ Das wollte sie zuerst gar nicht recht glauben; aber zuletzt erkannte sie ihn doch und er erzählte ihr seine ganze Geschichte, und es herrschte eine unsägliche Freude in der kleinen Bauernstube.

Am andern Morgen fuhr Hans in seinem Wagen vierspännig und mit Dienern hinter sich hinauf in den Hof des reichen Peter Larsen. Karen war gerade im Begriffe das Vieh im Stall zu füttern, aber sie mußte natürlicherweise auch gleich sehen, was da so

dahergestampft kam. Aber als sie das prächtige Fahrzeug gerade in den Hof einlenken sah, fiel sie vor lauter Ueberraschung nach rückwärts mit einem Bündel Heu in den Armen in einen Düngerhaufen hinein. Und der reiche Peter Larsen kam heraus mit dem Hut in der Hand und machte Bücklinge und Kratzfüße.

Da sagte der Hans: „Ich bin's nur, Peter Larsen! Kann ich jetzt deine Tochter Karen bekommen? Denn jetzt bin ich am Ende der Welt gewesen. Und du wirst dich ja doch noch erinnern, daß du mich auf Nase und Mund schlugst und sagtest, wenn ich dort gewesen sei, bekäme ich deine Karen."

Und Hans bekam jetzt auch Karen und sie hielten Hochzeit miteinander; und jetzt hausen sie auf dem Hof des reichen Peter Larsen und haben schon große Kinder, welche herumziehen und Milchrahm nach der Elle und Kautabak maßweise verkaufen, und

Schnipp, Schnapp, Schnaus,
Das Mährlein ist jetzt aus.
Und Fuchs und Henn' und Hahn:
Jetzt fängt ein andres an!

Das Siebengestirn.

Es war einmal ein Mann und der hatte sechs Söhne. Er gab ihnen aber keine Namen, wie sie andre Menschen haben, sondern nannte sie schlechtweg nach ihrem Alter: »Aeltester, Zweitältester, Drittältester, Drittjüngster, Zweitjüngster und Jüngster. Andere Namen hatten sie nicht.

Als der älteste achtzehn und der jüngste zwölf Jahre alt war, schickte sie ihr Vater in die Welt hinaus, damit jeder ein Handwerk lerne. Da zogen sie aus und gingen anfangs ein Stück Weg miteinander, bis sie zu einer Stelle kamen, an der sich ein doppelter Kreuzweg befand, so daß sechs Wege nach verschiedenen Richtungen auseinander führten; da wurden sie miteinander einig sich hier zu trennen und jeder sollte seinen eigenen Weg gehen. Aber am zwei-

ten Jahrestag wollten sie alle wieder an derselben Stelle zusammenkommen und zusammen zu ihrem Vater heimkehren.

Am bestimmten Tag fanden sich alle richtig wieder an Ort und Stelle ein und gingen miteinander zu ihrem Vater. Der fragte nun einen jeden, was er für eine Kunst gelernt habe. Der „Aelteste" sagte, er sei ein Schiffsbaumeister geworden und könne Schiffe bauen, die von selbst gingen. Der „Zweitälteste" war zur See gegangen und Steuermann geworden und konnte ein Schiff ebenso gut über das Land als auf dem Wasser steuern. Der „Drittälteste" hatte nichts anderes als horchen gelernt, aber das konnte er nun so gut, daß er in dem einen Königreich hörte, was im andern vorging. Der „Drittjüngste" war ein Schütze geworden und jeder seiner Schüsse war ein Meisterschuß. Der „Zweitjüngste" hatte klettern gelernt, er konnte an der Wand hinaufgehen wie eine Fliege und keine Felswand war so steil, daß er sie nicht hätte erklettern können.

Als der Vater diese fünf angehört und erfahren hatte, was ein jeder von ihnen konnte, sagte er, daß es zwar recht gut und alles mögliche sei, daß er sich aber doch mehr von ihnen erwartet hätte; denn das, was sie da gelernt, könnten doch andere auch noch.

Nun wollte er schließlich wissen, was der „Jüngste“ gelernt hätte; auf ihn hatte er immer die größte Hoffnung gesetzt, es war ja sein Lieblings- und Schoßkind.

Der „Jüngste“ war froh, endlich auch an die Reihe zu kommen, und antwortete ungemein vergnügt, daß er ein Meisterdieb geworden sei. Als der Vater das hörte, wurde er so böse, daß er ihn bei den Ohren nahm und rief: „Pfui der Schande, die du über mich und die ganze Familie gebracht hast!“

Da traf es sich zur selben Zeit, daß dem König des Landes seine liebreizende junge Tochter von einem bösen Zauberer gestohlen wurde. Und der König versprach sie demjenigen, der sie ausfindig machen und dem Zauberer wieder entreißen könnte, zur Frau und sein halbes Reich als Mitgift obendrein. Da wollten die sechs Brüder ausziehen und ihr Glück versuchen. Der Schiffsbaumeister baute ein Schiff, das von selbst ging. Der Steuermann steuerte es über Land und Meer. Der Horcher lauschte beständig nach allen Seiten herum und sagte endlich, daß er sie im Innern eines Glasberges höre. Dort segelten sie hin. Der Kletterer war in größter Geschwindigkeit oben auf dem Berg und erblickte den Zauberer darin, welcher seinen häßlichen Kopf auf dem Schoße der Prinzessin ruhen ließ

und schlief. Da kletterte er wieder herunter, nahm den kleinen Meisterdieb auf den Rücken und stieg mit ihm ganz in den Berg hinein. Der Meisterdieb stahl dem Zauberer die Prinzessin unter dem Kopfe weg, ohne daß er es merkte, und der Kletterer trug dann alle zwei zum Schiff hinunter.

Sobald sie unten an Bord angekommen waren, segelten sie fort und der Horcher mußte unterdes auf den Zauberer Obacht geben. Als sie noch nicht allzuweit vom Land entfernt waren, sagte er zu den andern: „Jetzt erwacht der Zauberer, — jetzt reckt er sich, — jetzt vermißt er die Prinzessin, — jetzt kommt er!"

Da gerieth die Prinzessin in schreckliche Angst und sagte, es wäre nun aus mit allen, wenn sie keinen Meisterschützen bei sich an Bord hätten. Der Zauberer könne überallhin durch die Luft fahren und würde jetzt gleich bei ihnen sein. Er sei unverwundbar und kugelfest, ausgenommen an einem kleinen schwarzen Punkt mitten auf der Brust, der nicht größer als ein Stecknadelkopf sei. — Da kam der Zauberer auch schon durch die Luft gesaust. Der Schütze nahm ihn sogleich aufs Korn, schoß und traf ihn mitten in den schwarzen Punkt hinein. Und im selben Augenblick zersprang der ganze Zauberer in tausend und

tausend feurige Stücke, daß die Splitter rauchend weit auseinander flogen, und daher stammen die vielen Feuersteine, die man allerwegen findet.

Die sechs Brüder langten endlich zu Hause an mit der Prinzessin und führten sie an ihres Vaters Hof. Alle waren in sie verliebt und jeder einzelne konnte mit vollem Recht von sich sagen, daß sie ohne ihn nicht gerettet worden wäre. Da war der König in großer Noth, denn er wußte nicht, welchem er seine Tochter geben solle. Und ebenso war die Prinzessin in großer Noth, denn sie wußte nicht, welchen sie am liebsten hatte.

Der liebe Gott wollte aber nicht, daß ein Streit zwischen ihnen entstehe, deshalb ließ er alle sechs Brüder und die Prinzessin in ein und derselben Nacht sterben. Dann versetzte er alle sieben als Sterne an den Himmel, und sie sind das, was man jetzt das Siebengestirn nennt. Der am meisten funkelnde Stern ist die Prinzessin, der matteste aber ist der kleine Meisterdieb.

Die Wünsche.

Es war einmal eine arme Frau, die hatte einen einzigen Sohn und der hieß Lars,* aber er wurde allgemein nur der faule Lars genannt, denn er war so über alle Maßen faul, daß er rein nichts anderes thun wollte, als immer zu Hause in seiner Mutter Kachelofenwinkel hocken. Und wenn ihn seine Mutter bat, ihr irgend etwas zu besorgen oder einen Auftrag auszurichten, so war seine gewöhnliche Redensart: „Ja, wenn ich möchte!“ Aber sonst war er seelengut und fügte sich gerne seiner Mutter — wenn er nur mochte.

Eines Tages fragte ihn die Mutter, ob er ihr nicht einen Eimer Wasser unten am Bach holen wollte. „Ja, wenn ich möchte!“ sagte Lars und reckte und

* Lars = Laurenz.

streckte sich oftmals, bis er sich endlich entschließen konnte, den Eimer zu nehmen und damit fortzugehen.

Er kam zum Bach hinunter und tauchte den Eimer auch unter, aber es dauerte doch eine gute Weile, bis er die Schnur wieder anfassen und den Eimer heraufziehen mochte. Er that es mit einem Ruck und darüber war jetzt Einer sehr wenig erfreut; denn der Eimer stand eine Weile ruhig am Grund des Baches, so daß er leicht eine Falle oder wie ein Netz für den kleinen Fisch sein konnte, der sich in denselben hinein verirrte und nicht mehr heraushuschen konnte, als der Eimer mit einem Ruck in die Höhe ging.

Als Lars also den Eimer aus dem Bach gezogen, schwamm der kleine Fisch wie verzweifelt darin herum. Das war nun noch in jener Zeit, als die Fische noch nicht stumm waren, wenigstens nicht alle; denn der kleine Fisch begann zu reden und bat den Lars, ihn wieder in den Bach hinaus zu lassen. „Nein,“ sagte Lars, „wozu denn? Bin ich schon einmal so unverhofft zu einem Fisch gekommen, so will ich ihn auch heimnehmen und ihn mir zum Abendessen braten.“

Da sagte der Fisch: „Wenn du mich nehmen und wieder in den Bach hinauslassen wirst, dann will ich dir drei Wünsche gewähren: dreimal darfst du dir etwas wünschen und es wird in Erfüllung gehen.“

Ja, das ist eine andere Sache, dachte Lars und packte dann den Fisch beim Schwanze und schleuderte ihn wieder in den Bach zurück. Darauf wollte er nach Hause gehen mit seinem Eimer.

Aber jetzt war er bedeutend schwerer voll heim-, als leer zum Bach herunterzutragen und Lars kam nicht weiter als ein paar Schritte vorwärts zu der Stelle hin, wo seine Mutter zu stehen und zu waschen pflegte, und da stand ihre Waschbank und lag ihr Waschbrett. Da war Lars schon müde, drum stellte er den Eimer auf die Waschbank und setzte sich daneben rittlings über die Bank; er wollte ein wenig von der großen Anstrengung ausschnaufen.

Da fiel es ihm auf einmal ein, daß er es jetzt gleich probiren könne, ob er auch einen Nutzen habe von den drei Wünschen, die ihm der Fisch gewährt hatte; und dann wünschte er sich, daß ihn diese Waschbank überall hintragen müsse, wohin er nur wollte, über Wasser und Land. Denn dann brauchte er ja nie mehr zu gehen. Zuerst wollte er mit dem Eimer nach Hause, und sobald er sich das gewünscht hatte, erhob sich die Waschbank und segelte mit ihm und dem Eimer durch die Luft zu seiner Mutter Haus hin.

„Das war lustig," dachte Lars, „auf diese Weise mag ich noch weiter herumreiten." Und so ritt er wei-

ter, rittlings auf der Waschbank und vor sich den Eimer. So kam er an des Königs Schloß vorbeigeritten und da traf es sich, daß gerade des Königs Tochter, ein lachlustiges, junges Wesen, am Fenster stand; und als sie diese Luftschiffahrt sah, brach sie in ein helles Gelächter aus und rief nach ihren Hofdamen und die stimmten alle in ihr Gelächter über den „faulen Lars" ein.

Darüber ärgerte er sich und sagte ganz leise zu sich selbst: „O, daß du doch einen kleinen Buben kriegen möchtest, du Fratzenschneiderin!" Das hatte ihm jetzt die ganze Reiterei verleidet, daß er so ausgelacht wurde; er wollte nun am liebsten zu seiner Mutter heim; und augenblicklich war er mitsammt dem Eimer und allem daheim bei seiner Mutter.

Lars erzählte aber seiner Mutter nichts von dem Fisch, denn er freute sich gar nicht über seinen ersten Wunsch, der ihm ja nur Spott eingetragen, wie er meinte. An den andern Wunsch hatte er gar nicht weiter daran gedacht. Mit seinem dritten Wunsch wolle er jetzt noch so lange zurückhalten, bis er älter geworden und besser zur Vernunft gekommen wäre, dachte er.

Es liegt auf der flachen Hand, daß Lars bei seinem zweiten Wunsch an nichts dachte und nur seinem augenblicklichen Aerger Luft machen wollte; und niemand

hatte es gehört. Aber der Prinzessin passirte eine andere Geschichte, denn nach neun Monaten gebar sie einen hübschen bausbackigen Jungen. Darüber wurde der König, ihr Vater, sehr böse und wollte durchaus von ihr wissen, wer der Vater dieses Kindes sei. Aber das konnte ihm die Prinzessin nicht sagen, denn sie ahnte selbst nicht, wie sie dazu kam und wußte von gar nichts. Da wurden Boten an die weisesten Männer des Landes ausgesandt und diese gaben den Rath, man solle die Sache ganz geheim halten, bis der Knabe drei Jahre alt geworden wäre. Dann sollten alle Mannsleute des ganzen Reiches zusammengerufen und in Reihen aufgestellt und an dem Kinde der Prinzessin, das mit einem goldenen Apfel in der Hand dastehen müsse, vorbeigeführt werden. Dann würde es gewiß zutreffen, daß der, dem das Kind den Apfel gebe, auch des Kindes Vater sei.

Diesen Rath befolgte der König und drei Jahre lang blieb alles ruhig und stille. Als aber diese Zeit um war, ging die Botschaft durch das ganze Land, daß sich alles, was männlichen Geschlechtes sei, hoch und nieder, vor dem Schlosse des Königs an einem bestimmten Tag einfinden müßte; und es entstand da eine überaus große Versammlung. Die Mannsleute wurden in Reihen aufgestellt und an der Schloßtreppe, auf der der Knabe mit dem goldenen Apfel stand, vorbeigeführt.

— Alle waren nun an ihm vorbeigezogen, einzeln Mann für Mann, vom ersten bis zum letzten; aber der kleine Knabe stand noch da und hatte seinen Apfel keinem von diesen gegeben.

Da ließ der König ausrufen, wenn irgend ein Mann zu Hause geblieben sei, so müsse er sich auf der Stelle melden oder es solle ihm das Leben kosten. Da sagte einer der Rottenmeister, daß ihm allerdings eine arme Frau bekannt sei, welche einen faulen Sohn zu Hause habe, der nicht gekommen sei, aber das hätte ja doch nichts zu bedeuten. Aber der König befahl, er müsse kommen so gut wie jeder andere. Es wurde ein Bote nach ihm ausgeschickt, der ihn holen sollte, und da mußte sich der faule Lars mehr eilen, als er es je in seinem Leben gethan. Und sobald ihn der Kleine zu sehen bekam, ging er gleich auf ihn zu und gab ihm seinen goldenen Apfel.

Was der König vorher noch nicht zornig war, das wurde er jetzt, als er sah, was der Vater des Sohnes der Prinzessin für ein Kerl war. Da befahl er seiner Tochter augenblicklich sein Reich zu verlassen und ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen, denn er wollte nichts mehr wissen von ihr. Sie mußte auch ihr Kind mitnehmen; und jetzt konnte der faule Lars für alle beide sorgen.

So mußte sie also mit dem faulen Lars gehen und er mußte sich ihrer und des Kindes annehmen. Er setzte sie nun mit dem Knaben neben sich auf die Waschbank seiner Mutter und wünschte sich aus dem Reiche und den Landen des Königs hinaus. Und sogleich segelte die Bank mit allen dreien davon.

Als die Prinzessin selbst auf so sonderbare Weise reiten mußte, erinnerte sie sich wohl, daß sie Lars schon früher einmal gesehen, aber wie sie zu diesem Kind gekommen und wie Lars der Vater desselben sein sollte, das war ihr ein Räthsel, und drum fragte sie Lars, ob er ihr dieses lösen könne. Da erzählte er ihr von den drei Wünschen, die ihm gewährt worden waren. Das erste, was er sich wünschte, war nun dieses sonderbare Reitpferd, über das sie so gelacht, als er das erste mal darauf ritt, — das ihm aber jetzt doch recht gut zu statten kam. Sein zweiter Wunsch waren die Worte, die er im Zorn ausgesprochen, als sie ihn so ausgelacht hatte. Und auf diese Weise war nun sowohl er als sie zu dem Kinde gekommen.

„Aber deinen dritten Wunsch hast du doch noch?" fragte die Prinzessin schnell. Ja, sagte Lars, er habe damit warten wollen, bis er zu mehr Verstand komme. „Dazu bist du schon gekommen, wenn du es mir überlässest zu wünschen," sagte die Prinzessin und beeilte sich,

image
not
available

er ihn vorher angeschaut. Und jetzt herrschte auf einmal die dickste Freundschaft zwischen ihnen.

Während sich nun alle von der Tafel erhoben, wünschten die Prinzessin und ihr Mann alles Silbergeschirr und die Gabeln, die auf dem Tisch lagen, in die Tasche des Königs, und zugleich sagte die Prinzessin: „Man sollte zwar nicht glauben, daß sich hier Diebe befänden, aber trotzdem kann man leicht sehen, daß jetzt auf einmal alles Silberzeug verschwunden ist.“ Darauf sagte der König, es wäre doch schändlich, wenn sich solche Leute in seinem Gefolge aufhielten. Dann befahl er, daß jeder vortreten solle und einer nach dem andern seine Taschen umwenden und durchsuchen lassen müsse. Das geschah nun auch, aber es wurde nichts gefunden, bis schließlich die Reihe an ihn selbst kam und er seine Taschen umwenden mußte: und da fiel alles Silberzeug heraus.

Der König stand ganz entsetzt und beschämt da und sagte, daß er es gar nicht begreifen könne, wie das zugegangen sein müsse. Da ergriff die Prinzessin das Wort und sagte: „Ebenso wenig konnte ich begreifen, wie ich zu dem Kinde gekommen. Aber das eine hat die gleiche Ursache wie das andere und alles miteinander kommt von den Wünschen her. Aber ich bin jetzt recht glücklich und zufrieden mit meinem

„faulen Lars" und wünsche mir mein Lebtage keinen andern bessern Mann."

Jetzt erkannte ihn der König feierlichst als seinen rechten Schwiegersohn an, der nach seinem Tode das Reich und die ganze Herrlichkeit erben sollte. Aber das nahmen ihm viele Große des Reichs übel und waren sehr mißgestimmt darüber, daß so ein „Bettelbube" einmal über sie regieren sollte. Deshalb wünschten die Prinzessin und Prinz Lars, als sich die Gesellschaft verabschiedete, daß den Großen die Nasen so lang wachsen sollten, daß sie sie kaum ertragen könnten. Dieser Wunsch ging in Erfüllung und als diese feinen Herren vom Festmahl nach Hause kamen und aus ihren Wagen steigen wollten, waren ihre Nasen so lang geworden, daß sie darüber stolperten, hinfielen und die Beine brachen.

Der grüne Ritter.

Und ein andermal war in einem andern Königreiche ein anderer König und eine andere Königin. Sie hatten nur ein einziges Kind und das war eine kleine Prinzessin, und die war noch ganz klein, als ihre Mutter zum Sterben krank wurde. Als die Königin nun merkte, daß sie nur noch kurze Zeit zum Leben übrig habe, rief sie den König und sagte: „Mein lieber Herr und Gatte! Damit ich ruhig sterben kann, mußt du mir ein Ding versprechen, und das ist, daß du unserm Kinde nie etwas abschlägst, worum es dich bittet, wenn dir die Erfüllung der Bitte irgend möglich ist.“ Das versprach ihr der König auch, und bald darauf starb sie.

Der König trauerte im innersten Herzen um sie und vermißte sie mit Schmerzen; und nur das Töch-

terchen war sein einziger Trost. Die Prinzessin wuchs daheim bei ihm auf und die Erfüllung der Versprechens, das er der Königin gemacht, fiel ihm ungemein leicht: er schlug dem Kinde nie eine Bitte ab. Dadurch wurde es zwar ein wenig verwöhnt und verzärtelt, aber sonst war es doch ein recht gutes und liebes Kind, dem nur die Mutter bei der Erziehung fehlte, weshalb es auch oft so eigenthümlich und trübsinnig war. Die Prinzessin hatte keine Lust zu Spiel und Scherzen wie andere Kinder ihres Alters; aber allein im Wald und im Garten zu wandeln, das liebte sie, und Blumen und Vögel wie überhaupt alle Arten von Thieren liebte sie ebenfalls und außerdem las sie sowohl Gedichte als Geschichten sehr gerne.

In der Nähe wohnte da die Witwe eines Grafen, die eine Tochter hatte, welche ein wenig älter als die Prinzessin war. Das war aber kein gutes, sondern ein eitles, selbstsüchtiges und hartherziges Mädchen. Aber sie war klug, wie auch ihre Mutter, und konnte sich gut verstellen, wenn sie dabei nur ihre Rechnung fand. Die Gräfin-Witwe wußte es so einzurichten, daß ihre Tochter oft und viel mit der kleinen Prinzessin zusammenkam und Mutter und Tochter gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihr zu gefallen. Sie thaten alles, was sie nur konnten, um der Prinzessin ein Ver-

gnügen zu bereiten und sie aufzumuntern und bald konnte diese eine der beiden gar nicht mehr entbehren.

Und das war es, was die Gräfin-Witwe wollte; und als sie sah, daß sie es wirklich dahin gebracht, ließ sie eines Tages der Prinzessin von ihrer Tochter unter vielen Thränen erzählen, daß sie nun von einander scheiden müßten, weil sie und ihre Mutter weit fort in ein anderes Land zögen. Da lief die kleine Prinzessin sogleich zur Gräfin-Witwe und sagte, daß sie mit ihrer Tochter nicht fortreisen dürfte, weil sie ohne sie nicht sein könnte und sich zu Tode grämen würde, wenn sie sie doch verließen. Da that die Gräfin-Witwe als wäre sie darüber sehr gerührt und sagte zur Prinzessin, daß es nur ein Mittel gäbe, sie im Lande festzuhalten und das wäre, — daß sie der König heiratete. Dann könnten beide, Mutter und Tochter, immer bei ihr bleiben und sie wußten gar nicht, wie schön sie ihr die Zukunft ausmalen sollten und wie gut sie es dann haben würde, wenn dies geschähe.

Da ging die Prinzessin zu dem König ihrem Vater hinauf und bettelte und bat ihn, daß er sich mit der Gräfin-Witwe verheiraten möchte, weil diese sonst fortreisen und sie die einzige Freundin, die sie hätte, verlieren würde und sich deshalb zu Tode grämen

müßte. „Du würdest es wohl bereuen, wenn ich es thäte," sagte der König, „und ich mit dir, denn ich habe gar keine Lust zu heiraten und am allerwenigsten ein Vertrauen zu der gleißnerischen Gräfin und ihrer gleißnerischen Tochter." Aber die Prinzessin hörte nicht auf zu weinen und zu bitten, bis er ihr endlich ihre Bitte zu erfüllen versprach. Und dann freite er um die Gräfin-Witwe, die sogleich ihr Jawort gab. Es wurde Hochzeit gehalten und die Gräfin war jetzt Königin und der jungen Prinzessin Stiefmutter geworden.

Damit war aber auch ihre Liebenswürdigkeit augenblicklich zu Ende. Sie that nichts anderes mehr, als ihre Stieftochter quälen, plagen und drillen, während sie es ihrer eigenen Tochter an gar nichts fehlen ließ. Die Tochter kümmerte sich jetzt auch nicht mehr im geringsten um die Prinzessin und that ihr etwas Böses an, wo sie nur konnte.

Dem König, der dies alles leicht bemerken konnte, ging es sehr zu Herzen, denn er liebte seine Tochter innig, daher sagte er auch einmal zu ihr: „Ach ja, mein armes Töchterchen, dir geht es jetzt wahrlich nicht gut und du wirst das, worum du mich so sehr gebeten, gewiß schon oft bereut haben. Aber jetzt ist es zu spät und ich habe es dir auch gleich voraus-

gesagt. Ich hielt es nun für das Beste, wenn du von uns fort und hinaus auf die Insel in mein Sommerschloß zögest, dort hättest du doch Ruhe und Frieden." Die Prinzessin bedankte sich hiefür bei ihrem Vater, und so hart es ihr auch ankam, sich von ihrem Vater zu trennen, so war es doch einmal unbedingt nothwendig, denn bei dieser bösen Stiefmutter und boshaften Stiefschwester konnte sie es durchaus nicht mehr aushalten. Und so zog sie denn mit ein paar Hofdamen hinaus auf die Insel in das Sommerschloß und ihr Vater kam zu Zeiten hie und da hinaus zu ihr und besuchte sie, und er mußte es sich auch selbst gestehen, daß sie es hier, seit sie die böse Stiefmutter bekommen, weitaus besser habe, als daheim.

So wuchs sie da draußen zu einer lieblichen Jungfrau empor, rein und unschuldig, aufgeweckt und nachdenklich, lieb und gut sowohl gegen Menschen, als gegen Thiere. Aber wirklich von Herzen froh war sie niemals, sie war schwermüthig und empfand immer eine unstillbare Sehnsucht nach etwas Besserem, als sie hier auf dieser Welt gefunden. Da kam eines Tags ihr Vater zu ihr hinaus, um ihr „Lebewohl" zu sagen, weil er für längere Zeit verreisen mußte, und zwar zu einer großen Königsversammlung, zu der sich viele Könige, Fürsten, Grafen und Ritter aus vielen Reichen einfanden.

Der König wollte gerne seine Tochter aufheitern, darum sagte er im Scherz zu ihr, daß er sich jetzt recht genau unter der Rittern und Königssöhnen, die alle zur Versammlung kämen, umschauen werde, ob keiner unter ihnen sei, der gut genug und würdig wäre, ihr Bräutigam zu werden, denn sie war ja jetzt ein sehr hübsches, erwachsenes Mädchen, das schon an einen Freier denken durfte. Da sagte die Prinzessin darauf: „Ich danke dir, Vater! wenn du den grünen Ritter siehst, dann kannst du ihn grüßen und ihm sagen, wie sehr ich mich nach ihm sehne; denn nur er und kein anderer kann mich von meinen Qualen erlösen."

Dabei dachte die Prinzessin an den Kirchhof mit den vielen grünen Grabhügeln, denn sie sehnte sich ja nur nach dem Sterben. Aber das verstand der König nicht, er wunderte sich nur über den wunderlichen Gruß an einen fremden Ritter, dessen Namen er noch nie gehört; aber er war ja gewöhnt, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, deshalb sagte er nur, daß er nicht vergessen wolle den Gruß auszurichten, sobald er nur mit dem Ritter zusammentreffen werde. Damit nahm er zärtlich Abschied von seiner Tochter und reiste zur Königsversammlung.

Dort waren viele junge Ritter, Grafensöhne und Prinzen; aber kein einziger war darunter, den man

den „grünen Ritter" hieß, so daß der König den Gruß von seiner Tochter nicht ausrichten konnte. Da begab er sich endlich auf den Heimweg und er hatte eine weite Reise über hohe Berge, breite Flüsse und durch dichte Wälder zu machen. Und als der König eines Tags mit seinem Gefolge durch solch' einen dichten, großen Wald ritt, kamen sie zu einem weiten, offenen Platz im Walde, auf welchem eine große Schaar von Wildschweinen in tausendfacher Anzahl herumlief, aber es waren doch keine ganz wilden Thiere, sie waren gezähmt und wurden von einem Hirten in Jägertracht bewacht, welcher, umgeben von seinen Hunden auf einem Hügel saß und eine Pfeife hatte, auf deren Ruf alle Thiere horchen und gehorchen mußten.

Der König wunderte sich über diese große Herde von gezähmten Wildschweinen und ließ den Hirten fragen, wem und zu wessen Herrschaft sie gehörte. Sie gehört dem „grünen Ritter", antwortete der Hirt. Da spitzte der König die Ohren und es fiel ihm ein, um was ihn seine Tochter gebeten. Er ritt nun selbst zu dem Hirten hin und fragte, ob der grüne Ritter hier in der Nähe wohnte. „Nein," antwortete er, „er wohnt weit von hier, gegen Osten. Wenn Ihr aber in dieser Richtung fort reitet, könnt Ihr

seine andern Hirten antreffen und die werden Euch den Weg zu ihm schon zeigen."

Da ritt der König mit seinem Gefolge gegen Osten weiter und sie ritten drei Tage durch einen großen Wald, bis sie wieder zu einer großen, rings vom Wald umgrenzten Ebene kamen, auf der große Herden von Elenthieren und Wildochsen weideten, die von einem Hirten in Jägertracht bewacht und von ihm mit einer Pfeife gehütet und gelenkt wurden. Er saß auf einem Hügel, von seinen Hunden umgeben, und der König ritt zu ihm hin und fragte ihn, wessen Eigenthum alle diese Herden seien. „Sie gehören alle dem „grünen Ritter," erwiderte er. „Wo wohnt er denn?" fragte der König darauf. „Weiter gegen Osten," antwortete der Hirt, „reitet nur gerade aus, so kommt Ihr hin."

Da ritt der König mit seinem Gefolge wieder weiter gerade aus gegen Osten; und sie ritten drei Tage lang durch einen großen Wald, bis sie zu einer offenen, grünen Ebene kamen, auf welcher ungeheure Herden von Hirschen und Hindinnen, Rehen und Hasen weideten; und inmitten der Ebene saß der Hirt in Jägertracht, umgeben von seinen Hunden, auf einem Hügel und alle Thiere horchten und gehorchten dem Rufe seiner Pfeife. Zu dem ritten sie hin und fragten, wer der Herr über

alle diese Wälder und Thiere wäre. „Das ist der grüne Ritter," antwortete der Hirt, „und Ihr habt nicht mehr besonders weit zu ihm, nur noch eine Tagereise durch den Wald gegen Osten."

Da ritt der König noch einen ganzen Tag auf grünen Wègen durch lauter grüne Wälder. Dann kamen sie zu einem großen Schloß, welches auch ganz grün war, denn sowohl Mauern als Dächer waren mit Schlingpflanzen bedeckt. Als sie vor das Schloß ritten, kam gleich eine Menge von Dienern und Stallknechten daher, die alle wie Jäger vom Kopf bis zum Fuß in Grün gekleidet waren, die sie empfingen und ins Schloß geleiteten und ihrem Herrn meldeten, daß der König von dem und dem Königreiche mit seinem Gefolge da sei, um ihm einen Gruß auszurichten. Und da kam dann der Herr des Schlosses selbst, das war der grüne Ritter, ein großer und hübscher junger Mann, der ebenfalls ganz grün wie ein Jäger gekleidet war. Er hieß seine Gäste willkommen und lud sie zu seiner Tafel ein und sie wurden fürstlich bewirthet.

Da sagte der König: „Du wohnst sehr abseits und weit erstreckt sich deine Herrschaft und ich mußte einen großen Umweg machen, um den Wunsch meiner Tochter erfüllen zu können. Als ich zur Königsversammlung ritt, bat sie mich nämlich, den grünen Ritter zu grüßen

und ihm zu sagen, wie sehr sie sich nach ihm sehne, denn nur er und kein anderer könne sie von ihren Qualen erlösen. — Es ist dies zwar ein sehr sonderbarer Auftrag für mich gewesen,“ fuhr der König fort, „aber meine Tochter ist gescheidt und gut und viel gescheidter und besser als ich; und außerdem versprach ich ihrer Mutter am Todtenbett, daß ich unserm einzigen Kinde nie eine Bitte abschlagen werde; und so erfüllte ich ihr auch diese Bitte und kam her zu dir, um mich dieses meines Auftrags zu entledigen.“

Darauf sagte der grüne Ritter: „Deine Tochter ist schwermüthig und hat gewiß nicht an mich gedacht, als sie dir den Gruß auftrug, denn von mir kann sie ja noch gar nie reden gehört haben; sie hat wohl nur an den Kirchhof mit den vielen grünen Grabhügeln gedacht und dort hofft sie allein Ruhe zu finden. — Aber vielleicht kann doch auch ich ihre Qualen lindern. Nimm dieses kleine Buch und bitte sie, wenn sie trüben Sinnes ist, in den Abendstunden ihr Fenster gegen Osten zu öffnen und in dem Buch zu lesen. Es wird ihren Sinn erleichtern.“

Und damit gab er dem König ein kleines grünes Buch; der konnte aber gar nichts darin lesen, denn er kannte die Buchstaben, mit denen es geschrieben war, nicht; aber er nahm es zu sich und dankte dem grünen

Ritter für die Güte und die gastfreundliche Aufnahme. Es that ihm sehr leid, daß er sowohl sich, als dem grünen Ritter so viele Ungelegenheiten bereitet, da die Prinzessin diesen gar nicht gemeint hatte.

Sie mußten hier über Nacht bleiben und der grüne Ritter hätte sie noch länger behalten, aber der König sagte ihm am nächsten Morgen „Lebewohl!" und ritt mit seinem Gefolge denselben Weg, den er gekommen: sieben geschlagene Tage durch des Ritters grüne Wälder, bis sie wieder miteinander zu seiner Wildschweinherde kamen und von da aus zogen sie geradenwegs heim.

Gleich das erste mal, als der König wieder auf die Insel hinausfuhr, brachte er der Prinzessin das kleine grüne Buch mit und sie war sehr verwundert darüber, als ihr der Vater von dem grünen Ritter erzählte, und ihr seine Grüße und das Buch brachte, denn sie hatte ja nicht im geringsten an einen wirklichen, lebendigen Ritter gedacht. Aber noch am selben Abend, als ihr Vater fort war, öffnete sie ihr gegen Osten gelegenes Fenster, schlug das Buch auf und begann darin zu lesen. Sie kannte sowohl die Buchstaben, als auch die Sprache, wiewohl es nicht ihre Muttersprache war; sie fing also zu lesen an: es waren lauter Gedichte und das erste in dem Buch begann folgendermaßen:

„Der Wind hat sich am Meer erhoben,
Und saust durch alle Wälder droben,
Indes die Welt rings schlafumwoben;
— Wer will dem Ritter sich verloben?"

Als sie die erste Zeile las, hörte sie deutlich, wie der Wind über das Wasser hinbrauste und bei der zweiten rauschte es in allen Bäumen, dessen Kronen von dem Lufthauch hin- und herbewegt wurden, bei der dritten nickten ihre Hofdamen und schliefen zugleicherzeit ein, und alles in und außer dem Schlosse fiel in einen tiefen Schlummer. Und als sie die vierte Zeile las, kam der grüne Ritter selbst als Vogel durchs Fenster zu ihr geflogen.

Darauf nahm er seine menschliche Gestalt an, grüßte sie freundlich und bat sie, nicht vor ihm zu erschrecken. Er sei der grüne Ritter, welchen der König besucht und von dem er das Buch bekommen hätte; und sie selbst habe ihn mit dem Lesen herbeigerufen. Sie könne frei über alles, was ihr Herz bedrücke, mit ihm sprechen und dies würde ihr auch das Gemüth erleichtern, sagte er. Und die Prinzessin fühlte gleich ein so großes Zutrauen zu ihm, daß sie sich ihm gegenüber setzte und ihr Herz ausschüttete; und er redete ihr so milde und so klar und verständnißinnig zu, daß sie sich dabei unendlich wohl und glücklich fühlte, wie noch nie zuvor.

Dann sagte der grüne Ritter zu ihr, daß es jedesmal, so oft sie das Buch aufschlagen und jene Verse lesen werde, gerade wie am heutigen Abend gehen würde: nämlich, daß alle Menschen auf der Insel, die Prinzessin ausgenommen, in tiefen Schlaf fallen müßten, dann käme er sogleich zu ihr, wiewohl er gar weit entfernt von ihr wohnte. Und dann sagte er ihr auch noch, daß er immer sehr gerne zu ihr kommen wollte, wenn sie ihn nur zu sehen wünschte. Jetzt aber möge sie das Buch wieder zumachen und sich für heute zur Ruhe begeben.

Und im selben Augenblick als sie das Buch schloß, war der grüne Ritter verschwunden und dann erwachten ihre Hofdamen und alle Menschen in und außer dem Schlosse wieder. Darauf ging sie ins Bett und träumte von dem Ritter und von allem, was er zu ihr gesagt hatte. Als sie am folgenden Morgen aufwachte, war ihr sehr leicht ums Herz und sie war so froh, wie sie noch niemand vorher gesehen, und jetzt ging es von Tag zu Tag besser mit ihr. Sie bekam rothe Wangen, welche sie auch früher nie gehabt hatte; und sie lachte und scherzte so, daß sich alle über diese Veränderung, die mit ihr vorgegangen, wundern mußten.

Der König sagte, daß ihr nach des grünen Ritters Rath die Abendluft und das kleine Buch wirk-

lich recht gut gethan hätten; und sie sagte das-selbe. Was aber niemand wußte, das war das, daß die Prinzessin jeden Abend, sobald sie in ihrem Buch las, Besuch von dem grünen Ritter bekam und dann gar viel mit ihm plauderte. Als er das dritte mal bei ihr war, gab er ihr einen goldenen Ring und verlobte sich mit ihr. Aber erst wenn drei Monate verflossen wären, sagte er, könne er zu ihrem Vater gehen und um ihre Hand anhalten und dann werde er sie auch sogleich als seine liebe Frau heimführen.

Inzwischen erfuhr auch der Prinzessin Stiefmutter, wie sie draußen auf der Insel gedieh und herrlich auf-geblüht sei und daß sie jetzt so gesund und froh wäre, wie niemals zuvor. Darüber wunderte sich die Stief-mutter, noch mehr aber ärgerte sie sich, denn sie hatte ja immer geglaubt, daß die Prinzessin an der Aus-zehrung leide, und daher wartete sie nur darauf, daß diese recht bald sterben sollte, damit ihre eigene Tochter Prinzessin und Erbin des Reiches werden könnte. Dann, glaubte sie, würde sich schon ein König oder ein Prinz finden, welcher sie heiraten möchte.

Sie schickte nun eines Tages ihr Kammerfräulein auf die Insel hinüber, um der Prinzessin einen Besuch abzustatten, denn sie sollte schauen, daß sie es heraus-bekomme und ausspionieren, was der Grund dieser

merkwürdigen Veränderung sei. Am nächsten Tag kam das Kammerfräulein zurück und meldete der Königin, daß der Prinzessin das so gesund sein solle, daß sie sich allabendlich an das offene Fenster setze und in einem Buch lese, welches sie von einem fremden Prinzen zum Geschenk bekommen habe. Sie selbst sei aber von der Abendluft schläfrig geworden und in einen tiefen Schlaf gefallen, und so ginge es jeden Abend auch den Hofdamen, welche sagten, daß sie davon rein noch die Gicht bekommen müßten, während die Prinzessin immer frischer, fröhlicher und blühender werde, als sie je gewesen. Da schickte die Königin am andern Tag ihre Tochter hinüber. „Passe auf alles, besonders aber auf die Prinzessin gut auf," sagte die Königin. „Mit dem Fenster muß es ganz bestimmt eine eigene Bewandtniß haben. Man sollte doch nicht glauben, daß da eine Mannsperson hineinkommt." Die Tochter kam am darauffolgenden Tag wieder zurück und konnte auch nichts anderes erzählen, als das Kammerfräulein, denn sie war ebenfalls in Schlaf gefallen, als sich die Prinzessin ans Fenster setzte und zu lesen anfing.

Da mußte die Stiefmutter am dritten Tag selbst hinüber, um bei der Prinzessin nachzuschauen. Und dort sprach sie so zuckersüß mit ihr, welche Freude sie

darüber empfinde, sie so froh und munter zu sehen. Und sie fragte sie aus, so gut sie nur konnte, aber es war nichts aus ihr herauszubekommen. Dann ging sie zu dem nach Osten liegenden Fenster hin, an welchem die Prinzessin abends zu sitzen und zu lesen pflegte und schaute es von außen an und schaute es auch von innen an, aber sie konnte durchaus nichts besonderes daran finden oder entdecken. Es lag sehr hoch über der Erde, aber es wuchsen grüne Schlingflanzen bis hinauf, so daß doch vielleicht jemand ans Fenster kommen konnte. Daher nahm die Königin eine kleine Scheere, bestrich diese mit einem scharfen Gift, das sie bei sich trug und befestigte die Scheere dann im Fensterrahmen, die Spitzen nach oben gerichtet, aber so, daß es niemand sah und auch niemand sehen konnte. Als es nun Abend wurde und die Prinzessin sich ans Fenster setzte, das kleine grüne Buch in die Hand nahm und aufschlug, sagte die Königin wohl zu sich, daß sie sich jetzt recht zusammen nehmen wollte, um ja nicht wie die andern einzuschlafen, aber es half ihr nicht im geringsten. Als die Prinzessin das Gedicht in fremder Sprache las, da fielen der Königin die Augendeckel zu und sie schlief wie ein Stein und mit ihr die Hofdamen und alle, die in und außer dem Schlosse sich befanden.

Und im gleichen Augenblick kam der grüne Ritter in seiner Vogelgestalt zum Fenster herein, ungesehen und ungehört von allen, ausgenommen von der Prinzessin. Sie sprachen zusammen davon, daß jetzt nur noch eine Woche zu den drei Monaten fehle und daß er dann am hellichten Tage an ihres Vater Hof gehen und um sie freien werde. Dann wolle er sie heimführen und sie würde allzeit bei ihm sein in dem grünen Schloß, das mitten in dem großen Waldreich, über das er herrschte, lag und von dem er ihr früher schon so viel erzählt hatte. Es war zwar weit, weit entfernt von hier, aber er flog als Vogel doch den ganzen Weg jeden Abend hieher und wieder zurück, denn er flog so schnell, daß er fast gar keine Zeit dazu verbrauchte.

Dann nahm der grüne Ritter wieder zärtlichst Abschied von seiner Braut, nahm seine Vogelgestalt an und flog zum Fenster hinaus. Aber er flog so niedrig durch dasselbe, daß er an die Scheere, die die Königin im Fensterrahmen befestigt hatte, anstreifte und sich das eine Bein daran ritzte. Er stieß einen Schrei aus, war aber im selben Augenblick auch schon verschwunden. Die Prinzessin, die ihn gehört hatte, sprang auf, dabei fiel ihr das Buch aus der Hand, auf den Boden und schloß sich zufällig und sie stieß ebenfalls einen

gellenden Schrei aus, der die Königin und alle Hofdamen aufweckte. Die umringten sie alle und fragten sie, was ihr geschehen sei. Sie antwortete, es sei nichts gewesen, sie wäre nur vielleicht ein wenig eingeschlummert und von einem schweren Traum erschreckt worden. Aber sie wurde von der Stunde an krank und fieberte, so daß sie sogleich zu Bett gebracht werden mußte. Die Königin schlich sich sogleich zum Fenster, um ihr Scheerchen wegzunehmen, sie sah, daß Blut daran klebte, steckte es dann in die dazu gehörige kleine Scheide, verbarg es unter ihrer Schürze und nahm es mit sich nach Hause.

Die Prinzessin konnte aber in der Nacht nicht schlafen und war auch am nächsten Tag noch ganz elend, aber gegen Abend stand sie doch auf, um, wie sie sagte, frische Luft zu schöpfen. Und so setzte sie sich an das offene, ostwärts gelegene Fenster und schlug das Buch auf und las wie gewöhnlich:

„Der Wind hat sich am Meer erhoben,
Und saust durch alle Wälder droben,
Indes die Welt rings schlafumwoben;
— Wer will dem Ritter sich verloben?"

Und der Wind brauste und die Bäume rauschten und bewegten sich und alles mußte einschlafen, sie selbst ausgenommen, — aber es kam kein Ritter.

So ging es dann einen Tag wie den andern. So sehr sie auch wartete und sich sehnte und so viel sie las und sang — es kam kein grüner Ritter. Da wurden ihre rothen Wangen wieder bleich und ihr froher Sinn wurde wieder trübe; und sie siechte hin, zum Schmerze ihres Vaters, aber zur heimlichen Freude ihrer bösen Stiefmutter.

Eines Tags wankte die Prinzessin allein durch den Schloßgarten auf der Insel und setzte sich auf eine Bank unter einem hohen Baum und da blieb sie lange in traurigen und trüben Gedanken sitzen; und währenddem kam zuerst ein Rabe und dann noch einer geflogen. Beide setzten sich auf einen Baumast über dem Haupte der Prinzessin und schwätzten miteinander; und diese verstand alles, was sie miteinander sprachen. Der eine sagte: „Es ist doch wirklich ein Jammer, so mitansehen zu müssen, wie unsere Prinzessin hier herumgeht und sich um ihren Liebsten zu Tode grämt." — „Ja," erwiderte der andere, „und sie wäre doch die einzige, die ihm, der von der Scheere der Königin vergiftet, krank liegt, helfen könnte." — „Wie denn?" fragte der erste. — „Ja," antwortete der Gefragte, „Gift muß gegen Gift helfen! und drüben im Hofe des Königs, westlich von der Scheune liegt in einer Grube unter einem Stein eine Natter mit neun Jungen.

image
not
available

daß er niemanden kannte und mit niemandem sprach und sich nur in Angst und Schmerzen im Bette wälzte. Man hatte zwar aus allen Weltenden Aerzte zu ihm gerufen, aber keiner konnte ihm auch nur die geringste Linderung verschaffen.

Die Prinzessin ging in die Küche und fragte, ob sie hier nicht in Dienst treten könnte; sie wollte abspülen und bei allem mithelfen und den andern an die Hand gehen, überhaupt alles, was man von ihr verlangte, thun, wenn sie nur die Erlaubniß bekäme, dableiben zu dürfen. Das erlaubte ihr der Koch; und weil sie gar so anstellig, flink und willig zu jeder Arbeit war, konnte sie der Koch bald recht gut leiden. Ja, er hatte sogar schon ein wenig ein Auge auf sie geworfen, deshalb gewährte er ihr gerne, wenn sie ihn um etwas bat.

Da sagte sie eines Tags zum Koch: „Heute mußt du die Suppe für den kranken Herrn von mir zubereiten lassen. Ich weiß ganz gut, wie sie gekocht werden muß; aber ich will allein kochen dürfen und niemand darf mir in den Topf gucken.“ Er erlaubte ihr es und so kochte sie denn drei von den jungen Nattern in die Suppe hinein, die zu dem grünen Ritter hinaufgebracht wurde. Und als er diese Suppe gegessen hatte, legte sich das Fieber so weit, daß er

doch seine Leute wieder erkannte und vernünftig sprechen konnte; da ließ er den Koch zu sich rufen und sagte, daß ihm die heutige Suppe so gut gethan; ob er sie gekocht habe? „Ja," antwortete der Koch, denn es dürfe niemand andres als er selbst die Speisen für den Herrn zubereiten. Da bat ihn der grüne Ritter, ja dafür zu sorgen, daß er morgen von derselben Suppe bekomme.

Nun mußte der Koch selbst die Prinzessin bitten, am nächsten Tag die Suppe für den Herrn zu bereiten; und sie kochte dann abermals drei junge Nattern hinein; davon wurde der grüne Ritter so wohl, daß er wieder von seinem Bett aufstehen konnte. Und alle Aerzte wunderten sich und konnten durchaus nicht begreifen, wie das zuging; aber sie sagten, daß jetzt endlich die Mittel, die sie ihm seit einem Monat eingegeben, wirkten; und sie glaubten ganz gewiß, daß ihr Patient jetzt doch noch davon komme.

Am dritten Tage mußte das Küchenmädchen wieder die Suppe bereiten und sie kochte die drei letzten jungen Nattern hinein. Und sobald sie der Kranke gespeist hatte, fühlte er sich vollkommen frisch und gesund. Er sprang auf und ging munter umher und wollte nun selbst in die Küche gehen, um dem Koch zu danken: denn der sei doch sein bester Doctor gewesen, sagte er.

Als er in die Küche hinunter kam, war der Koch gerade nicht da, er fand nur ein Mägdlein, welches am Herd stand und abspülte. Aber er erkannte dieses Mägdlein sogleich und nun ging ihm auch ein Licht auf, wie das Ganze zusammenhing. Und er schloß sie in seine Arme und sagte: „Du bist es also gewesen, die mir das Leben gerettet und mich von dem Gift geheilt hat, das mir ins Blut drang, als ich mich bei meinem letzten Besuch bei dir an deinem Fensterrahmen ritzte.“ Sie konnte es ja nicht leugnen und war nun überglücklich und er war es auch. Sie hielten dann ihre Hochzeit auf dem grünen Schloß und da leben sie wahrscheinlich noch miteinander und herrschen über alle grünen Wälder.

Die Prinzessin im Sarge.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die in einem schönen Schlosse wohnten, über ein reiches, glückliches Land regierten und sich anfangs nicht nur schrecklich liebten, sondern auch sehr glücklich miteinander lebten. Aber sie bekamen keinen Erben.

Nun waren sie doch schon sieben Jahre verheiratet und hatten weder einen Sohn noch eine Tochter, und das war für beide ein großer Kummer. Und mehr als einmal geschah es, daß der König, wenn er schlecht aufgelegt war, seine üble Laune und seinen Zorn an der armen Königin ausließ und sagte, daß sie da herumgingen und alt würden, ohne daß sie selbst, noch das Reich einen Erben hätten, und nur sie wäre schuld daran. Solche Worte schnitten ihr in die Seele und sie begann zu weinen und härmte sich ab.

Zuletzt sagte der König eines Tags zu ihr: „Jetzt

ist es hier rein nicht mehr zum aushalten, ich muß kinderlos herumlaufen und nur du bist schuld daran, und zu alledem soll ich ewig dein thränenzerflossenes Armensündergesicht, das du mir vorschneidest, anschauen müssen! Jetzt reise ich fort und bleibe ein ganzes Jahr aus. Bekommst du bis ich zurückkomme ein Kind, dann ist alles wieder gut und ich werde dich über alle Maßen lieben und dir nie mehr ein böses Wort geben. Finde ich aber das Nest auch dann noch leer, wenn ich heim komme, dann lasse ich mich ohne Widerrede von dir scheiden."

Als der König verreist war, grämte und härmte sich die Königin in ihrer Einsamkeit noch mehr ab, als je zuvor. Da sagte ihre Kammerfrau eines Tages zu ihr: „Ich glaube schon, daß sich ein Rath finden ließe, wenn man ihn suchen wollte." Dann erzählte sie von einer alten weisen Frau, die sich in diesem Lande aufhielte und schon mehreren geholfen habe, die sich in der gleichen Noth befunden hatten, und sie würde gewiß auch der Königin helfen können, wenn sie einen Boten zu ihr schicken und sie holen lassen wollte. Das that die Königin und die weise Frau kam und der vertraute sie ihren Kummer, daß sie kinderlos und der König und das Land deshalb ohne Erben sei, an.

Und die weise Frau wußte wirklich einen Rath. „Draußen in des Königs Garten," sagte sie, „linker Hand unter der großen Eiche, gleich wenn man zum Schlosse herauskommt, steht ein kleiner Strauch, welcher mehr grün als braun ist und der wollige Blätter und lange Stacheln hat, und gerade jetzt trägt er drei Knospen. Wenn die Königin vor Sonnenaufgang nüchtern und allein hinunter zu diesem Strauch geht und die in der Mitte sich befindende Knospe nimmt und ißt, so wird sie nach sechs Monaten eine Prinzessin bekommen. Sobald sie geboren ist, muß sie einer Amme, welche ich schon verschaffen will, übergeben werden und mit der soll sie dann in einem abgelegenen Theil des Schlosses wohnen. Aber weder der König noch die Königin dürfen ihre Tochter vor ihrem vierzehnten Geburtstag sehen, sonst würden sie sich selbst und ihr Kind unglücklich machen."

Die Königin entließ dann die Frau reichlich belohnt und ging am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang allein in den Garten hinunter und fand auch sogleich den kleinen Strauch mit den drei Knospen. Sie pflückte die mittelste und verzehrte sie augenblicklich; sie schmeckte beim Hineinbeißen zuerst sehr süß, aber hinterdrein so bitter wie Galle. Bald darauf merkte die Königin, daß sie ein Kind unter dem Herzen hatte und nach

sechs Monaten gebar sie ein vollkommen gesundes und starkes Mädchen. Die Amme, die die weise Frau herbeigeschafft, war schon in Bereitschaft und alle nöthigen Anstalten waren getroffen, damit diese mit der neugeborenen Prinzessin in einem ganz einsamen abgelegenen Flügel des Schlosses, gegen den Lusthain zu, wohnen konnte. Die Königin befolgte die Vorschriften der weisen Frau sehr pünktlich und übergab das Kind auf der Stelle der Amme, die sich mit ihm in den abgelegenen Flügel des Schlosses zurückzog.

Als der König heim kam und erfuhr, daß ihm seine Frau unterdes eine Tochter geboren, war er unbeschreiblich glücklich darüber und wollte sie sogleich sehen. Da mußte ihn aber die Königin zurückhalten und ihm sagen, daß es nach der Weissagung ein großes Unglück gäbe, wenn der König oder die Königin ihre Tochter vor ihrem vierzehnten Geburtstag sehen würden.

Das war eine lange Zeit zum Warten und der König sehnte sich doch schon so sehr, seine Tochter zu sehen. Die Königin sehnte sich nicht minder darnach, als der König; aber sie wußte ja, daß das Kind nicht wie andere Kinder zur Welt gekommen und auch sonst nicht wie andere Kinder war, denn es konnte gleich nach der Geburt schon reden und war schon von ganz

klein auf so gescheidt wie ein erwachsener Mensch. Das hatte ihr die Amme erzählt, mit der sie doch einmal über das Kind reden mußte, denn es war ja sonst niemand da, der es gesehen hätte. Da die Königin einmal gesehen hatte, was die weise Frau vermochte, so hielt sie auch strenge darauf, daß man ihre Warnung genau befolge. Der König hatte oft die Geduld verloren und wollte durchaus seine Tochter sehen, aber die Königin hatte ihn doch immer wieder davon abgebracht; und so kam endlich der letzte Tag vor dem vierzehnten Geburtstag der Prinzessin heran.

Da gingen der König und die Königin miteinander im Garten spazieren und der König rief auf einmal aus: „Jetzt kann und will ich nicht mehr länger warten; ich muß meine Tochter augenblicklich sehen. Diese paar Stunden mehr oder weniger können doch nichts mehr ausmachen." Die Königin bat ihn, so sehr sie nur konnte, doch noch bis morgen Geduld zu haben, da er jetzt so lange gewartet, könnte er doch leicht diesen einzigen, letzten Tag noch abwarten! Aber der König ließ sich durch nichts mehr abbringen und sagte: „Mache kein Geschwätz! Sie ist so gut meine Tochter wie die deine und ich will sie jetzt einmal sehen!" und mit diesen Worten eilte er schnurgerade in die Kammer der Prinzessin hinauf.

Er riß die Thüre auf, stieß die Amme, die ihn zurückhalten wollte, auf die Seite und erblickte dann seine Tochter, welche die schönste Prinzessin, die man sich denken konnte, war: roth und weiß wie Milch und Blut, mit klaren, blauen Augen und goldenem Haar; nur gerade bei der Stirne befand sich eine einzelne kleine braune Locke.

Die Prinzessin ging ihrem Vater zwar entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, aber zugleich sagte sie auch: „Ach Vater, Vater, was hast du gemacht! Jetzt muß ich morgen sterben und du mußt dir dann eins von den drei Dingen auswählen: entweder soll dein Land von der schwarzen Pest heimgesucht, oder mit einem langen blutigen Krieg überzogen werden, oder du mußt mich, sobald ich gestorben bin, in einen ganz einfachen hölzernen Sarg legen und in die Kirche tragen lassen und dann durch ein ganzes Jahr allnächtlich eine Schildwache bei meiner Leiche aufstellen."

Der König entsetzte sich und glaubte, sie sei wahnsinnig. Um sie aber zufrieden zu stellen sagte er: „Von den drei Dingen wähle ich das letzte. Wenn du gestorben bist, lasse ich dich sofort in einen einfachen, hölzernen Sarg legen und in die Kirche tragen und jede Nacht soll eine Schildwache bei deiner Leiche aufgestellt werden. — Aber du sollst nicht sterben und

wenn du auch noch so krank sein solltest." — Und er ließ sogleich die berühmtesten Aerzte seines Landes zusammenberufen und sie kamen mit all' ihren Recepten, Salben und Medicinflaschen; aber tags darauf war die Prinzessin trotz alledem todt, steif und kalt. Das konnten alle Aerzte dann unwiderleglich beweisen und sie unterschrieben es auch alle und drückten dann ihr Siegel noch drauf — und damit hatten sie alles gethan, was sie konnten.

Der König hielt sein Versprechen und ließ die Prinzessin noch am selben Tag in einen einfachen hölzernen Sarg legen und in der Schloßkirche beisetzen und sowohl in dieser als in jeder folgenden Nacht wurde eine Schildwache aufgestellt, die an der Leiche wachen mußte.

Als man aber am ersten Morgen den Mann, der Wache gestanden, wieder aus der Kirche herauslassen wollte, war keiner mehr da. Er hat sich wahrscheinlich zu sehr gefürchtet und ist davongelaufen, dachte man; und am nächsten Abend wurde ein anderer Mann als Wache aufgestellt; aber auch der war am andern Morgen verschwunden. Und so ging es nun jede Nacht: sobald man in der Frühe die Wache herauslassen wollte, war keine mehr da; und es war durchaus nicht herauszubringen, welchen Weg sie genommen,

wenn sie wirklich geflohen sein sollte. Und vor was mußte denn jeder, der auf diesen Posten gestellt wurde, so fliehen, daß man von der Stunde an, da er seinen Posten bezog, nie mehr etwas von ihm zu sehen oder zu hören bekam?

Man glaubte bereits allgemein, daß die Prinzessin umgehen und jeden, der ihre Leiche bewache, aufzehren müßte; und bald fand sich keiner mehr, der noch Wache stehen wollte. Des Königs Soldaten desertirten, ehe die Reihe an sie kam, Posten am Sarge zu stehen. Da versprach der König demjenigen Soldaten eine gute Bezahlung, der freiwillig Wache stehen wollte; und das half einige Zeit, denn es fanden sich doch noch Wagehälse, die sich den versprochenen guten Lohn verdienen wollten. Aber sie bekamen ihn nie, denn am Morgen waren sie jedesmal ebenso verschwunden, als alle andern.

So war fast ein ganzes Jahr vergangen und jede Nacht stand je nachdem, eine gezwungene oder eine freiwillige Schildwache am Sarge der Prinzessin. Aber keine einzige von allen sah man am darauffolgenden Morgen oder später jemals wieder. Und so war es gerade wieder gegangen: — die Schildwache war verschwunden, — als ein junger Schmiedgeselle in die Stadt, in der das Schloß des Königs stand,

gewandert kam. Es war ja des Landes Hauptstadt, in die jederzeit allerlei Menschen zogen, um Arbeit zu bekommen. Und unser Schmiedgeselle, — er hieß Christian — zog aus demselben Grunde hin. Zu Hause gab es keine Arbeit mehr für ihn und darum wanderte er in die Hauptstadt, um sich irgend einen Platz zu suchen.

Christian kam in eine Herberge und setzte sich in das Gastzimmer, um sich mit Speise und Trank zu laben. Da saßen auch ein paar Feldwebel, die ausgegangen waren, um jemanden zur Leichenwacht anzuwerben, was sie tagtäglich thun mußten und bisher war es ihnen auch noch immer geglückt, einen oder den andern Wagehals zu finden, nur heute hatten sie noch keinen auftreiben können. Es war ja allzubekannt, wie alle Schildwachen, die bei der Leiche stehen mußten, spurlos verschwanden; und deshalb hatten sich auch alle, die sie dazu anwerben wollten, höchlichst für das Vergnügen bedankt und keiner wollte auf den Posten. Die Unteroffiziere setzten sich zu Christian hin und ließen Getränke kommen und ihn tüchtig mittrinken. Und Christian war ein munterer Bursch, der etwas auf Gemüthlichkeit und gutes Essen und Trinken hielt und beides so gut konnte wie singen; — und sogar zu schwätzen und zu prahlen verstand er, wenn

ihm der Wein die Zunge gelöst hatte. Und so erzählte er den Feldwebeln, daß er zu den Leuten gehöre, die sich vor gar nichts fürchteten. Ah, dann sei er ja ihr Mann! sagten diese, und er könne sich, wenn das wirklich wahr wäre, ein schönes Stück Geld verdienen, ehe er um einen Tag älter würde; denn der König zahle demjenigen, der heute Nacht am Sarge seiner Tochter Wache stände, baare hundert Thaler aus.

Davor war unserm Christian nicht bange, weil ihn überhaupt nichts bange machen konnte; und nachdem auf seine Furchtlosigkeit noch eine Flasche Wein geleert worden war, wurde er zum Obersten geführt und bekam eine Montour und ein Gewehr und alles was sonst dazu gehörte und wurde dann in die Kirche eingeschlossen und sollte da die Nacht über Wache an der Leiche der Prinzessin stehen.

Um acht Uhr bezog er seinen Posten und in der ersten Stunde war er ganz übermüthig, und in der zweiten freute er sich über das viele Geld, das er morgen bekommen sollte, in der dritten aber, als die Glocke bald elf schlug, war sein Schwips verraucht und es wurde ihm sehr ungemüthlich zu Muthe, denn er hatte ja schon mehr als genug von diesem Wachepostem gehört, den, so viel man eben wußte, noch niemand lebend verließ. Und man wußte auch nicht einmal, wo

alle diese Schildwachen hingerathen waren. Diese und ähnliche Gedanken wirbelten ihm nun im Kopfe und seine ganze weinselige Stimmung war wie weggeblasen. Er suchte in allen Ecken und Enden herum nach einem Ausweg und zuletzt, gerade als die Glocke elf Uhr schlug, fand er ein kleines Hinterpförtchen im Glockenthurm, das nicht verschlossen war, durch dieses schlüpfte er hinaus und wollte sogleich davonlaufen.

Aber im selben Augenblick, als er den Fuß beim Pförtchen hinaus gesetzt hatte, stand ein Männchen vor ihm und sagte: „Ah, guten Abend, Christian, wohin denn so spät?" — Und Christian fühlte zugleich, daß er sich, als ob er angenagelt wäre, nicht von der Stelle rühren konnte. „Nirgend hin," antwortete Christian. „O ja," sagte das Männchen, „du wolltest gerade mir nichts dir nichts davonlaufen. Aber du hast dich selbst für heute Nacht als Schildwache verdingt und du mußt an deinem Posten bleiben." Da erwiderte Christian ganz demüthig, daß er sich nicht getraute und deshalb auch davonlaufen wollte und dann bat er, ihn doch entwischen zu lassen. „O nein!" sagte das Männchen, „du mußt auf deinem Posten bleiben. Aber ich will dir wenigstens einen guten Rath geben: Gehe auf die Kanzel hinauf und bleibe da stehen und kümmere

dich um gar nichts, was du auch sehen oder hören mögest, es kann dir nicht der geringste Schaden zugefügt werden, wenn du ruhig so lange auf deinem Platz stehen bleibst, bis du den Sargdeckel über der Leiche wieder zuschlagen hörst. Dann ist alle Gefahr vorbei und du kannst in der Kirche herumgehen, wohin du nur willst."

Darauf stieß ihn das Männchen zur Hinterpforte wieder hinein und schloß hinter ihm ab. Christian beeilte sich, auf die Kanzel zu kommen und konnte nicht das geringste merken, bis es zwölf Uhr schlug. Da sprang der Deckel vom Sarge der Prinzessin auf, und ein schreckliches Gespenst, ganz wollig und mit furchtbaren Stacheln umgeben, wie ein Stachelschwein, kam herausgefahren und schrie und rief: „Wache, wo bist du? — Wache, wo bist du? — Wenn du nicht kommst, so sollst du einen härteren Tod sterben, als irgend eine vor dir."

Das Gespenst fuhr in der Kirche herum und endlich fiel ihm der Bursche auf der Kanzel oben in die Augen und es stürzte sich gleich auf ihn los und die Stufen zur Kanzel hinauf, aber es konnte doch nicht ganz hinauf kommen und so sehr es sich auch reckte und streckte, es konnte den Christian nicht berühren, der zitternd und bebend auf der Kanzel stand. Als es

aber eins schlug, mußte das Gespenst in seinen Sarg zurück und Christian hörte den Deckel zuschlagen, und Todtenstille herrschte wieder in der Kirche. Da legte er sich da nieder, wo er stand und schlief ein und erwachte nicht eher wieder, als bis es hellichter Tag war und er draußen vor der Kirche Tritte vernahm und deutlich hörte, wie der Schlüssel ins Schloß gesteckt wurde. Da eilte er geschwinde herunter von der Kanzel und stellte sich mit dem Gewehre vor dem Sarg der Prinzessin auf.

Es war der Oberst selbst, der mit der Wache kam und nicht wenig verwundert war, seinen Rekruten so wohlbehalten wieder zu finden. Er wollte zwar Rapport erstattet haben, aber Christian wollte nichts melden. Dann führte man ihn sogleich zum König, mit der Meldung, die man heute zum erstenmale machen konnte, daß er die Schildwache sei, welche nachts Posten in der Kirche bei der Prinzessin gestanden. Als der König das vernahm, war er rasch auf den Beinen, legte die hundert Thaler vor Christian auf den Tisch und wollte ihn ins Verhör nehmen. „Hast du etwas gesehen?" fragte der König, „hast du meine Tochter gesehen?" — „Ich habe auf meinem Posten gestanden," erwiderte der Schmiedgesell, „und das muß Euch genug sein, denn etwas anderes habe ich nicht

auf mich genommen.“ Er wußte ja nicht, ob er sagen dürfe, was er gesehen und gehört; und außerdem war er etwas übermüthig geworden, weil ihm gelang, was keiner vor ihm konnte und wozu auch sonst niemand den Muth hatte. Der König that, als ob er alles für baare Münze nähme und fragte ihn, ob er auch für nächste Nacht Schildwache stehen wolle. „Nein, schönsten Dank!“ rief Christian aus, „ich habe schon mit dem erstenmal genug, ich will nicht noch mehr davon haben.“

„Wie du willst,“ sagte der König, „übrigens hast du dich als ein braver Geselle gezeigt und sollst jetzt dein Frühstück haben, denn du wirst nach einer solchen Tour schon eine Stärkung brauchen können. Und der König ließ für ihn decken, auftragen und anrichten und setzte sich selbst zu ihm an den Tisch, schenkte dem Schmiedgesellen fleißig ein und lobte ihn und trank ihm zu. Und Christian ließ sich nicht erst dazu nöthigen, er langte tüchtig zu, sowohl bei den Speisen als den Getränken und besonders waren es die letzteren, welchen er nicht am wenigsten zusprach. Da trank er sich wieder Courage an und sagte zum König, wenn er ihm zweihundert Thaler geben würde, dann wolle er der Mann sein, der auch in dieser Nacht Wache stände.

Als das abgemacht war, verabschiedete sich Christian und ging in die Wachtstube hinunter und ging, be-

gleitet von einigen andern Soldaten und Unteroffizieren, vor die Stadt spazieren. Er hatte die Taschen voll Geld und traktirte alle und hängte ihnen Haarbeutel an; dann fing er an zu prahlen und hielt die jämmerlichen Kerls, die sich nicht getrauten Wache zu stehen, weil sie sich fürchteten, von der todten Prinzessin gefressen zu werden, zum Narren. Sie sollten doch schauen, wie sie ihn gefressen habe! — und so verging der Tag in Lustigkeit und Freude. Aber als es acht Uhr schlug, wurde Christian wieder allein in der Kirche eingeschlossen.

Noch ehe jedoch zwei Stunden vorüber waren, langweilte er sich so, daß er nur mehr daran dachte, wie er entschlüpfen könnte. Er fand ein Pförtchen in der Nähe des Altars, welches nicht verschlossen war, und um zehn Uhr schlich er sich zu demselben hinaus und machte sich auf die Beine und wollte zum Strand hinunter eilen. Er kam bis zur ersten Hälfte des Weges, da stand plötzlich dasselbe Männchen von gestern vor ihm und sagte: „Ah, guten Abend Christian! — Wo willst du denn noch hin?" — „Ich habe die Erlaubniß hinzugehen, wohin ich will," erwiderte der Schmiedegesell, aber er merkte zu gleicher Zeit, daß er den Fuß nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. „Nein, du hast dich als Wache verdingt," sagte das Männchen, „und du mußt schon auf

deinem Posten bleiben.“ Dann nahm er den Christian mit sich und er mußte ihm überall hin folgen, wohin er ihn nur führen wollte und so transportirte er ihn geradenwegs zu dem Pförtchen, durch das er herausgeschlüpft, wieder zurück und dann hinein in die Kirche. Als sie da angelangt waren, sagte das Männchen zu Christian: „Gehe jetzt vor zum Altar und nimm das Meßbuch, welches dort liegt, in die Hand! und dort bleibe stehen, bis du den Sargdeckel über der Leiche wieder zuschlagen hörst, dann kann dir nicht der geringste Schaden zugefügt werden.“

Damit hatte ihn das Männchen zum Pförtchen hineingeschoben und dann hinter ihm verschlossen. Christian ging sogleich zum Altar vor und nahm das Meßbuch in die Hand und so stand er da, als die Glocke zwölf schlug und das Gespenst aus dem Sarge sprang und schrie: „Wache, wo bist du? — Wache, wo bist du?“ und es fuhr gleich auf die Kanzel los und hinauf. Aber da stand die Wache heute nicht. Da schrie und heulte das Gespenst wieder:

„Man läßt mich liegen ohne Wacht,
Ha! Krieg und Pest nach Mitternacht!“

Aber im gleichen Augenblick wurde es den Schmiedgesellen vorne gewahr und stürzte gleich auf ihn los. „Nun, stehst du heute da?“ schrie es; „jetzt will ich

dich gleich zausen!" Aber es konnte nicht über den Betstaffel hinaufkommen; darum hörte es nicht auf zu schreien, zu toben und zu drohen, bis es ein Uhr schlug; da mußte es wieder in den Sarg zurück und Christian hörte wie der Deckel über demselben zuschlug. Heute sah das Gespenst doch nicht mehr so aus, wie in der vorigen Nacht; es war wohl noch wollig, aber es hatte keine Stacheln mehr.

Als es dann wieder ruhig und stille in der Kirche war, legte er sich beim Altar nieder und schlief fest ein und erwachte erst am hellichten Morgen, als der Oberst kam und ihn holte. Er wurde wieder zum König geführt und alles ging genau so wie gestern. Er bekam sein Geld, wollte aber keine Erklärung abgeben, ob er des Königs Tochter gesehen und den Posten mochte er auch nicht noch einmal beziehen. Als er aber ein gutes Frühstück bekommen und sich des Königs alte, gute Weine schmecken lassen, erklärte er, auch heute, zum dritten Mal am Sarge der Prinzessin Wache stehen zu wollen. Aber er thäte es nicht billiger, als für das halbe Königreich, sagte er, denn es sei ein zu gefährlicher Posten. Und der König mußte auch darauf eingehen, ihm das zu versprechen.

Der Rest des Tages verlief wie der gestrige. Er war wieder der großprahlerische Soldat und lustige

Schmiedgesell und hatte genug Kameraden und Saufbrüder. Als es aber 8 Uhr war, mußte er ins Zeug und wurde in die Kirche eingesperrt. Er war noch lange keine Stunde drinnen, als er zur Besinnung kam und da dachte er: „Es ist doch das beste, aufzuhören, so lange das Spiel noch schön ist.“ — Die dritte Nacht würde allem Anschein nach die schlimmste werden. Er war ja betrunken, als er versprochen Wache zu stehen — und das halbe Königreich dafür herzugeben — das konnte doch auch unmöglich des Königs Ernst sein! Deshalb wollte er davon, aber nicht mehr so lange damit warten, wie die vorhergehenden Male. Auf diese Weise hoffte er dem Männchen, das ihm immer aufgepaßt, schon zu entschlüpfen. Alle Thoren und Pforten waren festverschlossen, aber endlich gelang es ihm, zu einem Fenster hinaufzuklettern, durch dasselbe eine Oeffnung zu brechen und Schlag neun Uhr kroch er durch dieselbe hindurch und, wiewohl das Fenster ziemlich hoch oben lag, kam er doch mit ganzen und heilen Gliedern hinunter auf die Erde und begann zu rennen und lief schnurstracks zum Strande, ohne jemandem zu begegnen. Da sprang er geschwinde in ein Boot und stieß vom Lande ab und lachte ordentlich im Herzen, wenn er daran dachte, wie schlau er es diesmal angestellt und

das Männchen dran gekriegt habe. Da hörte er plötzlich die Stimme desselben vom Lande herüber rufen: „Ah, guten Abend Christian, wohin denn noch?“ Er antwortete nichts darauf und dachte sich nur: „Heute Abend ziehst du doch den Kürzeren!“ und griff fest mit dem Ruder ein. Aber da merkte er, daß eine unsichtbare Macht sein Boot erfaßte und ihm ans Land zog, so sehr er sich auch dagegen wehrte und es mit der ganzen Kraft seiner Ruder zu verhindern suchte. Am Ufer nahm ihn das Männchen beim Kragen und sagte: „Du mußt auf deinem Posten bleiben, wie du es versprochen hast.“ Und er mochte pfeifen oder singen — es half kein Sträuben, er mußte dem Männchen ganz hübsch zur Kirche zurück folgen.

„Ja, durch das Fenster kann ich nicht mehr hineinkommen, es liegt zu hoch oben,“ sagte Christian. „Da mußt du hinein können und wirst auch hinein können,“ sagte das Männchen und hob den Christian bei diesen Worten zum Festerrahmen hinauf; dann sagte er zu ihm: „Gieb nun wohl Obacht, was du zu thun hast! — Du mußt dich heute der Länge nach links neben den Sarg legen. Der Deckel springt nach rechts auf und das Gespenst fährt nach der linken Seite heraus. Wenn dasselbe dann aus dem Sarg herausgefahren und über dich hinweg gesprungen ist,

dann mußt du dich so schnell als nur möglich selbst in den Sarg hineinlegen, aber ohne daß es das Gespenst sehen kann. Und da bleibst du liegen bis zum Morgengrauen und wenn dich das Gespenst noch so wüthend anfährt und wenn es dich noch so mild und freundlich bittet, du darfst gar nichts darauf geben und auch nichts antworten. Dann hat es keine Macht über dich und ihr beide seid gerettet und erlöst."

Und der Schmiedgeselle mußte wieder so durch das Fenster hinein, wie er herausgekrochen war; als er sich in der Kirche drinnen befand, legte er sich gleich, so lang als er war, links neben den Sarg der Prinzessin nieder und zwar ganz knapp an denselben angeschmiegt; und so blieb er da liegen, steif wie ein Stock, bis die Glocke zwölf schlug, der Sargdeckel nach rechts aufsprang und das Gespenst der Prinzessin gerade über ihn hinweg, in die Kirche hinauf, herausfuhr und schauerlich heulte und schrie: „Wache, wo bist du? — Wache, wo bist du?" — und gerade aus stürzte sich das Gespenst gegen den Altar; aber da fand es heute keine Wache und darum schrie es wieder:

„Man läßt mich liegen ohne Wacht,
Ha! Krieg und Pest nach Mitternacht!"

Darauf fuhr es in der ganzen Kirche auf und nieder und heulte und jammerte:

„Drei Tag' lang fast' ich schon, verderben
Und Hungers muß ich jetzt wohl sterben!"

Endlich kam es dann wieder zum Sarg zurück und als es da den Burschen drin liegend sah, heulte es so auf, daß es in allen Wölbungen der Kirche dröhnend wiederhallte: „Nun sollst du den allerschrecklichsten Tod erleiden!" rief es; aber er blieb steif und unbeweglich im Sarge liegen und das Gespenst der Prinzessin konnte ihm nichts anhaben; aber es tappte und polterte so mit Schreien und Winseln um den Sarg herum, daß Christian die Haare zu Berg standen, aber sonst rührte sich nichts an ihm. Darauf war es eine Weile fort und als es dann wieder zurückkam, bemerkte er, daß es jetzt wie ein richtiges, menschliches Wesen aussah — aber so weiß wie ein Leintuch. So kam die Prinzessin zu ihm hin und sprach so mild und bat ihn so freundlich, doch aufzustehen und sie zur Ruhe kommen zu lassen; aber der Bursche blieb stille liegen und sprach nichts und regte sich nicht. Darauf verschwand sie wieder von seiner Seite und da schlug es gerade eins vom Thurm herab.

Da vernahm Christian eine anfangs leise Musik, welche sich immer mehr und mehr verstärkte und bald die ganze Kirche erfüllte. Darauf hörte er auch viele Fußtritte, als ob sich die Kirche mit Menschen füllte

und dann, wie der Priester am Altar die Messe las und wie dazu ein Gesang ertönte, so lieblich, wie er noch nie zuvor singen gehört hatte. Dann vernahm er wieder, wie der Priester ein Dankgebet dafür sprach, daß das Land vor Krieg und Pest und allem Unglück bewahrt blieb und daß des Königs Tochter von dem Uebel erlöst und gerettet worden war. Und viele Stimmen fielen ein und ein Danklied wurde angestimmt. Darauf hörte er seinen und der Prinzessin Namen nennen und es schien ihm, als ob sie mit einander getraut würden. Die Kirche war gedrückt voll, aber sehen konnte er nichts. Alsdann vernahm er wieder die vielen Fußtritte, als ob die Leute die Kirche jetzt verließen, während die Musik ertönte, anfangs noch voll und laut, dann immer leiser tönend, bis sie schließlich ganz verklang. Und als alles schwieg, brach das volle Tageslicht durch die Fensterscheiben.

Da sprang der Schmiedgeselle aus dem Sarg heraus und fiel auf seine Knie und dankte Gott. Die Kirche war leer, aber vorne beim Altar lag die Prinzessin, weiß und roth, wie ein lebendiger Mensch, und weinte schluchzend und zitterte vor Kälte in ihrem weißen Leichengewande. Christian nahm jetzt seinen Soldatenmantel und hüllte ihn um die Prinzessin. Sie trocknete dann ihre Thränen, reichte ihm die Hand und

dankte ihm, indem sie sagte, daß er sie nun gerettet habe von der Verzauberung, die sie bei ihrer wunderlichen Geburt mit auf die Welt gebracht habe und in die sie verfiel, als ihr Vater das Verbot, sie vor ihrem 14. Geburtstag nicht sehen zu dürfen, übertrat.

Darauf sagte sie weiter, wenn er, der sie gerettet, sie heiraten möchte, so wolle sie ihm angehören und seine Frau werden. Wenn nicht, dann würde sie in ein Kloster gehen, aber er könne so lange er lebe keine andre heiraten, weil er mit ihr in der Todtenmesse, welche er gehört, getraut worden sei.

Sie war jetzt die schönste und lieblichste Prinzessin geworden, die man irgend wo sehen konnte, und er war ja Herr über das halbe Königreich, das ihm als Lohn für seinen Wachedienst in der dritten Nacht versprochen worden war. Und sie wurden einig, miteinander leben und einander lieben zu wollen bis ans Ende ihrer Tage.

Mit dem ersten Sonnenstrahl kam die Wache und schloß die Kirchenthüre auf, und es war nicht allein der Oberst, sondern auch der König selbst mit dabei, um zu sehen, was aus der Schildwache geworden. Und er fand beide Hand in Hand auf dem Betstaffel vor dem Altar sitzen. Sogleich erkannte er seine Tochter wieder, schloß sie in seine Arme und dankte Gott und ihrem

Retter, und machte auch keine Einwendung gegen ihre Verlobung, und der Schmiedgeselle hielt mit der Königstochter seine Hochzeit und bekam gleich das halbe Königreich und dann auch das ganze, als der alte König gestorben war.

Aber viele, viele Jahre darnach, als der Marmorboden der Kirche restaurirt wurde, fand man in der Mitte desselben einen losen Stein, unter dem sich ein geheimes Gewölbe befand, und da unten fand man jetzt alle Leichen von den Schildwachen, die bei der todten Prinzessin gestanden hatten, und allen war der Hals gebrochen. — Das hatte der böse Geist, von dem sie besessen war, gethan und jede Nacht drei Tropfen Blut von denselben getrunken.

Wunder.

Es war einmal ein König, der sehr jung verheiratet wurde und ungemein glücklich war. Aber das Glück währte nur kurze Zeit und er mußte bald einen schweren Kummer erleben; denn als er ungefähr ein Jahr lang verheiratet war, verlor er seine geliebte Königin, nachdem sie ihm ein kleines Mädchen geboren. Als sie merkte, daß sie dem Sterben nahe war, nahm sie dem König das Gelübde ab, daß er sieben Jahre lang Witwer bleibe und wenn er sich dann wieder vermählen wolle, dürfe er keine andere Frau wählen, als diejenige, die das kleine Mädchen selbst als Mutter wünsche, wenn sie darum gefragt werde.

Das versprach ihr der König hoch und theuer und dann starb die Königin und wurde begraben und der

König betrauerte sie im innersten Herzen. Sie waren ja immer so froh und glücklich miteinander, so lange sie beisammen waren. Die kleine Prinzessin bekam eine Amme und gedieh vortrefflich und diese Amme war so lieb und gut und so voll mütterlicher Sorgfalt gegen das königliche Kind, daß sie unmöglich zärtlicher und liebevoller gegen dasselbe hätte sein können, wenn sie die eigene Mutter des Kindes gewesen wäre.

Und die Prinzessin gewann ihre Amme auch so lieb, als wäre sie ihre rechte Mutter. Aber alle diese Ammen-Liebe war nichts anderes als schlaue Berechnung und Verstellung, denn als das Kind nachderhand aufwuchs, sprach sie oft mit ihm darüber, wie traurig es für sie beide sein müßte, wenn sie von einander getrennt würden und wie schön und vortrefflich es wäre, wenn sie immer beisammen bleiben könnten, und endlich, als die Prinzessin in ihr siebentes Jahr ging, sagte die Amme es ihr gerade heraus, daß sie ihr Vater, wenn sie ihr siebentes Jahr vollendet habe, gewiß um Rath fragen werde, mit wem er sich wieder verheiraten solle und wen sie selbst am liebsten als Mutter haben möchte und da müßte sie antworten, daß dies ihre Amme wäre, weil sie sonst gewiß eine Stiefmutter bekäme, die böse mit ihr sein würde.

Und es ging auch alles ganz so, wie es die schlaue

Amme berechnet hatte. Als die Prinzessin sieben Jahre alt war, bat sie ihren Vater, daß er die Amme heiraten möchte und er glaubte nichts anderes thun zu dürfen, nachdem er ihrer Mutter am Todtenbett das Gelübde gemacht hatte. Und so wurde denn die Amme Königin. Aber von Stund an war es auch vorbei mit all' der Liebe, die sie der Prinzessin geheuchelt. Sie hatte selbst eine Tochter, die jetzt an den Hof geholt und bei jeder Gelegenheit der Prinzessin vorgezogen wurde und außerdem suchte die böse Stiefmutter noch sie bei dem König verhaßt zu machen, indem sie sie tag aus, tag ein wegen allerlei schlechten Streichen, die sie all ihre Lebtage nicht gemacht hatte, verklagte. Der König hörte nie etwas anderes als nur Gutes von seiner Stieftochter und alles mögliche Schlechte von seiner eigenen Tochter. Er schimpfte sie zwar oft, aber er verlor seine Zuneigung zu ihr doch nicht aus dem Herzen, die Prinzessin jedoch wurde scheu und fürchtete sich vor ihrem Vater und kam ihm so selten als möglich unter die Augen.

So standen die Dinge, als die Prinzessin fünfzehn Jahre alt war und da geschah es, daß der König auf einige Zeit fortreisen mußte, um an den Grenzen des Landes Krieg zu führen und währenddem sollte die Königin allein regieren und alles daheim besorgen.

Da dachte sie früh und spät darüber nach, wie sie es nur anstellen sollte, um Vater und Tochter so zu trennen, daß ihr die Prinzessin ganz aus dem Wege geräumt würde und ihre eigene Tochter an deren Stelle käme. In solchen Gedanken ging die böse Königin einmal in den Wald hinaus und war bei übelster Laune, denn der König durfte schon bald daheim erwartet werden und sie hatte noch immer nichts ausfindig machen können, das zum Ziele geführt hätte. Da kam eine alte Hexe aus dem Wald heraus auf sie zu und fragte, warum die Königin so niedergeschlagen sei und sie meinte ihr schon helfen zu können, wenn sie sich ihr anvertrauen wollte. Die böse Königin theilte dann der Hexe ihren Kummer mit und diese versprach ihr schon einen guten Rath schaffen zu wollen. Sie möge nur am nächsten Tag wieder heraus in den Wald kommen, da wollten sie zusammentreffen.

Die Königin war zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle und da kam auch die Hexe gleich zu ihr. Sie hatte inzwischen alle wilden Thiere des Waldes gemolken und aus dieser Milch einen winzig kleinen Käse gemacht, welchen sie der Königin gab. Diesen sollte die Prinzessin, ihre Stieftochter, zu essen bekommen; dann würde sie die Folgen davon schon sehen. Aber die Prinzessin müsse den Käse ganz freiwillig

nehmen, sonst hülfe es nicht. Die Königin nahm den Käse mit nach Hause und legte ihn an eine Stelle, wo er der jungen Prinzessin gleich in die Augen fallen mußte. „Ah, das ist aber ein niedlicher kleiner Käse," rief sie, „den muß ich gleich haben!" Und der Käse schmeckte sowohl süß als gut und die Königstochter verzehrte ihn freiwillig ganz und gar. Aber das kam ihr theuer zu stehen, denn sie fühlte sich krank darauf und verlor von Tag zu Tag ihr gutes Aussehen, wurde blässer und schwerer und schwerer; und ehe noch der König heimkam, sah sie aus wie eine Frau, die ein Kind unter dem Herzen trug.

Als dann der König nach Hause kam, zog ihm die Königin entgegen und er fragte sogleich nach seiner Tochter. Da schnitt die Königin ein sehr betrübtes Gesicht und bat ihn, nicht allzuböse zu werden oder allzuhart gegen seine eigene Tochter zu sein; denn es könnte ja nicht geleugnet werden, daß sie sich während seiner Abwesenheit sehr übel aufgeführt habe. Da ließ der König seine Tochter gleich vor sich kommen und sobald er sie erblickt hatte, wandte er sich von ihr ab.

Er sprach kein Wort zu ihr, sondern ließ zwei seiner treuen Diener rufen und befahl ihnen, sie in einen Wagen zu setzen und mit ihr tief in den Wald

hineinzufahren, wohin nie ein menschliches Wesen kam; da sollten sie sie tödten und ihm zum Beweis dafür, daß sie seinen strengen Befehl ausgeführt hatten, ihr Herz, ihren kleinen Finger und ihre blutgetränkten Kleider nach Hause bringen.

Die Königstochter wußte nicht, was das alles bedeuten sollte. Ihr Vater wollte gar nichts mit ihr sprechen und sie wußte doch nichts anderes schlechtes von sich, als daß sie sich krank und elend fühlte. Dann nahmen sie des Königs Diener und fuhren mit ihr tief in den wilden Wald hinein. Da hielten sie stille und geboten ihr, stehen zu bleiben und sagten ihr jetzt, daß sie den strengen Befehl hätten, sie zu tödten und daß sie ihrem Vater, dem König, ihr Herz, ihren kleinen Finger und ihre blutgetränkten Kleider bringen müßten. Da fing die Prinzessin zu bitten an, doch ihr Leben zu schonen und versprach den beiden Dienern zugleich, daß sie sich nie mehr blicken lassen wolle in ihres Vaters Reich. Die Diener hatten Mitleid mit der armen Königstochter und wollten recht gerne ihr Leben schonen, wenn sie nur damit nicht ihr eigenes Leben in Gefahr gebracht hätten. Da erblickten sie plötzlich ein kleines Hirschkalb, das sich ein Bein gebrochen hatte und deshalb seiner Mutter nicht mehr folgen konnte. Dieses ergriffen sie und tödteten

es, schnitten ihm das Herz aus dem Leibe und tränkten die Oberkleider der Prinzessin mit dem Blute des Kalbes. Denn die Kleider mußte sie hergeben und ebenso mußte sie einen kleinen Finger opfern; aber das that sie ja alles gerne, um nur ihr Leben zu retten.

Die beiden Diener fuhren dann wieder heim mit den Beweisen, die sie hatten, während die Prinzessin immer tiefer und tiefer in den Wald hineinging. Es war ein ungeheuer großer Wald, welcher des Königs Reich von andern Ländern trennte. Und sie ging so lange durch denselben, bis sie auf der andern Seite wieder herauskam. Aber alle wilden Thiere des Waldes schaarten sich um sie; sowohl Hirsche als Hasen, Wölfe und Füchse, wie überhaupt alle die wilden Thiere, welche im Walde hausen und leben. All' diesen schien es, als hätte das Mädchen irgend einen Theil von ihnen in sich. Sie thaten ihr nichts, aber sie wimmelten um sie herum und umringten sie ganz, so daß sie vor ihnen kaum vorwärts kommen konnte und dabei hatte sie immer eine gräßliche Angst, daß sie sie zuletzt noch zerreißen würden; denn sie winselten und heulten und brüllten und bellten um sie herum von allen Seiten. Sie beeilte sich, weiter zu kommen und zwar so sehr sie nur konnte; aber als es Abend wurde, konnte sie nicht mehr und sank vor Mattigkeit unter

einem Baume nieder. Da sammelte sie ihre letzten Kräfte, um auf den Baum hinaufzuklettern, damit sie die Nacht oben in Frieden vor den wilden Thieren zubringen konnte.

Als die Königstochter auf den Baum hinaufgekommen war und ein gutes Lager gefunden hatte, fiel sie in einen tiefen und süßen Schlaf, und schlief bis die Sonne wieder am Himmel emporstieg. Da erwachte sie. Sie zitterte zwar vor Kälte, aber sie fühlte sich doch wunderbar gestärkt und erquickt durch den Schlaf; und sie fühlte sich so erleichtert und so frei und als sie sich genauer betrachtete, fand sie, daß ihr ganzer Leibesumfang verschwunden und sie wieder so schlank und so schmal war, wie früher, bevor sie in diese Krankheit verfiel. Das war ja eine große Freude und sie hatte jetzt keinen andern Gedanken mehr, als sobald als möglich aus dem Wald hinaus zu kommen. Sie ließ sich vom Baume heruntergleiten und lief bis Mittag beständig gerade aus, da konnte sie endlich den Rand des Waldes und davor offenes Land erblicken.

Aber als ihre Blicke so hinaus über das fremde Land schweiften, da fiel es ihr erst recht ein, wie unglücklich und verlassen sie doch war. Sie warf sich auf die Erde und brach in Thränen aus und rang ihre Hände und klagte Gott im Himmel ihre Noth.

Jetzt hörte sie plötzlich eine Stimme hinter sich, welche rief: „Da bin ich, Mütterchen! Warte doch und nimm mich mit!“ Sie sah sich nach allen Seiten um, aber sie konnte nichts anderes erblicken als einen kleinen schwarzen Hund, welcher hinter ihr drein gelaufen kam und bellte und mit dem Schweife wedelte. Und das war auch der, welcher gerufen hatte und nun zu ihr springend und schwänzelnd kam und an ihr hinaufsprang und sie Mutter nannte und sagte, daß er ihr Sohn sei, den sie in der vergangenen Nacht geboren habe. „Du mußt mich „Wunder“ rufen,“ sagte er, „und brauchst dich jetzt nicht mehr zu sorgen und zu weinen, Mütterchen! Gehe nur mit mir; ich werde schon so für dich sorgen, daß du gar nichts entbehren sollst.“

Das war wirklich ein Wunder und die Königstochter konnte nicht begreifen, daß der Hund ihr Sohn sein sollte. Aber hülflos wie sie war, munterte es sie doch auf, diesen zu sehen und zu hören, und sie überließ es ihm, sie zu führen, und folgte ihm, wohin er ging.

Wunder lief voraus und zwar wieder eine kurze Strecke in den Wald hinein zu einem Hügel hin, an ein liebliches, von hohen Bäumen beschattetes Plätzchen, an welchem eine Quelle rieselte und eine freie

Aussicht, weit über das fremde Land, wo die Sonne schien und die Vögel sangen, darbot. „Mütterchen, hättest du nicht Lust hier zu wohnen?“ fragte Wunder. „O ja, aber in was sollte ich denn wohnen?“ sagte die Prinzessin. „Das wirst du gleich zu sehen bekommen,“ erwiderte Wunder und sprang schnell hin und her, wedelte mit dem Schweif und kratzte mit den Pfoten und biß mit seinen scharfen Zähnen Zweige ab; und bald hatte er eine zierliche, kleine Hütte, halb vertieft in den Hügel, halb hervorschauend, theils gegraben und theils hergerichtet. Darauf scharrte er einen Haufen dürres Laub und Gras zusammen und sagte: „Lege dich jetzt nur ein wenig nieder und ruhe hier aus, Mütterchen! Ich werde bald wieder zurück sein.“

Das Land, das man im Walde vom Hügel aus überschauen konnte, war nicht das, über welches der Vater der Prinzessin regierte, und in nächster Nähe des Waldes befand sich der Hof eines Königs und da wohnte ein königlicher Prinz darin und das war ein Nachbar des Vaters unserer Prinzessin, denn der große Wald bildete ja die Grenze zwischen ihren Ländern.

Also zu dem Schloß des königlichen Prinzen lief der kleine schwarze Hund und alle Thüren und Thore

sprangen vor ihm auf, sobald er mit seinen kleinen Pfoten nur daran kratzte. Und er lief hinein zur Wäscheoberaufseherin des Schlosses und sagte: „Ich heiße Wunder. Ihr könntet mir wohl ein paar Decken und Polster für meine Mutter überlassen; sie liegt draußen im Wald und friert." Da warf ihm die Wäscheoberaufseherin ein paar alte Fetzen hin, aber die wollte er nicht einmal anrühren. „Eure Fetzen könnt Ihr für Euch behalten!" sagte er und war mit einem Sprunge oben in der Schlafkammer des Prinzen und nahm das beste Bettzeug, das sich in des Prinzen eigenem Bett befand, und lief damit in den Wald zur Prinzessin hinaus. Alle sahen ihm erstaunt nach und konnten sich nicht genug darüber wundern, wie viel der kleine Hund tragen konnte. „So, Mütterchen, jetzt mache dein Bett!" sagte Wunder, „aber nun sollst du dich auch ein wenig mit Speise laben. Ich werde gleich wieder zurück sein."

Dann lief der kleine schwarze Hund wieder in das Schloß des Prinzen und gleich in die Küche hinein. „Ich heiße Wunder!" sagte er. „Ihr habt wohl ein wenig zu essen für meine Mutter, die draußen im Walde liegt und hungert." Da warf ihm der Koch einige Fleischknochen hin. „Eure Knochen könnt Ihr selbst behalten, es wäre ja eine Schande, so etwas von

Euch anzunehmen," sagte Wunder und sprang auf den Küchentisch hinauf und schnappte nach dem für den Prinzen bestimmten Braten, der auf einer silbernen Schüssel lag, und lief dann mitsamt der Schüssel und dem Braten schnurstracks in den Wald hinaus. „Ich komme gleich wieder," sagte Wunder und war augenblicklich auf den Beinen und lief zurück in's Schloß des königlichen Prinzen.

Jetzt lief er in den Weinkeller und sagte zu dem Mundschenk: „Ich heiße Wunder. Ihr habt doch wohl noch etwas zu trinken für meine Mutter, welche draußen im Walde liegt und durstet." Da deutete der Mundschenk auf einen Topfscherben, in dem sich ein Ueberrest von saurer Milch befand, der für die Katze bestimmt war, und sagte, das könne er haben. „Eure saure Milch könnt Ihr selbst behalten," antwortete der Hund und war mit einem Sprung oben im Saal und auf der Tafel des Prinzen und schnappte dessen silbernen Krug mit Bier und dessen gefülltes Weinhorn weg und lief damit hinaus in den Wald zu der Prinzessin. Da lebte sie nun so geraume Zeit und erholte sich, daß sie wieder gesund und kräftig wurde und wenn sie irgend etwas brauchte, so holte es ihr Wunder aus dem Schloß des Prinzen.

Bis jetzt haben wir immer nur von zwei König-

reichen gehört, aber da war noch ein drittes da auf demselben Ende der Welt und das befand sich auf der andern Seite des Landes dieses Prinzen. Ueber das herrschte ein alter König, der drei Töchter besaß, die nichts weniger als ganz jung waren und von denen eine häßlicher und boshafter aussah als die andere. Diese hätten gar zu gerne geheiratet und auch der Vater hätte sie gerne verheiratet gesehen; aber er wollte haben, daß es mindestens Prinzen sein sollten, die seine Töchter zu Frauen nähmen. Aber es zeigten sich keine Freier und Jahre kamen und gingen — und die Töchter des Königs wurden immer häßlicher und häßlicher und immer boshafter und boshafter.

Nun traf es sich so, daß der königliche Prinz, bei dem Wunder immer die vielen guten Sachen holte, noch ein junger, unverheirateter Mann war, der aber ein viel kleineres Reich besaß als der alte König, sein Nachbar. Zu dem schickte der alte König mit der Botschaft, ob er nicht vielleicht Lust habe, sich mit einer seiner drei Töchter zu vermählen; er könnte selbst wählen, welche er wolle. Der Prinz aber ließ ihm antworten, daß er keine von allen dreien miteinander wolle. Das war eine grobe Beleidigung für den alten König, der schwor, daß er sich rächen werde.

Und er ließ sein Kriegsheer ausrücken und kündigte dem Prinzen den Krieg an; und es wurde eine Schlacht geliefert, in der der alte König Sieger blieb; und der Prinz gerieth in seine Gefangenschaft. Er wurde in den Keller eines Gefängnißthurmes geworfen und da saß er mehrere Tage lang. Dann kam ein Bote vom König und sagte: „Der König, mein Herr, läßt dir kund und zu wissen thun, daß du eigentlich für den Schimpf und Spott, den du ihm angethan, verdientest gehenkt zu werden; trotzdem aber will der König Gnade für Recht ergehen und dir das Leben und dein Erbland lassen, unter der Bedingung, daß du jetzt eine seiner Töchter als Braut und Gattin wählst." Aber der Prinz antwortete kurz und bündig, daß er dies nun und nimmer thue. Hatte er es freiwillig nicht gethan, so wollte er es jetzt gezwungen noch viel weniger thun. Da wurde das Todesurtheil über ihn gefällt und der Tag seiner Hinrichtung festgesetzt.

Als der gefangene Prinz einsam tief unten in seinem Thurm saß und viele traurige Gedanken seinen Kopf durchkreuzten, kam auf einmal ein kleiner Hund zu ihm hinein. Er war nur klein und mochte wohl eine Ritze oder ein Loch gefunden haben, durch das er hereingeschlüpft war; und der Hund war kein anderer als Wunder. Er sprach mit dem Prinzen und

fragte ihn, ob er nicht gerne aus seinem Gefängnisse herauskommen wollte. „O ja!“ antwortete der Prinz und das wird ihm wohl jeder gerne glauben. „Gut,“ sagte Wunder, „wenn du meine Mutter heiratest, dann kann und will ich dich in Freiheit setzen.“ — „Deine Mutter?“ fragte der Prinz, „wer und was für eine ist sie denn? wie sieht sie aus?“ — „Ich heiße Wunder,“ antwortete der Hund, „und so kann sie auch heißen, denn wir sind ja aus einem Blut.“ — „Nein, schönsten Dank!“ rief der Prinz aus; „mich mit einem Hund zu verheiraten, das thue ich eben so wenig, als ich eine von den alten, boshaften Prinzessinnen zur Frau nehme.“

Daraufhin war Wunder augenblicklich verschwunden. Aber am Tage vor der Hinrichtung kam er wieder zu dem Prinzen in den Thurm und sagte: „Nun, hast du dir's jetzt schon überlegt, ob du meine Mutter heiraten und damit dein Leben, deine Freiheit und dein Erbland retten willst? Sonst ist, wie du ja weißt, morgen alles vorbei.“ — „Ja, wenn sie nur irgend ein Frauenzimmer — und keine von den drei alten boshaften Prinzessinnen wäre,“ sagte der Prinz, „dann wollte ich sie gerne für mein Leben, meine Freiheit und mein Erbland heiraten. Aber einen Hund — davon kann ja gar nicht die Rede sein.“ — „Ja,

wenn du dich mit meiner Mutter verheiraten willst," sagte Wunder, „dann mußt du ihr gleich Brautkleider machen lassen und du kannst das Maß dazu von deinem Stubenmädchen nehmen." Als der Prinz das hörte, sagte er nicht mehr Nein, denn da mußte sie ja doch ein menschliches Wesen sein. Aber es kam ihm sonderbar vor, daß der Hund jetzt von Brautkleidermachenlassen reden konnte, für die er da, wo er saß, doch nicht zu sorgen im Stande war.

Tags darauf sollte also die Hinrichtung stattfinden. Es wurden Soldaten in den Thurm hinunter geschickt, die den Gefangenen holten und auf die Richtstätte führten, wo der Galgen aufgerichtet stand und der Büttel schon wartete. Als der gefangene Prinz unter den Galgen geführt wurde, kam Wunder wie jeder andere kleine Hund daher, lief der Wache zwischen den Beinen durch und hinauf zur Richtstätte; da sagte er dann: „Entweder gebt ihr den gefangenen Prinzen augenblicklich frei und führt ihn wieder heim in sein Reich oder ich zerreiße euch alle miteinander in tausend Stücke; denn er soll meine Mutter heiraten."

Aber niemand war da, der auf ihn hören wollte. Sie lachten den naseweisen Köter nur aus und der Büttel wollte ihn mit dem Fuße von der Richtstätte wegstoßen. Aber da lehrte ihnen Wunder etwas an-

deres: er fuhr auf sie los und zerriß und zerfetzte alle miteinander in tausend und tausend Stücke, so daß bald der Büttel und alle Soldaten mitsamt dem bösen König todt um den Galgen herumlagen, während Wunder mit dem Prinzen in dessen Reich heimlief und gerade aus, vorbei an des Prinzen Schloß in den Wald hinaus zur Hügelhütte, in der die Prinzessin wohnte.

Dem Prinzen war ganz wunderlich zu Muthe, als er so dem Hunde folgte, der voraus lief und mit dem Schweife wedelte. Aber sobald er in die Hütte trat und die liebliche junge Prinzessin erblickte, fiel ihm ein Stein vom Herzen und er verlobte sich voll Freuden mit ihr und sie war jetzt seine Braut und in drei Tagen sollte die Hochzeit sein.

Darauf sagte Wunder zu dem Prinzen: „Jetzt steht es dir frei, zur Hochzeit einzuladen, wen du willst und zu befehlen, wer kommen oder wegbleiben soll; aber einen einzigen Gast muß ich einladen dürfen." Dazu erhielt er die Erlaubniß und der Gast, den er einladen wollte, war niemand anderes, als der Nachbarkönig, der Vater der Prinzessin. Weiter sagte Wunder zum Prinzen: „Wenn jetzt der Hochzeitstag kommt, so werdet ihr alle zur Tafel gehen und dann will ich kommen und unter dem Tisch wie jeder andere

Hund sitzen und zwar zunächst bei dem fremden Gaste, den ich selbst eingeladen. Jedesmal, so oft er eine Speise zu sich nehmen will, sei es Fleisch oder Kuchen, so werde ich hinauf springen und ihm alles wegschnappen. Eine Weile wird er Geduld haben und immer wieder etwas anderes nehmen; zuletzt aber wird er doch böse werden, auffahren und fragen, ob Ihr ihn zum Narren halten wollt. Darauf mußt du ihm antworten, daß es dir leid thäte, wenn er von irgend jemandem in deinem Haus beleidigt würde und wäre es auch nur von deinem Hund. Und so lieb du diesen zwar hättest, so wolltest du ihm dennoch die Erlaubniß geben, den Hund mit seinem Schwert zu tödten, sobald er sich nochmals naseweis benähme. Jetzt habe ich dir also gesagt, wie es zugehen wird und nun versprich mir auch, daß du meine Vorschriften genau befolgen willst!" Das versprach der Prinz und hatte vollauf zu thun, um alle Gäste einzuladen und das Festmahl herzurichten.

Der Hochzeitstag kam und überall war da Glanz und Pracht entfaltet. Gäste gab es in Menge und der Nachbarkönig, den Wunder eingeladen hatte, war ebenfalls gekommen. Die Braut, die mit ihrer goldenen Krone auf dem Kopf am Ende der Tafel saß, war ungemein lieblich anzuschauen; aber ihr Vater er-

kannte sie nicht wieder; denn er dachte, sie wäre längst todt und weiß Gott wo? Und auch der kleine schwarze Hund kam dahergelaufen und setzte sich unter den Tisch zu den Füßen des alten Königs und jedesmal, so oft er eine Speise, Fleisch oder Kuchen nehmen wollte, war er zur Stelle und schnappte es ihm aus der Hand oder vom Teller weg.

Eine Zeit lang that der König, als ob nichts geschehen sei, nahm sich eine neue Speise und suchte sich, so gut er konnte, den Hund vom Leibe zu halten, der nicht aufhörte ihm alles wegzuschnappen, so daß er kaum einen einzigen Bissen über die Lippen brachte. Endlich aber verlor der König doch die Geduld, sprang vom Tisch auf und sagte, daß er nicht zu dieser Hochzeit gekommen sei, um sich zum Narren machen zu lassen; denn der Hund müsse eigens für ihn hereingebracht worden sein, um ihn zum besten zu halten und es sei in feinen Häusern nichts weniger als manierlich, Hunde mit zur Tafel zu lassen.

Darauf antwortete der Bräutigam, wie es ihm Wunder gelehrt: daß es ihm leid thäte, daß sich der Hund so naseweis gegen den vornehmen Gast benehme. Und so lieb er den Hund sonst habe, so müsse er es ihm jetzt doch erlauben, ihn ganz so zu strafen, wie er wollte. Der König, der noch rasend vor Zorn war,

zog jetzt sein Schwert und spaltete dem Hunde das Haupt. Da strömte alle Zauberei mit dem Blute heraus und an Stelle des Hundes stand jetzt ein netter, kleiner Knabe vor ihm und sagte zu dem alten König: „Da bin ich, Großpapa! Nimm mich nun auf deine Arme und trage mich zu meiner Mutter hin, die dort am Ende der Tafel sitzt, damit sie eine Freude an ihrem Sohn hat."

Darüber entsetzte sich der alte König zwar und wußte gar nicht, was er davon denken sollte, aber er that doch, was das Kind sagte, nahm es auf die Arme und trug es zur Braut hin und da erkannte er in ihr seine Tochter wieder, die er einst tödten lassen wollte. Die Braut aber schüttelte ihr Haupt und sagte: „Nein, das ist nicht mein Kind, so sieht mein Sohn nicht aus." Aber das kleine Wunder nahm sie um den Hals und sagte: „Ja, Mütterchen, so sehe ich jetzt aus und so werde ich immer aussehen, wenn du mich als deinen Sohn haben willst." Und dann erzählte der kleine Knabe in Kürze die ganze Geschichte, wie sie sich zugetragen und daß die böse Stiefmutter, die Gemahlin des alten Königs, die ehemals eine Amme gewesen, an allem schuld sei. Dann wurde die Hochzeit mit Lust und Freude gefeiert und augenblicklich ein Bote hinüber an den Hof des alten Königs gesandt und

die böse Königin wurde mit ihrer Tochter zur Thüre hinausgejagt, ehe der König wieder nach Hause kam. Und nie mehr sah oder hörte irgend ein Mensch etwas von ihnen, denn sie wurden von den wilden Thieren des Waldes zerrissen und gefressen.

Ritter Grünhut.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, beide waren sehr arm und obwohl sie kein einziges Kind hatten, mußten sie sich doch immer mit Hunger und Noth durchs Leben schlagen und es ging ihnen immer nur schlechter, je älter sie wurden. Eines Tages hatten sie nicht einmal mehr ein Stückchen trockenes Brod im Hause. Da sagte die Frau zu ihrem Manne: „Höre, liebes Männchen, wir müssen doch sorgen, daß wir etwas zu essen bekommen, weil man von der Luft nicht leben kann, so lange man auf dieser Erde ist, und weil es doch besser ist, man hat etwas zum Essen, als etwas zum Anziehen, so nimm halt dieses Stück Leinwand, das ich selbst gewebt habe, und gehe damit in die Stadt und schaue, daß du es verkaufen kannst. Ich habe mir freilich immer gedacht,

daß es einmal ein paar Hemden für uns beide geben solle, — aber damit müssen wir jetzt schon bis auf bessere Zeiten warten."

Da nahm er denn das Stück Leinwand und machte sich noch in später Abendstunde auf den Weg, weil am nächsten Morgen gerade Markttag in der Stadt war und da wollte er noch zu guter Zeit dort anlangen, um seine Leinwand verkaufen zu können. Sein Weg führte ihn durch einen tiefen Wald und mitten darin befand sich eine Quelle. Als er nun zu dieser Quelle kam, da sah er einen uralten Mann mit einem langen weißen Barte daneben sitzen, der ihn freundlich grüßte und fragte, wohin er so spät noch wolle. Da erzählte ihm der arme Mann alles; — wie schlecht es ihm und seiner Frau ginge, wie schrecklich arm sie seien; daß sie jetzt nicht einmal mehr ein Stückchen trockenes Brod im ganzen Hause hätten und daß er eben deshalb heute noch auf den Markt gehen müsse, um sein Stück Leinwand zu verkaufen, damit er und seine Frau nicht elendiglich Hungers stürben.

Darauf erwiderte der Alte an der Quelle: „Wenn du sonst nichts vorhast in der Stadt, dann brauchst du nicht mehr weiter zu gehen, denn du kannst ja gleich mir deine Leinwand verkaufen; — so — hier hast du hundert Thaler dafür! — Ja, ich wollte noch viel

mehr für dich thun, so daß du gar nie mehr Hunger zu leiden brauchtest, wenn du mir nur das dafür versprichst, was deine Frau unter dem Gürtel trägt." Das versprach der Mann sogleich mit Freuden, denn er dachte ja an nichts anderes, als an den kleinen Schlüsselbund, den seine Frau an ihrem Gürtel trug. Und den, dachte er, kann sie doch leicht entbehren, wenn wir dafür recht reich werden können. Als der arme Mann eingewilligt hatte, sagte der Alte: „Heute über sechs Monate mußt du und zwar zur gleichen Stunde wieder hierherkommen und mir das bringen, was du mir versprochen hast. Von nun an wirst du nie mehr Noth leiden, denn du brauchst nur in deinen Kasten hineinzulangen und wirst jedesmal so viel Geld darin finden, als du wünschest."

Da kehrte der arme Mann um und ging sogleich heim zu seiner Frau, die eben im Begriffe war, aus dem Bett aufzustehen und sich nicht wenig darüber wunderte, daß ihr Mann so schnell von der Stadt zurück sei. Er erzählte ihr nun, wie gut er die Leinwand schon unterwegs verkauft und daß er baare hundert Thaler dafür bekommen, das war ja für sie ein wahres Heidengeld! — Mehr erzählte er ihr aber für diesmal nicht und sie war schon darüber, was er ihr sagte, zu Tode froh und ging sogleich ins Dorf

hinunter, um Lebensmittel einzukaufen. Kaum wußte man es im Dorfe, daß die armen Leute jetzt Geld hatten, um einzukaufen, so eilten alle herbei, welche ihnen einmal Geld geliehen hatten und verlangten eins nach dem andern ihr Guthaben zurück, denn sie wollten ihr Geld bekommen, so lange noch etwas zu bekommen war. Und der Mann bezahlte jeden bei Heller und Pfennig, dem er irgend etwas schuldig war, — er brauchte ja nur in den Kasten hineinzugreifen, um jedesmal so viel zu haben, als er wollte oder brauchte.

Aber die Frau wurde doch allmählich unruhig, denn sie sah leicht ein, daß auch hundert Thaler nur zu bald ein Ende nähmen, deshalb fiel es ihr jetzt auf, daß ihr Mann gar zu sorglos mit dem Geld umging, aber sie glaubte außerdem zu bemerken, daß er irgend etwas ihn Drückendes auf dem Herzen haben müsse, das er bisher vor ihr verheimlichte. Sie drang bittend in ihn, ihr reinen Wein einzuschenken und ihr alles zu sagen, was sein Herz bedrücke. Da konnte er ihr nichts länger verschweigen und erzählte ihr alles haarklein, wie er den Alten an der Waldquelle getroffen und was er ihm schließlich versprach.

„O, dann hast du uns für ewige Zeiten unglücklich gemacht!“ rief die Frau aus, „denn meine Schlüssel

will er gewiß nicht, — er will das Lebende haben, das ich jetzt unter meinem Gürtel trage und das du nun, Gott weiß wem? versprochen hast!“ Als der Mann das vernahm, wurde ihm angst und bange, aber er versuchte sich dennoch damit zu entschuldigen, daß er sich — nachdem sie doch beide schon bei Jahren waren und nie Kinder hatten oder gehabt hatten, — jetzt so etwas doch nicht mehr im Traume hätte einfallen lassen können.

Die Frau hatte allerdings recht, daß es das war, was der Weißbart wollte und das ihm der ahnungslose Mann über sechs Monate zu bringen versprochen. „Aber geschehen ist geschehen und läßt sich nicht mehr ungeschehen machen,“ sagte er, „und was man einmal versprochen hat, muß man auch halten.“ — Und was sie vom Alten dafür bekommen, hatten sie ja auch angenommen und bereits soviel davon ausgegeben, daß es ihnen, selbst für den Fall, daß man den ganzen Handel hätte rückgängig machen können, unmöglich gewesen wäre, alles Geld wieder zu Stande zu bringen.

Soviel die Frau auch darüber denken mochte, sie mußte schweigen und ehe sechs Monate um waren, gebar sie einen Sohn und das war noch dazu ein recht hübscher, bausbackiger Junge. Aber es kam nun auch der Tag, den der Alte festgesetzt hatte. Da nahm

denn der Mann sein Söhnchen und trug es traurig in den Wald hinaus und als er zu der Quelle hinkam, saß der Alte mit dem weißen Barte schon dort und rief ihm „Willkommen!“ entgegen und sagte: „du hast dein Wort gehalten, wie ich das meinige! Sei mir aber nur nicht bange, denn ich bin weder ein Kobold, noch ein Teufel und will auch nur das Beste deines Kindes. — Ihr werdet euern Buben wohl nicht gerne hergeben? — nun und ich will ihn jetzt auch noch gar nicht bei mir behalten. Aber an seinem zehnten Geburtstag mußt du kommen und ihn wieder hieher bringen. Inzwischen mußt du ihn aber auf das allersorgfältigste erziehen und unterrichten lassen, denn ich will einmal einen recht bedeutenden, großen Mann aus ihm machen.“ Bei diesen Worten nahm der Alte das Knäblein in seine Hände und verwandelte es im selben Augenblick in ein junges Stachelschwein und gleich darauf in ein kleines Hirschkalb, dann in einen jungen Falken und schließlich wieder in ein menschliches Kind. Nachdem dies alles geschehen, tauchte er den Knaben in der Quelle unter und sagte: „So, jetzt ist er getauft und „Grünhut“ ist sein Name; du mußt mir nur noch versprechen, daß du ihn auf keinen Fall anders taufen lässest. Nur unter dieser Bedingung kann ich dir das Kind noch zehn Jahre lang lassen.“

Das versprach denn der Mann auch und war nur glücklich, daß er den Buben wieder nach Hause bringen durfte, und noch glücklicher war die Frau darüber, als sie ihren Sohn wieder bekam. Sie verließen nun ihre armselige Hütte und kauften sich Haus und Hof, — sie hatten ja so viel Geld als sie nur wollten; — und lebten da mit ihrem Knaben, den sie über alles in der Welt liebten. Er gedieh vortrefflich, wuchs rasch heran und je größer er wurde, desto herrlicher entwickelten sich auch seine Geistesgaben. Mit fünf Jahren hatte er bereits alle Bücher gelesen, die im ganzen Hause nur zu finden waren und seine Eltern konnten ihm schlechterdings nichts mehr lehren. Sie hielten ihm nun die weisesten Lehrer und noch ehe er sein zehntes Jahr erreicht hatte, lernte er alles, was diese selbst wußten und konnten.

An seinem zehnten Geburtstag ging der Vater wieder mit ihm zur Quelle in den Wald hinaus, wo der Alte schon saß und wartete. Der Vater hätte freilich gerne mit ihm unterhandelt, um seinen Sohn noch länger behalten zu dürfen: „weil seine Eltern gar so viel Freude an ihm hätten," — aber der Alte schüttelte das Haupt und sagte, daß dies unmöglich sei. Die Eltern sollten froh sein, daß sie den spätgebornen Sohn, der ihnen so viel Glück ins Haus gebracht, so lange

behalten durften. Sie konnten nichts mehr für ihn und sein späteres Fortkommen thun und deshalb mußten sie von ihm lassen.

Diesmal mußte der arme Vater mit seinem Kummer allein nach Hause gehen. Der Alte aber verzauberte den kleinen Grünhut noch im selben Augenblick in ein Stachelschwein, mit einem goldenen und einem silbernen Stachel und ließ ihn in den tiefen Wald hineinlaufen. Und in dieser Gestalt mußte er sich volle fünf Jahre herumtreiben. Als diese Zeit um war, lief er zu dem Alten an der Quelle und bat, ob er jetzt seine menschliche Gestalt wieder bekommen könne? „O nein!" erwiderte der Alte, „du kommst noch viel zu frühe; du mußt schon noch Geduld haben. Aber eine andere Gestalt will ich dir doch geben, damit du deinen Kopf ein gutes Stück höher tragen kannst." Und dabei verwandelte er ihn in einen Hirschen mit einem Geweih, das halb von Silber und halb von Gold war; und so mußte er abermals fünf lange Jahre im Wald zubringen. Als diese Zeit um war, kam er wieder zu dem Alten an der Quelle und fragte, ob er denn jetzt seine menschliche Gestalt wieder bekäme? Aber der Alte sagte wiederum: „nein, du kommst noch zu frühe." — Er mußte noch fünf Jahre als Thier verwandelt bleiben, doch sollte er jetzt noch höher hinauf und

noch mehr mit seinen Blicken überschauen können, als je zuvor. Deshalb verzauberte er ihn in einen Falken mit einer silbernen und einer goldenen Feder. Da flog er hoch über den Wald hinauf in die blaue Luft und blieb wieder fünf Jahre ein Falke.

Als aber auch diese fünf Jahre zu Ende waren, flog er zu dem Alten an der Quelle hin und fragte bittend, ob er denn seine Menschengestalt noch nicht bekommen könne? — „Ja," sagte der Alte, „jetzt ist die Zeit dazu gekommen; tritt hervor, Ritter Grünhut!" Und sogleich stand er vor ihm als der schönste Mann, den man sich nur denken konnte. „Du hast nun selbst die Macht und wirst sie allezeit behalten," sagte der alte Weißbart, „daß du dich, so oft du willst, in eines von den drei Thieren verwandeln kannst, als welches du die Zeit her zubringen mußtest und deren Gestalt du schon getragen, ehe du noch getauft warst; auch kannst du dich dann jederzeit wieder in einen Menschen verwandeln, sobald du nur willst. Alle deine Verwandten und andern Jugendfreunde sind nun todt oder nach allen Winden hin zerstreut, so daß du in deiner alten Heimat, die du als Kind verlassen, nichts mehr zu suchen hast. Dir stehen noch größere Dinge und ein glücklicheres Loos bevor, als du dir selbst träumen lassen kannst. Ziehe jetzt an

den Hof eines Königs und nimm dort Dienste. Aber du mußt ganz von unten anfangen, deshalb verdinge dich nur als Stallknecht. Für dein bestes Fortkommen wird schon gesorgt werden! Nur mußt du dich vorsehen, daß du nicht etwa an einen Hof kommst, an welchem auch Ritter Roth bedienstet ist, denn er ist der durchtriebenste, verrätherischeste Schurke dieser Erde. Sei immer treu und ehrlich. Wenn du aber doch in irgend eine Gefahr kommen solltest, so rufe nur mich und ich werde dir gewiß immer helfen." Ritter Grünhut begab sich nun auf den Weg und ging gleich in das erste beste Schloß hinein, das er unterwegs antraf und fragte, ob da ein König wohne. Man antwortete ihm, daß hier zwar kein König, aber doch ein Prinz mit seiner Schwester wohne. Er fragte dann weiter, ob er hier nicht als Stallknecht bedienstet werden könnte. Er mußte eine kleine Weile auf die Antwort warten, bis man ihm die Nachricht brachte, daß man ihn wohl als Stallknecht brauchen könne, aber nur im allerordinärsten Stall, woselbst blos die ältesten und gemeinsten Pferde unter seiner Obhut standen. Aber er nahm den Dienst dennoch an und erfüllte alle seine Pflichten mit dem größten Fleiße.

Es traf sich aber so unglücklich, daß sich gerade an diesem Hof auch der Ritter Roth befand. Er war

die rechte Hand des Prinzen und außerdem sein Stallmeister und hatte die Aufsicht über den feinsten Stall, in welchem die edelsten und schönsten Pferde waren. Er konnte aber durchaus nicht begreifen, wie das zuging, daß die alten abgemagerten Gäule, die fast nur noch aus Haut und Knochen bestanden, zusehends von Tag zu Tag besser gediehen, seit der neue Stallknecht angestellt war. Sie wurden allmählich wieder glatt und voll und es währte nicht allzulange, da hatten die elenden Schindmähren ein schöneres Aussehen, als die prächtigen Staatspferde in Ritter Roth's eigenem Stall. Außerdem hatte dieser Grünhut ein so hübsches feines Gesicht und eine so edle Haltung und Gestalt, daß sich alle darüber wundern mußten; und jedesmal, so oft er seine Pferde in die Schwemme ritt, ließ er sie im Hofe allerlei Capriolen und ritterliche Kunststücke machen. Da stand die Prinzessin immer am Fenster des Jungfernthurmes, in dem sie wohnte und schaute ihm mit solchem Wohlgefallen zu, daß sie sich von ganzem Herzen in ihn verliebte.

Dies alles mitansehen zu müssen, war mehr als Ritter Roth vertragen konnte, besonders das letzte; schlau genug war er ja, um es nur zu bald zu bemerken und es ärgerte ihn um so mehr, als es ihm selbst in Aussicht stand, einmal des Prinzen Schwager

zu werden und dessen reiche und liebreizende Schwester als Ehegemahl heimführen zu dürfen. Er dachte nun eifrigst darüber nach, um irgend ein Mittel ausfindig zu machen, wie er seinen Nebenbuhler aus der Welt schaffen könnte. Eines Tages sagte er daher zum Prinzen: „Wir haben da einen merkwürdigen Burschen als Knecht im letzten Stall. Alles glückt ihm, was er anpackt und was ihm unter die Hände kommt. Er muß bei einem Zauberer in die Lehre gegangen sein und deshalb kann und weiß er mehr als andere Menschen. Aber er erhebt sich auch hoch über seinen Stand, denn er hat, wie ich recht gut merken konnte, ein Auge auf die Prinzessin geworfen. Und kein Mensch kann wissen, was er da mit seinen Teufelskünsten noch alles anstellen will. Er hat sogar schon öfter gesagt, daß er dem Prinzen, wenn er nur wollte, die schönste und liebreizendste Königstochter der Welt verschaffen könnte. Aber er wolle nicht, hat er gesagt."

Als der Prinz das alles vernahm, wurde er gleich ungemein begierig, diese schönste Prinzessin als Gemahlin zu bekommen. Deshalb ließ er sofort den Ritter Grünhut zu sich rufen und sagte ihm, daß er ganz wohl wisse, was zu können er sich gerühmt habe, wenn er nur wollte. Und nun müsse er dem Prinzen wirklich die schönste Prinzessin der Welt verschaffen oder

sein Leben elend am Galgen verlieren. Was half es jetzt, daß Grünhut dem Prinzen seine Unschuld bewies und ihm versicherte, daß er nie so etwas gesagt habe und am allerwenigsten wisse, wo die schönste Prinzessin zu finden sei. Der Prinz glaubte aber den Worten des Ritters Roth mehr als ihm und blieb fest dabei stehen, daß Grünhut entweder sein Wort halten und die schönste Prinzessin der Welt herbeischaffen müsse oder am Galgen baumeln solle. Da bat Ritter Grünhut um nur drei Tage Frist, er wolle noch vor Ablauf dieser Zeit des Prinzen Wunsch erfüllen und wenn nicht, seinen Hals gutwillig in die Schlinge stecken und sich aufhenken lassen. Darauf hin wurde ihm diese Galgenfrist gewährt.

Als er aus dem Saal des Prinzen wieder herauskam, war er ganz verzweifelt. Sollte er wirklich jetzt schon sein Leben so schmählich beenden müssen? — wofür hatte er denn dann so lange Jahre gelitten und gestritten? Aber er war ja auch ungehorsam gegen den Alten, da er an einem Orte in Dienste trat, an dem sich der heimtückische Ritter Roth ebenfalls befand. An all' seinem jetzigen Unglück war nur das schuld, daß er sich damals, als er Dienst suchte, nicht besser vor diesem Ritter Roth gehütet hatte. Und das schlimmste war, daß er, weil er seinem Pflegevater nicht gefolgt

hatte, von diesem nicht einmal Hülfe erwarten durfte. Als er sich eine Zeit lang diesen traurigen Gedanken überlassen hatte, fiel es ihm ein, vorher doch noch ein wenig seine Freiheit zu genießen; darum verwandelte er sich in einen Falken mit einer goldenen und einer silbernen Feder und flog hoch zu den Wolken empor. Als er nun so frank und frei durch die Lüfte segelte, da fühlte er eine mächtige Versuchung, sein gegebenes Wort zu brechen und gleich ohne weiteres auf und davon zu fliegen, weit fort in ein fremdes Land, wo ihn weder ein Prinz, noch ein Ritter Roth oder sonst irgend jemand finden könnte. Als er aber so dahinflog, hörte er eine ihm wohlbekannte Stimme, welche ihm zurief: „Wohin, Ritter Grünhut?" Er spähte hinunter und sah, daß er sich gerade über dem Walde mit der Quelle befand, an der der Alte mit dem weißen Barte saß. Der Falke senkte sich zu den Füßen des alten Mannes hinab, nahm seine menschliche Gestalt an und klagte ihm seine Noth: — er erzählte dem Alten von dem Ritter Roth und von des Prinzen Befehl und von seinem eigenen Versprechen, sich aufhenken zu lassen, wenn er nicht noch vor Ablauf der drei festgesetzten Tage des Prinzen Wunsch erfüllt haben werde. „Aber was soll ich denn nur anfangen, — es ist ja rein unmöglich!"

„O, es ist durchaus nicht unmöglich," sagte der Alte, „wenn du nur genau aufpassen und das thun wirst, was ich dir sage und nicht mehr selbstklug handeln willst, oder gar vergessen, was du mir versprachst. Morgen sollst du dem Prinzen einmal eine kleine Probe deiner Kunst liefern. Mache nur alles genau so, wie ich es dir heiße und ich werde schon dafür sorgen, daß du deine Probe mit Ehren bestehst. — Und der Alte unterrichtete ihn nun auf das sorgfältigste für den nächsten Tag und fügte noch hinzu: „Wenn sich der Prinz daraufhin doch nicht bewegen lassen wird, seinen Wunsch aufzugeben und dich, deiner Geschicklichkeit wegen, lieber zu Hause bei sich zu behalten, dann komm morgen Abend wieder zu mir her, ich werde dir dann schon sagen, was du brauchst und zu thun hast."

Da fiel dem Ritter Grünhut ein Stein vom Herzen und leicht und froh flog er zum Schlosse zurück, ging in sein Bett und schlief die ganze Nacht süß und ohne Sorgen. Am nächsten Morgen sagte er, wie ihm der Alte anbefohlen, zu einem der andern Stallknechte: „Du mußt so gut sein und mir heute den Freundschaftsdienst erweisen, mit mir zum Prinzen zu gehen und wenn wir beide vor ihm stehen, so sage zu mir: „So wahr du als ein Senfkorn liegen kannst in meiner

rechten Hand, so kannst du auch die Königstochter bringen aus dem fremden Land." — „Wozu soll denn das gut sein?" sagte der Knecht, — „daß wir dann alle zwei wie Narren dastehen?" Aber Ritter Grünhut bat ihn, sich nur darum nicht zu kümmern, sie würden gewiß nicht als Narren dastehen. Da konnte der Stallknecht schließlich nichts mehr dagegen einwenden; er ließ sich überreden und so gingen sie miteinander zum Prinzen hinein.

Nun sagte der Knecht, wie er es gelernt hatte: „So wahr du als ein Senfkorn liegen kannst in meiner rechten Hand, so kannst du auch die Königstochter bringen aus dem fremden Land," — und im selben Augenblick lag Ritter Grünhut auch schon in der rechten Hand des Stallknechtes. Gleich darauf stand er wieder in seiner menschlichen Gestalt an dessen Seite. Da sagte der Prinz: „Ja, nun hast du es selbst bewiesen, daß du die Prinzessin holen kannst, — weil du dieses Kunststück machen konntest; nun sollst du sie mir aber auch holen!" Ritter Grünhut war über diesen Bescheid nichts weniger als froh, aber er sagte zum Prinzen, daß er ihm am folgenden Tag melden werde, was er alles zur Reise brauche.

Noch an demselben Abend flog er aber wieder hinaus zu dem Alten an der Waldquelle, der ihm,

wie er versprochen hatte, genau sagte, was er zu thun habe: — Er soll morgen zum Prinzen gehen und ein Schiff verlangen, das mit Nahrungsmitteln für sieben Jahre hinreichend versehen ist; und ein gut getroffenes Porträt des Prinzen müsse er natürlicherweise auch mitnehmen. Und wenn dies alles in Ordnung sei, solle er allein an Bord gehen, sich aber vor allem vorsehen, daß Ritter Roth nicht auf das Schiff käme und mitführe. Darauf sollte er die Segel aufhissen, aber alles übrige, Takel und Tau liegen und stehen lassen und nicht einmal ein Ruder anrühren. Der Alte würde das Schiff statt seiner schon auf das beste steuern. Er solle nur so lange vorwärts segeln, bis er ein prächtiges Schloß mit drei goldenen Thurmspitzen in Sicht bekomme. Dort müsse er die Segel streichen und Anker werfen und als Falke ans Land fliegen, weil da die Prinzessin wohne, die er zu holen ausgeschickt wurde. Dann solle er auf dem Wall als Stachelschwein herumkriechen, weil er dort der Prinzessin gewiß in die Augen fallen, von ihr aufgehoben und ins Schloß getragen werde. Er könnte ihr dann ganz leicht mittheilen, in welchem Auftrag er zu ihr gekommen sei. Tags darauf solle er wieder auf den Wall gehen, aber als Hirsch; die Prinzessin werde sich wieder bemühen, seiner habhaft zu werden und ihn

ins Schloß zu bringen und bei dieser Gelegenheit könne er sich dann genauer mit ihr verabreden. Wenn dies alles in der angegebenen Weise geschehen sei, solle er sie heimlich aufs Schiff bringen, die Anker kappen, die Segel aufhissen und wieder alles übrige, Tafel und Tau liegen und stehen lassen, bis er zurück zum Schloß des Prinzen komme und ihm dann die liebliche Braut in die Arme führe.

Ritter Grünhut dankte seinem Pflegevater und versprach ihm, sich ganz genau nach diesen Vorschriften zu richten. Er ging also andern Tags zum Prinzen und verlangte ein Schiff, das mit Nahrungsmitteln auf sieben Jahre hinreichend versehen sei und das Porträt des Prinzen. Man traf sodann schleunigst alle Anstalten, um alles in Stand zu setzen und für die Reise vorzubereiten. Sobald das Schiff fertig und mit allem Nöthigen ausgerüstet war, ging Ritter Grünhut allein mit dem Bild des Prinzen an Bord, machte das Schiff vom Ufer los, hißte die Segel auf und stach in die See und ließ sein Schiff von Wind und Wogen treiben, während es der Alte unsichtbar steuerte.

So mochte er schon ein oder zwei Jahre gesegelt haben, als er endlich die drei goldenen Thurmspitzen in Sicht bekam, da warf er froh die Anker und zog

die Segel ein. Darauf verwandelte er sich in einen Falken mit einer goldenen und einer silbernen Feder und flog ans Land zu dem Schlosse hin. Dort angekommen, nahm er die Gestalt eines Stachelschweins mit einem goldenen und einem silbernen Stachel an und lief auf dem Wall, der sich außerhalb des Schlosses befand, herum. Da kam die Prinzessin mit ihrem Vater gegangen und erblickte sofort das Stachelschwein; da sie noch nie eines mit solchen Stacheln gesehen hatte, bat sie den Vater, dieses Thier mit nach Hause nehmen zu dürfen und weil er ihr gerne eine Freude machen wollte, so erlaubte er ihr es auch. Sie hob nun das Stachelschwein auf und trug es in ihrer Schürze heim ins Schloß, wo sie es mit in ihre Kammer nahm. Da es schon gegen Abend war, blieb sie selbst auch gleich hier, um das Stachelschwein zu füttern und mit ihm zu spielen. Nun begann das Stachelschwein auf einmal zu reden und erzählte der Prinzessin, daß es eigentlich ein Mensch und nur hierhergekommen sei, weil in fernen Landen ein Königssohn, welcher sie liebte, um sie freie und sie als Ehegemahl haben wolle, wenn sie mit ihm, dem Boten des Prinzen, in dessen Land ziehen wollte. Dies kam der Prinzessin ungemein lustig vor, denn sie lebte ja hier wie in ein Kloster eingesperrt und durfte niemand

anders sehen als ihren Vater und ihre abgeschmackten Hofdamen, die ihr schrecklich langweilig waren. Aber daß nun ein Königssohn in fernen fremden Landen war, der sie liebte und sich mit ihr verheiraten wollte, das erschien ihr ungemein unterhaltlich und lustig. Aber vor allem müsse sie doch wissen, sagte sie, wie der Prinz aussehe und ob sie ihn auch gern haben könne. Da zog Ritter Grünhut das Bild des Prinzen, das er bei sich trug, hervor; kaum hatte die Prinzessin dieses angesehen, als sie sofort auch in Liebe zu dem Prinzen entbrannte. Sie sagte aber doch, daß sie von dieser Geschichte zu urplötzlich überrumpelt worden sei und sich deswegen einen Tag Bedenkzeit ausbitte. Ritter Grünhut verwandelte sich dann wieder in einen Falken und flog zurück zu seinem Schiffe.

Am andern Morgen fragte der König nach dem merkwürdigen Stachelschwein, denn er wollte es jetzt bei hellem Tageslicht genau betrachten. Aber die Prinzessin sagte, daß es ihr entkommen sei. Da schimpfte er sie, daß sie nicht besser darauf aufgepaßt habe. Am Abend ging er aber doch wieder mit ihr auf den Wall hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Da lief auf einmal ein Hirsch mit einem halb silbernen und halb goldenen Geweih vor ihnen. Die Prinzessin bat den König, ob sie ihm nicht nachlaufen dürfe, um

ihn zu fangen und ins Schloß hineinzunehmen. „Ach, was soll das helfen, wenn du ihn auch fängst?“ sagte der König. „Wenn du nicht einmal auf das Stachelschwein aufpassen konntest, so kannst du es auf den Hirschen noch viel weniger.“ Aber weil sie gar so schön bat, erlaubte er ihr schließlich doch ihr Glück zu versuchen. Da lief sie ins Schloß, holte eine Schürze voll Gerstenkörner und lockte damit den Hirschen zum Schloßthor herein, packte ihn plötzlich und führte den Hirschen in ihre Kammer, wo sie ihn festband. Das alles that sie aber nur des Scheins halber, denn sie wußte gut genug, wer er war. Sobald sie nur konnte, kam sie dann wieder in ihre Kammer, band den Hirschen los und besprach sich mit ihm.

Ritter Grünhut fragte, ob sie sich schon entschlossen habe und ihm folgen wolle, und sie sagte „Ja“ darauf. Nur müsse sie noch einen Tag Zeit haben, um alle ihre Kostbarkeiten und Kleinodien, die sie mitnehmen wolle, einpacken zu können; und Ritter Grünhut fand dies nicht mehr als recht und billig. Sie verabredeten dann miteinander, daß am nächsten Abend ein Boot in der Nähe des Schlosses auf sie warten solle; die Prinzessin müsse nur dafür sorgen, heimlich zu entwischen und zu demselben hinzukommen, ohne daß es irgend jemand bemerken könnte. Sie würde dann mit

vollen Segeln ihrem Herzallerliebsten entgegengeführt werden. Nachdem alles genau ausgemacht war, flog Ritter Grünhut wieder als Falke zum Fenster hinaus auf sein Schiff.

Gleich am Morgen des andern Tages erkundigte sich der König nach dem Hirschen. Die Prinzessin erwiderte, daß er ihr gerade so entkommen sei, wie das Stachelschwein; und das war ja auch durchaus keine Lüge. Darüber wurde der König jedoch ernstlich böse und schimpfte sie für ihre Unachtsamkeit. Gegen Abend wartete Ritter Grünhut bereits in einem Boote in der Nähe des Schlosses. Die Prinzessin kam denn auch glücklich und wohlbehalten zur rechten Zeit mit all' ihren Kostbarkeiten, stieg ins Boot und Ritter Grünhut ruderte sie zum Schiffe hin. Dort angelangt, kappte er die Anker, hißte die Segel auf und dahin ging's mit Windeseile zu des Prinzen Land.

Ritter Grünhut stand einmal mit der Prinzessin auf dem Verdeck und zeigte ihr das in der Ferne sichtbar werdende Schloß des Prinzen, ihr zukünftiges Heim. Da wurde er plötzlich und unversehens von zwei starken Armen ergriffen und über Bord geworfen. Das war der Ritter Roth, welcher dennoch aufs Schiff gekommen und mitgefahren war und sich diese ganze lange Zeit über heimlich hinter einem kleinen Verschlag im untern

Schiffsraum verborgen gehalten hatte und sich nun auf einmal wie aus dem Boden gewachsen in vollem Harnisch zwischen Ritter Grünhut und die Prinzessin, wie ein eiserner Topf mit Füßen, drängte und diesen, ehe er sich dessen versehen konnte, ergriff und hinaus ins wilde Meer warf.

Bald nachher kamen sie ans Land und Ritter Roth beeilte sich, die Prinzessin von Bord hinauf zum Prinzen zu führen. Und da ergriff er das Wort und sprach: „Hier ist die Prinzessin, welche ich für dich gewonnen und dir heimgeführt habe. Und gut war es, daß ich heimlich mitgefahren bin, denn dieser Grünhut war ein ungetreuer Diener seines Herrn: — er wollte dich und die Prinzessin betrügen und sie für sich selbst behalten. Aber ich war schlauer als er und ließ ihn zurück im Heimatlande der Prinzessin und brachte sie selbst unbeschadet hierher zu dir, meinem Herrn und Gebieter." Für diese ruhmwürdige That und die Treue, die er seinem Herrn gegenüber bewiesen, wurde Ritter Roth in den Grafenstand erhoben und sollte von nun an nach dem Prinzen der höchste im ganzen Lande sein.

Aber die Prinzessin, die ja die schönste auf Erden sein sollte, schien doch einen großen Fehler zu haben: sie war und blieb stumm, sprach kein Wort und that, als ob sie weder etwas hörte, noch verstünde.

Sie sah ja sogleich ein, daß sie sagen dürfte, was sie könnte, der Prinz würde doch auf alle Fälle den Worten Ritter Roth's festen Glauben schenken. Deshalb schwieg sie und weil sie auch beständig darauf hoffte, daß der treue Ritter Grünhut doch noch am Leben sei und über kurz oder lang kommen und alles aufklären würde.

Der Prinz war ungemein betrübt darüber, da er bemerkte, daß die Prinzessin nicht nur stumm, sondern auch taub sei, oder sich doch so stellte, als ob sie es wäre. Er befahl darum, daß sie zu seiner Schwester geführt werden und bei dieser eine Nacht zubringen solle. Er hoffte, daß es seiner Schwester schon gelingen werde, sie zum Sprechen zu bewegen, wenn ihr Stummsein wirklich nur Verstellung wäre und das mußte es ja sein, nachdem Ritter Roth doch erzählte, daß er mit ihr gesprochen und sie überredet hatte, mit ihm zu dem ihrer harrenden Bräutigam zu fahren.

Als nun die beiden Prinzessinnen allein des Abends beisammen saßen, fiel des Prinzen Schwester der fremden Königstochter um den Hals, küßte sie und bat sie, ihr doch zu erzählen und anzuvertrauen, was sie auf dem Herzen habe, sie wolle dann, und möchte sie ihr auch was immer zu berichten haben, mit ihr schweigen und

stumm stellen. Aber auch das war vergebens: — die liebliche Prinzessin war und blieb stumm.

Da ließ der Prinz seinen Rath versammeln und diese Sache vorlegen: „die fremde Prinzessin, welche versprochen hatte, seine Braut zu werden, war nun stumm, wiewohl sie vorher reden konnte; es konnte also nicht mit natürlichen Dingen zugehen; entweder verstellte sie sich blos oder sie war verhext.“ Und der Rath erklärte, daß sie entweder ein Kobold oder eine Hexe sein müsse und deshalb verbrannt werden solle. Dieses Urtheil wurde nun der Prinzessin verkündet, aber man konnte nicht das geringste an ihr bemerken, daß es sie anfocht.

Während dies alles am Hofe des Prinzen geschah, war Ritter Grünhut noch am Leben, wiewohl er hinaus in die brausenden Wogen geschleudert worden und auf den Grund des Meeres hinuntergesunken war. Denn eine Meerfrau, welche dem Schiff nachgeschwommen war und sich nach dem schönen Ritter, der sich da an Bord befand, fast die Augen aus dem Kopfe geschaut hatte, war im selben Augenblick, als er ins Wasser fiel, an seiner Seite, fing ihn mit ihren Armen auf und trug ihn in ihr schönes Schloß tief unten am Meeresgrund und sagte zu ihm, daß sie ihn so liebe, daß sie ihn als Mann haben wolle und er würde

seine Tage gewiß recht glücklich mit ihr in all' den prächtigen Sälen verleben können.

Ritter Grünhut saß aber traurig da und schenkte den schmeichelnden Worten der Meerfrau kein Gehör. Er dachte an die Erde oben mit all' den grünen Wäldern und dem Himmel darüber und an die Sonne, den Mond und alle strahlenden Sterne. Am meisten jedoch gedachte er der Zeit, da er die Pferde am Hof des Prinzen in die Schwemme ritt und die milden Augen, die ihm vom Fenster des Jungfernthurmes aus folgten, erblickt. Denn er hatte diese Prinzessin über jener, — welche zwar die schönste auf der ganzen Welt war, die er aber selbst für seinen Herrn als Braut gesucht und gefunden und auch für ihn gewonnen hatte — doch nie vergessen.

Eines Morgens kam die Meerfrau in aller Frühe zu ihm und sagte: „Nun, Ritter Grünhut! heute soll ja die schöne Prinzessin wegen dir verbrannt werden. Und zwar diejenige, die du dem Prinzen, deinem Herrn, aus dem fremden Land holtest. Sie hatte sich, seit du über Bord geworfen wurdest, stumm gestellt und dafür soll sie nun verbrannt werden." Da bat sie Ritter Grünhut flehentlich, ihn nur auf eine Stunde frei zu lassen, damit er hinkönne, um es zu sehen. Er versprach und schwor ihr mit Hand und Mund, daß

er, sobald die Stunde um sei, wieder zurückkommen wolle. Sie wußte, daß er Wort halte und da sie gerne seine Gunst erringen und sich bei ihm einschmeicheln wollte, gab sie seinen Bitten nach und trug ihn ans Land.

Da verwandelte er sich in ein Stachelschwein mit einem silbernen und einem goldenen Stachel und kam gerade zum Scheiterhaufen hin, als er eben angezündet war; er lief mitten ins Feuer hinein, stellte seine Stacheln auf und zerstörte den ganzen Scheiterhaufen und schlenderte ihn nach allen Seiten auseinander, so daß der reizenden Prinzessin auch nicht ein Haar am Kopfe versengt wurde. Der Prinz, welcher dabei stand, wunderte sich höchlichst darüber und sagte: „Das war doch ein merkwürdiges Stachelschwein! Wer nur einen Stachel von demselben bekommen könnte!“ Da begann die stumme Prinzessin auf einmal zu sprechen und sagte die paar Worte: „Wohl dem, der einen hat!“

Nun hatte es sich doch gezeigt, daß sie reden könne und daß Ritter Roth recht gehabt habe; — daß sie also nur nicht reden wollte. Darauf hin wurde sie wieder ins Schloß geführt und abends zu des Prinzen Schwester gebracht, damit diese es noch einmal versuchte, ob sie sie nicht am Ende doch noch bewegen könnte, ihre Verstellung fahren zu lassen. Dann hätte

image
not
available

zessin machen und stumm sein werde, bis sich Ritter Grünhut wieder sehen lasse. Er mußte ja doch endlich wiederkommen und alles aufklären. — Dann vertraute sie ihr an, daß Ritter Grünhut es war, den sie heimlich liebte und der gleich, als sie ihn zum erstenmal als niedrigen Diener erblickte, ihr ganzes Herz erobert hatte.

Am nächsten Morgen waren richtig beide Prinzessinnen stumm und kein Mensch konnte auch nur ein einziges Wort aus ihnen herausbringen. Da wurde der weise Rath wieder zusammenberufen und jedermann war entsetzt, denn das Böse nahm sichtlich überhand. — Der böse Zauberer, der in dieses Land gekommen sein mußte, begann nun auch andere mit zu verhexen. Man mußte daher das Uebel mit der Wurzel ausreißen, bevor es weiter um sich griff, und deshalb sprach der weise Rath das Urtheil, daß beide Prinzessinnen so schnell als möglich umgebracht werden müßten. Einige wollten, daß sie geviertheilt werden sollten, andere stimmten wieder dafür, daß man sie in Fässer stecken solle, die innen voll spitziger Nägel seien, und dann so oft einen Berg herunter rollen lassen solle, bis sie todt wären; zuletzt wurden aber alle darüber einig, daß jenes Urtheil ausgeführt werden solle, das Ritter Roth spreche und der sprach, daß

man sie zu Asche verbrennen müsse. Da wurde denn draußen auf dem Felde eine große Menge Brennholz zusammengetragen und aufgerichtet. Sobald der Scheiterhaufen angezündet und tüchtig in Brand gerathen sein würde, sollten die beiden Prinzessinnen hineingeworfen werden.

Während dieser Zeit befand sich Ritter Grünhut wieder tief unten im Schloß der Meerfrau am Meeresgrund. Er hatte ihr zwar seine Treue noch immer nicht versprechen wollen, es kam ihr aber doch vor, als wäre er schon weniger traurig, und so wartete sie denn und hoffte, daß er seine Gedanken an die Welt und was sonst dazu gehörte mit der Zeit schon aufgeben und dann für immer bei ihr bleiben werde. Eines Morgens sagte sie wieder zu ihm: „Nun, Ritter Grünhut, heute sollen ja zwei Prinzessinnen wegen dir verbrannt werden." Da bat sie Ritter Grünhut flehentlich, ihn nur auf eine Stunde freizulassen. Er versprach und schwor ihr mit Hand und Mund, daß er, sobald die Stunde um sei, wieder zurückkommen wolle. Die Meerfrau hielt es für das Beste, sich seinem Wunsch zu fügen, weil sie gar so gerne seine Gunst erringen wollte. Und sie schwamm mit ihm an die Meeresfläche und setzte ihn am Ufer ab.

Da verwandelte er sich in einen Hirschen mit einem

halb silbernen, halb goldenen Geweih und kam gerade zum Scheiterhaufen hin, als er eben angezündet worden war, er sprang hinein und zerstörte mit seinem Geweih den ganzen Scheiterhaufen und schleuderte ihn auseinander, daß Feuer und Funken eine Meile im Umkreis herumflogen, den beiden Prinzessinnen aber auch nicht ein Haar am Haupte versengt wurde. Da rief der Prinz erstaunt aus: „Das war doch ein wunderbarer Hirsch; wer nur einen Zacken seines Geweihes bekommen könnte!“ Und die beiden Prinzessinnen antworteten: „Wohl dem, der einen hat!“

Nun hatte es sich doch gezeigt, daß sie reden konnten, aber nur nicht wollten. Daraufhin wurden sie wieder ins Schloß geführt und bekamen drei Nächte Frist, um entweder ganz von ihrer Verhexung geheilt zu werden oder um sich zu bedenken und alles zu offenbaren, was sie mit ihrem Stummsein verheimlichen wollten. Inzwischen wurden aber neue Anstalten zu ihrer Verbrennung getroffen. Ein hoher Scheiterhaufen mußte draußen auf dem Felde errichtet werden und rundherum wurde ein mächtiges Bollwerk gebaut, und als die Prinzessinnen am dritten Morgen ihr Stummsein noch nicht aufgegeben hatten, wurde ein enger Kreis von Soldaten um den Scheiterhaufen gebildet; die Prinzessinnen wurden in diesen Kreis

hineingeführt, der Scheiterhaufen angezündet und sobald er lichterloh brannte, sollten sie darauf geworfen werden.

Am Morgen desselben Tages sagte die Meerfrau wieder: „Nun, Ritter Grünhut, heute wird es doch ernst mit den beiden Prinzessinnen, welche wegen dir verbrannt werden sollen. Aber es hilft dir heute nichts, wenn du mich auch bittest, dich hinzulassen um zuzusehen, weil ja doch nur du es warst, der es die beiden vorigen male verhindert hat. Mir sind diese Erdenprinzessinnen schon langweilig. Laß sie nur verbrennen! — Bin ich denn nicht viel schöner als sie?" — „Freilich bist du das," antwortete ihr der Ritter Grünhut. „Und ich verlange auch gar nicht mehr, daß du mich heute ans Land tragen sollst, aber zusehen mußt du mich doch lassen, wie sie verbrannt werden. Hebe mich nur über die Meeresfläche empor, daß ich den Scheiterhaufen sehen kann."

So freundlich hatte er früher noch nie mit ihr gesprochen, deshalb konnte die Meerfrau auch nicht widerstehen und schwamm mit dem Ritter hinauf und hielt ihn so hoch empor, daß er den Kopf über dem Wasser hatte. „Siehst du etwas?" fragte sie. „Nein, ich kann den Scheiterhaufen nicht sehen," erwiderte der Ritter, „ich muß höher hinauf." Da hob sie ihn so hoch, daß

auch seine Arme über dem Wasser waren. „Aber jetzt wirst du ihn doch sehen können?" fragte sie wieder. „Nein, noch nicht," sagte der Ritter, „ich muß noch höher hinauf." Darauf hob ihn die Meerfrau so hoch, daß nur noch seine Füße ein wenig vom Wasser benetzt wurden und fragte: „Kannst du ihn jetzt endlich sehen?" — „O ja, nun leb' wohl!" antwortete ihr der Ritter Grünhut, denn er hatte sich im selben Augenblick in einen Falken mit einer silbernen und einer goldenen Feder verwandelt und flog ihr aus den Händen. Sie erwischte ihn nur noch an einer Schwanzfeder, die ihr in der Hand blieb, während er sich hoch über Meer und Land bis zu den Wolken aufschwang über Soldaten und Bollwerk hin gerade aus zum Scheiterhaufen flog, im selben Augenblick, als die beiden Prinzessinnen auf denselben geworfen wurden; er schlug mit seinen Schwingen um sich und schleuderte das Holz des Scheiterhaufens auseinander, daß Feuer und Funken im ganzen Reich des Prinzen herumflogen.

Da riefen die Prinzessinnen wie aus einem Mund: „Tritt vor, Ritter Grünhut!" Und da stand er auch vor ihnen in seiner menschlichen Gestalt und beide fielen ihm um den Hals und küßten ihn.

Nun konnten alle zwei auf einmal wieder reden und die schöne Prinzessin aus dem fremden Land erzählte nun von Anfang bis zum Ende, wie Ritter Grünhut seines Herrn Auftrag getreulich vollführt und für ihn in seinen drei Thiergestalten gefreit habe und sie auf sein Schiff führte und mit ihr, bis sie des Prinzen Land in Sicht bekamen, segelte und wie sich zuletzt der falsche Ritter Roth hinter ihm herschlich und ihn von rückwärts ins Meer stürzte.

Als der Prinz dies alles vernommen hatte, schämte er sich sowohl als er auch traurig wurde, weil er dem Ritter Roth so fest geglaubt und sich nicht allein an seiner Braut, sondern auch an seiner eigenen Schwester vergriffen hatte. Deshalb bat er den Ritter Grünhut, ein Urtheil über den untreuen Schurken zu sprechen. Und der verurtheilte den Ritter Roth, daß man ihn selbst auf jenem Scheiterhaufen verbrennen solle, den er für die unschuldigen Prinzessinnen errichten ließ. Und alle Hände halfen um die Wette, das Holz wieder zusammen zu tragen und den Scheiterhaufen neu aufzurichten. Der wurde dann frisch angezündet und der falsche Ritter wurde darauf zu eitel Asche verbrannt.

Nunmehr feierte man eine Doppelhochzeit: der

Prinz wurde mit seiner schönen Prinzessin und Ritter Grünhut mit des Prinzen Schwester getraut. Und die Hochzeitsfeier dauerte volle drei Jahre und drei Tage, und alle Menschen, groß und klein, waren froh und freuten sich.

Der Waldmensch.

Es war einmal ein König in Engelland, der in seinem Reiche ein großes Waldmoor hatte, das ganz wüst und öde lag und durch das weder Weg noch Steg führte. Niemand durfte sich da hinein wagen, denn es ging die Sage, daß noch alles Lebendige, sei es nun Mensch oder Thier gewesen, drinnen gleich für immer spurlos verschwunden wäre. Und die Leute nannten es das Wildmoor.

Der König wollte dieses Wildmoor aber doch einmal genau untersucht haben und ließ es deshalb von seinem Heere ganz umzingeln und dann seine Soldaten von allen Seiten in dasselbe eindringen. Mitten drinnen fanden sie einen großen Waldmenschen, welcher gerade dalag und schlief. Es gelang ihnen, denselben gut und sicher zu binden und zu fesseln, ehe er erwachte,

und so brachten sie ihn an den Hof des Königs. Es war ein wunderlicher Kerl zum Anschauen: er war ganz wie ein Mensch geschaffen, nur bedeutend größer und haarig vom Kopf bis zur Zehe, und hatte auch nur ein Auge, daß sich mitten auf seiner Stirne befand.

Der König war ungemein froh über den Fang, den er gemacht, denn er war überzeugt, daß der Waldmensch große Schätze im Verborgnen habe, von denen er gar zu gerne ein gut Theil abbekommen hätte. Aber der Waldmensch sprach kein Wort und gab keine Antwort, so viel man ihn auch fragen mochte. Da ließ ihn der König in einen großen eisernen Käfig sperren und diesen in einen Thurm aus lauter Granitsteinen einmauern. Täglich wurde ihm durch die eisernen Gitterstangen Speise und Trank hineingeschoben und der König selbst bewahrte die Schlüssel des Thurmes bei sich.

Aber da geschah es, daß er, um einem benachbarten König, denn damals gab es noch viele Könige in Engelland, sein Land vertheidigen zu helfen, in den Krieg ziehen mußte. Die Schlüssel zu dem Thurm vertraute er seiner Gemahlin an und bat sie, wohl darauf aufzupassen, denn er that ein feierliches Gelübde und schwur, daß es derjenige, — und sei es wer immer — mit dem Leben bezahlen müsse, der den

Waldmenschen entschlüpfen ließe. Da versprach auch die Königin mit Hand und Mund, daß sie die Schlüssel nie, weder bei Tag noch bei Nacht, aus den Händen lassen oder geben werde. Und darauf reiste der König fort.

Dieser König und seine Gemahlin hatten nur ein einziges Kind, einen hübschen, aufgeweckten Knaben, welcher zu dieser Zeit gerade sieben Jahre alt war. Eines Tags lief er im Hofe herum und spielte Ball mit seinem goldenen Apfel; und einmal warf er ihn so ungeschickt, daß er schnurstracks zwischen die Eisengitter durch in den Thurm zu dem Waldmenschen hineinflog. Da lief der Knabe hin und bat den Waldmenschen, den Ball wieder herauszuwerfen. Aber der Waldmensch sagte „Nein", er bekäme seinen Apfel nicht zurück, außer wenn er selbst hereinkomme und sich ihn hole. Und zugleich sagte er ihm, wie er es machen müsse, um seiner Mutter die Schlüssel heimlich wegzunehmen.

Der kleine Prinz eilte dann zur Königin hinein und legte ihr seinen Kopf auf den Schoß und sagte: „O Mutter, es juckt mich etwas auf dem Kopf, schaue einmal, was es ist!" Sie sah wirklich nach und sagte dann: „Es ist nichts!" Währenddem aber hatte ihr der Prinz die Schlüssel heimlich aus dem Sack ge-

nommen und ging damit zum Thurm zurück, öffnete die äußerste Thür und sagte: „Gieb mir jetzt meinen goldenen Apfel!“ — „Nein, du mußt auch noch die nächste Thür aufmachen,“ antwortete der Waldmensch. Das that der Königssohn und bat dann um seinen goldenen Apfel. Jedoch der Waldmensch sagte, nun müsse er auch noch die innerste Thür öffnen; und als der Prinz dies gethan, bekam er endlich seinen goldenen Apfel wieder.

Aber der Waldmensch sprang zugleich aus seinem Käfig heraus und gab dem jungen Königssohn ein Pfeifchen und sagte: „Wenn du irgend einmal in Noth oder Gefahr kommen solltest, so blase nur hinein und rufe mich und ich werde dir dann beistehen.“ Und mit diesen Worten lief der Waldmensch davon und dem Wildmoor zu.

Da stieg dem Prinzen das Blut in den Kopf und es wurde ihm heiß, als er sah, wie der Waldmensch seiner Wege lief, denn er wußte ja, was sein Vater demjenigen geschworen, der den Gefangenen entschlüpfen ließe. Er schloß wieder vorsichtig alle Thüren und ging zurück zur Königin, legte ihr seinen Kopf auf den Schoß und sagte: „O Mutter, es beißt mich etwas, schaue doch, was es ist!“ — „Ach, lasse mich in Ruhe, es ist ja nicht wahr!“ rief die Königin aus,

aber sie schaute dennoch auf seinem Kopfe nach und währenddem steckte ihr der Prinz die Schlüssel wieder ebenso heimlich in die Tasche hinein, wie er sie herausgenommen.

Als die Leute am andern Tag kamen und den Waldmenschen füttern wollten, — war er verschwunden und niemand konnte begreifen, wie er durch die verschlossenen Thüren kommen konnte. Die Königin hörte mit Entsetzen diese Nachricht, aber sie hatte gleich einen Verdacht, wie das zugegangen sein müsse, sagte jedoch nichts, weder zu ihrem Sohn, noch zu sonst jemand und wartete ruhig, bis der König aus dem Kriege zurückkam.

Der König wurde wie rasend, als er erfuhr, daß sein Waldmensch entkommen sei und sagte, daß das, was er geschworen, gehalten werden müsse; die Königin, die die Schlüssel in ihrem Gewahrsam hatte, sollte sich verantworten und sagen, was geschehen sei, denn sie mußte wissen, wer den Waldmenschen herausgelassen! Aber die Königin sagte, daß sie es nicht gethan und auch nie die Schlüssel aus der Hand gegeben habe — und weiter wüßte sie nichts. Daraufhin verurtheilte sie der König zum Tode und sie wurde auf die Richtstätte hinausgeführt. Aber da trat der Prinz vor und sagte, seine Mutter sei unschuldig, denn er habe ihr

die Schlüssel heimlich aus der Tasche genommen und sie ebenso wieder zurückgebracht, und er habe den Thurm des Waldmenschen geöffnet, um seinen goldenen Apfel herauszuholen, der ihm hineingefallen war. Damit war zwar die Königin gerettet, aber nun sollte der Prinz sein Leben verlieren, wie es der König geschworen. Der Vater wollte sein einziges Kind dennoch nicht geradezu tödten lassen, sondern befahl, daß man den Prinzen sogleich zum Wildmoor führen und ihn hineinjagen solle, denn da drinnen müsse er doch sicher umkommen — und so blieb der Eid des Königs in voller Kraft.

Da wurde der Königssohn zum Wildmoor hinausgeführt und man sagte noch zu ihm, wenn er sich jemals außerhalb desselben blicken lasse, — wenn er überhaupt wieder herauskommen könnte, — so müsse er es augenblicklich mit den Tode bezahlen. Da blieb ihm freilich nichts anderes übrig, als zu machen, daß er weiterkam und in das Moor hineinzuwandern. Er mußte nur immer schauen, trockenen Grund und Boden unter den Füßen zu haben und sich vor Sümpfen und Morästen sorgfältig hüten. Und so schritt er vorwärts und arbeitete sich hinein in das Wildmoor, das sich nach allen Seiten meilenweit erstreckte und ganz von Wald und Sträuchern überwachsen war.

Es war schon gegen Abend, als man den Prinzen hineinjagte; und als er so tief hineingekommen war, als er eben konnte, bevor es stockfinster wurde, wollte er auf einen Baum hinaufklettern, um da zu übernachten und zu warten, bis der neue Tag anbräche. Da blieb er auf einmal an einem Ast hängen und als er nachsah, was Schuld daran war, da war es das Pfeifchen, das er vom Waldmenschen bekommen hatte. An das hatte er früher gar nicht gedacht, aber jetzt fing er gleich an so fest hineinzublasen, als er nur konnte und rief aus vollem Halse: „Waldmensch! Waldmensch!" Und im selben Augenblick stand der Gerufene auch schon vor ihm und blickte ihn recht freundlich mit dem einen Auge, das er mitten auf der Stirn hatte, an und sagte: „Setz' dich auf meinen Rücken!" und der Knabe war nicht faul, setzte sich auf seine Schultern, ließ ihm die Füße um den Hals hängen und hielt sich in den dichten Haaren fest. Darauf lief der Waldmensch mit ihm tiefer ins Wildmoor hinein und plötzlich sank er mit ihm gerade in die Erde hinunter. Da war seine Wohnung und es sah inwendig ganz wie ein Schloß aus. Der Prinz bekam gut zu essen und ein gutes Bett und schlief die ganze Nacht in süßer Ruhe.

Am darauffolgenden Morgen kam der Waldmensch herein zu dem Königssohn und sagte zu ihm:

„Da sollst du künftig wohnen, hier bist du zu Haus,
Und deine Lehrzeit ist in sieben Jahren aus,"

und dann kannst du allein, auf eigene Faust in die weite Welt hinausziehen." Dann nahm er den Knaben mit sich in seinen Stall hinaus und zeigte ihm alle seine Pferde, sowohl braune, als schwarze und weiße und er führte ihn weiter, vor das Schloß hinaus und herum und da waren sowohl Gärten und Wiesen, als auch ein Fechtplatz und eine Rennbahn. Und dann unterrichtete er den Knaben jeden Tag im Reiten und Rennen, im Schlagen und Fechten, im Schießen und Schwimmen und im Spießeschleudern und Lanzenwerfen.

So vergingen sieben lange Jahre und der Königssohn war vierzehn Jahre alt geworden, konnte aber leicht für achtzehn gelten, so groß und stark, so gerade und schlank, so hübsch und geschmeidig war er. Da sagte der Waldmensch zu ihm: „Tauche jetzt deinen Kopf in diesen Brunnen!" Und als er es gethan hatte, war sein Haar wie lauteres Gold geworden. Dann gab ihm der Waldmensch einfache Kleider und sagte zu ihm, daß er sie anziehen und dann draußen in der weiten Welt sein Glück versuchen solle. Noch am selben Abend nahm ihn der Waldmensch auf den Rücken und lief die ganze Nacht hindurch mit ihm;

der Bursche konnte aber nicht sehen, ging es über Land oder Wasser, aber schnell ging es, das merkte er und weit waren sie auch gekommen, ehe der Morgen graute. Da ließ er ihn vom Rücken herabgleiten, stellte ihn auf den Boden und nahm Abschied von ihm. „Nicht weit von hier befindet sich ein Königsschloß," sagte er, „dort gehe hinein und nimm jeden Dienst an, den du bekommen kannst. Sage aber niemals, wo du zu Hause bist oder von wannen du kommst und so lange du in niedern Diensten stehst, behalte immer deine Mütze auf dem Kopf, damit niemand dein goldnes Haar zu sehen bekommt. Was du sonst zu thun hast, wirst du schon selbst herausfinden. Aber alles, was ich an Waffen oder Pferden besitze, steht dir jederzeit zur Verfügung, sobald du es nur wünschest und du kannst es mir wieder zurückschicken, wann du willst. Und du brauchst dich nie zu scheuen, zu verlangen, was du nur irgend wünschest."

Kaum hatte der Waldmensch seine Rede beendigt, war er auch schon verschwunden und der Jüngling ging seiner Wege weiter zum Königsschloß und da fragte er, ob er nicht in Dienst genommen werden könnte. Ja, man konnte ihn schon brauchen und zwar als Gärtnerjungen, damit er im Garten des Königs

graben und jäten, pflanzen und gießen helfe. Das war ihm ganz recht und er ging zum Gärtner, um sich bei ihm zu melden und vorzustellen. „Hut ab vor dem Herrn Schloßgärtner!“ sagte dieser, denn er bildete sich viel auf seinen Titel ein. „Aber ich darf meine Mütze nicht herunter nehmen, denn ich bin grindig auf dem Kopf,“ erwiderte der Königssohn. „O pfui Teufel!“ rief der Gärtner aus, „dann mag ich dich aber auch nicht in meinem Hause haben und du mußt draußen in der Scheuer schlafen.“ Und das war der Königssohn auch zufrieden.

Der Gärtnerjunge versah seinen Dienst und alle mußten sich darüber wundern, wie gut er jede Arbeit zu verrichten verstand und wie ihm alles vortrefflich glückte. Denn wenn er nur den Spaten in die Erde steckte, so wünschte er sich, daß das Stück Boden, das er umgraben mußte, fertig bearbeitet sei — und da war es auch gleich umgegraben. Und wenn er einen Stock in die Erde steckte, so wünschte er, daß er grünen möchte; und kurz gesagt ging es immer so, daß alles, was er am Abend einpflanzte, am nächsten Morgen in vollem Wachsthum und schönster Blüte stand. Der Gärtner erkannte das auch an und war begreiflicherweise sehr zufrieden mit seinem Gehülfen.

Eines Morgens ging unser Gärtnerjunge, nachdem

er wie gewöhnlich draußen in der Scheuer gelegen und geschlafen, sehr zeitig zu dem davor befindlichen Brunnen und wusch sich und nahm auch seine Mütze herab und kämmte sein langes goldenes Haar. Da traf es sich, daß des Königs jüngste Tochter — denn er hatte deren drei und alle drei waren wunderschöne junge Prinzessinnen, herrlich anzuschauen — die heute sehr frühe aufgestanden war, an das Fenster, das gerade in den Garten hinausging, hintrat und hinunterschaute; und da sah sie mitten zwischen den Bäumen etwas glänzen und scheinen und sie glaubte zuerst, es sei die aufgehende Sonne. Als sie aber näher hinblickte, sah sie, daß es des Gärtnerjungen Haar war, das wie reinstes lichtes Gold erglänzte. Das merkte sie sich gut; aber so oft sie auch in den Garten hinunter kam, immer hatte der Bursche seine Mütze auf, die er weder vor ihr, noch sonst vor jemandem aus der königlichen Familie abnahm, so wenig wie vor dem Gärtner oder andern. Sie konnte ihn aber von dieser Zeit an nicht mehr aus den Augen lassen und beobachtete ihn und es schien ihr, daß er der allerhübscheste Bursche sei, den sie je gesehen; und daher konnte sie auch nichts anderes glauben, als daß er unmöglich der sein könne, für den er sich ausgab. Ihre beiden Schwestern neckten und zogen sie oft damit auf, daß sie ein

Auge auf den grindigen Gärtnerjungen geworfen, denn sie konnte ihre Augen gar nicht von ihm lassen, wenn sie an ihm vorbeigingen. Ja, es geschah sogar einmal, als sie eines Tags mit ihrem Vater und ihren Schwestern um die Mittagsstunde im Garten spazieren ging und den Gärtnerjungen auf einer Rasenbank schlafend fand, daß sie sich in Gegenwart aller nicht enthalten konnte, hinzugehen und seine Mütze ein wenig zu lüpfen. Die Schwestern lachten sie aus und der König schalt sie aus: so einen ordinären Menschen anzurühren! — aber sie kümmerte sich nicht darum, denn sie hatte ja einen Schimmer von seinem goldenen Haar gesehen.

Es verging wieder geraume Zeit, da nahm sich der König vor, seine drei Töchter an jene edlen und vortrefflichen Ritter zu verheiraten, welche im Tourniere den Preis gewännen. An drei Tagen sollte geritten und gestritten werden und der, welcher am jeweiligen Tag Sieger blieb und alle andern Ritter aus dem Feld schlug, sollte von der Hand derjenigen Prinzessin, für die gerade das Tournier abgehalten wurde, einen goldenen Apfel bekommen und ihr Bräutigam sein.

Am ersten Tag sollte die älteste Tochter des Königs erkämpft werden und es hatten sich zum Tournier viele in- und ausländische Prinzen und Ritter eingefunden.

Da ging der Gärtnerjunge in den Wald hinaus und wünschte sich seinen braunen Hengst aus dem Stall des Waldmenschen und Rüstung und Reitzeug dazu aus blankem Stahl. Und augenblicklich war alles da, was er sich wünschte. Jetzt schwang er sich auf den Gaul und sprengte dahin, wo das Tournier abgehalten wurde; und da wurden Lanzen geworfen, da wurde geritten und gestoßen, daß viele Ritter ins Gras beißen und ihr Leben oder ihre gesunden Glieder lassen mußten. Aber der Ritter in der blanken Stahlrüstung blieb Sieger und überwand alle andern und bekam auch den goldenen Apfel der Prinzessin; dann ritt er aber davon und niemand sah oder wußte, wo er geblieben. Den goldenen Apfel jedoch warf er einem zierlich geputzten Ritter, einem Herzogssohn zu, der außerhalb der Schranken stand und seine Haut gar nicht zu Markte getragen hatte.

Am nächsten Tag sollte für die zweite Prinzessin gefochten und gekämpft werden und da waren auch nicht weniger Prinzen und Ritter gekommen, welche den Preis erringen wollten, als tags zuvor. Da ging der Gärtnerjunge wieder in den Wald hinaus und wünschte sich seinen schwarzen Hengst aus dem Stall des Waldmenschen und Rüstung und Reitzeug dazu aus glänzendem Silber. Dann ritt er hin und kämpfte mit

den andern, bis er den Sieg über alle davontrug und auch den zweiten goldenen Apfel bekommen mußte. Diesen gab er einem Grafensohn, den er aus dem Sattel geworfen, und dann ritt er seiner Wege in den Wald hinaus und kam in seinen alten Kleidern zurück.

Am dritten Tag mußte die jüngste Prinzessin erkämpft werden, und sie war die schönste von den drei Töchtern des Königs und man riß sich nicht weniger um sie, als vorher um ihre Schwestern. An diesem Tag wünschte sich der Gärtnerjunge seinen weißen Hengst aus dem Stall des Waldmenschen und Rüstung und Reitzeug dazu aus lauterem, funkelndem Gold. Und er ließ seine goldenen Locken unter dem Helm hervorschauen und ganz über die Schultern fallen; und so sprengte er zur Rennbahn hin, wo das Tournier stattfand und alle, die ihn da sahen, glaubten eher, er sei ein Engel Gottes, als ein Mensch. Und er ritt und stach, daß keiner gegen ihn Stand halten konnte. Da bekam er denn auch den goldenen Apfel von der Hand der schönen Prinzessin; den aber gab er nicht weg, sondern behielt ihn fest in der Hand und sprengte wieder davon und niemand wußte wohin. Er ritt nur in den Wald hinein, wünschte sich in seine alten Kleider zurück und versteckte seine goldenen Haare unter seiner Pelzkappe.

Jetzt wurden diejenigen vorgerufen, welche die Preise an den drei Tagen davontrugen, und der zierlich geputzte Herzogssohn und der geschlagene Grafensohn kamen ganz hochmüthig mit ihren goldenen Aepfeln daher und es wurde dann jeder mit einer Prinzessin verlobt. Aber der goldene Ritter meldete sich nicht und niemand wußte, wo er geblieben war. Die zwei älteren Prinzessinnen, von denen jede eine Freude an ihrem Bräutigam hatte, machten sich lustig über die jüngste, die, wie sie sagten, keiner wolle. „Aber es ist ja wahr," spöttelten sie, „du hast ja auch schon deinen Liebsten und das ist der grindige Gärtnerjunge; warte, wir wollen ihn gleich holen lassen!" Und sie ließen ihn wirklich holen und er kam in seinen alten Kleidern, mit der Pelzmütze auf dem Kopf; in der Hand aber hielt er den Apfel der Prinzessin.

Da sprang der König auf und fuhr auf ihn los und sagte: „**Den** hast du nur auf dem Aehrenfeld gefunden und er gehört nicht dir!" Aber der Gärtnerjunge antwortete: „Nein, ich habe ihn auf dem Feld der Ehre gewonnen und die Prinzessin ist mein!" Nun ging die jüngste Prinzessin zu ihm hin, reichte ihm die Hand und sagte, daß der, welcher ihren Apfel habe, auch ihr rechter Bräutigam sei. Der König erklärte dies für Schande und Spott, weil er fest glaubte, daß

der goldene Ritter seinen Apfel verloren habe und jetzt noch suche und nur deshalb nicht gekommen wäre, aber er würde schon kommen, — und dann würde die ganze Geschichte aufgeklärt werden. Die beiden älteren Schwestern fanden, daß es ein famoser Spaß wäre, daß die jüngste Prinzessin so vernarrt sei und sie wußten gar nicht, was sie alles erfinden sollten, um sie und ihren gemeinen Bräutigam zu verhöhnen und auszuspotten. Aber die jüngste Prinzessin war ihrer Sache gewiß, denn sie hatte den Gärtnerjungen in dem goldenen Ritter wiedererkannt und drum war sie stille und froh und kümmerte sich gar nicht darum, daß ihn der König zurück in den Garten jagte, während die anderen zur Tafel gingen und die Verlobung der beiden ältern Prinzessinnen feierten.

Der Tag verging, aber es kam und meldete sich kein goldener Ritter und darüber gerieth der König in eine sehr üble Laune. Die Schwestern jedoch verhöhnten die jüngste Prinzessin und sagten: „Dein Ritter will und mag dich nicht, darum warf er seinen Apfel weg und machte sich selbst unsichtbar. — Aber du hast ja deinen grindigen „Gärtnerjungen." — „Ja freilich habe ich ihn," antwortete sie, „und er ist gut genug für mich."

Als man von der Tafel aufstand, ging die jüngste

Prinzessin in den Garten hinunter und suchte ihren Gärtnerjungen auf und der nahm seine Mütze vor ihr ab, daß seine goldenen Locken über seine Schultern fielen, und dann küßte er sie auf Hand und Mund und sagte ihr, wer er wäre, daß er ebenso gut wie sie von königlicher Geburt sei, so daß sie sich seiner nicht zu schämen brauche. Er sagte ihr auch, daß er es gewesen sei, der alle drei goldenen Aepfel gewonnen habe, die zwei ersten hätte er aber weggeschenkt, weil er keine der beiden ältern Töchter des Königs, sondern nur sie, die er jetzt auch bekommen und die ihm so treu und hold gewesen, wollte. Und es solle nicht mehr lange dauern, dann würde auch er mit Ehren an der Tafel des Königs sitzen.

Am nächsten Tag sollten die beiden hochgeborenen Bräutigame hinaus auf die Jagd reiten. Da sagten die beiden älteren Prinzessinnen, die sich wieder einen Spaß machen wollten, daß der dritte Bräutigam auch mit müßte. Der Gärtnerjunge wurde geholt und so zur Jagd ausgerüstet, wie es den beiden lachlustigen Prinzessinnen am passendsten erschien: er bekam einen kleinen grauen Esel zu reiten und statt einer Büchse eine hölzerne, zweispitzige Mistgabel aus dem Kuhstall und so mußte er mit den beiden feinen Junkern zum Hofe hinausreiten. Und die Prinzessinnen waren nahe

daran sich todt zu lachen, als sie diesen Aufzug sahen.

Als die drei Jäger noch nicht weit vom Schlosse entfernt waren, theilte sich der Weg: rechts befand sich eine liebliche Gegend mit schönen hohen Wäldern; links aber ein weites, ödes Moos mit altem, verkrüppeltem und niederem Strauchwerk. Die beiden Herren schlugen den Weg nach rechts ein, während sich der Gärtnerjunge auf dem Esel nach links im Moose hielt. Und als er da hineinkam, wünschte er sich seinen guten Bogen aus dem Schlosse des Waldmenschen her und wünschte sich dazu recht viel Hirsche und Hasen, Füchse und Eber und bald hatte er so viel Wild erlegt als sein Esel nur tragen konnte. Dann zog er zu der Stelle, an der sich der Weg theilte und gegen Abend kamen die zwei Herren sehr niedergeschlagen dahergeritten und ließen die Köpfe hängen, denn sie hatten nicht einmal so viel als einen Hasen getroffen. Als sie das viele Wild auf dem Esel liegen sahen, gaben sie dem Gärtnerjungen gute Worte und baten ihn, es ihnen zu verkaufen. Dazu war er auch geneigt, nur wollte er ihre goldenen Aepfel für das Wild haben, — oder er gäbe ihnen sonst auch nicht ein einziges Haar. Schließlich mußten sie darauf eingehen, dann theilten sie das Wild und ritten stolz

damit im Hofe ein. Hinter ihnen aber kam der Gärtnerjunge auf dem kleinen, grauen Esel mit seiner hölzernen Mistgabel auf dem Rücken. Das war wieder etwas zum Lachen für die Prinzessinnen.

Am andern Tag wollten die zwei Herren abermals auf die Jagd reiten und der Gärtnerjunge mußte wie gestern auf dem grauen Esel und mit der zweispitzigen Mistgabel mitreiten. Die Herren wählten denselben Weg wie das erstemal und warteten heute da auf besseres Glück, während der Gärtnerjunge wieder ins Moos einbog. Und es ging genau so wie gestern: als die Herren gegen Abend an die Stelle kamen, an der sich der Weg theilte, kamen sie mit leeren Händen, während der Gärtnerjunge dastand mit so viel Wild, als der Esel nur schleppen konnte. Da verhandelten sie wieder mit ihm, um es ihm abzukaufen. Aber heute wollte er nichts verkaufen, außer für einen Riemen, den er jedem der beiden aus der Haut schneiden wollte. „Ich werde die Herren tiefer in den Wald hinein an eine Stelle führen, an der es gewiß niemand sehen kann," sagte er. Und da sie keine große Auswahl hatten und auch nicht billiger kaufen konnten, nebenbei aber doch für tapfere und tüchtige Ritter gehalten werden wollten, sowohl auf der Jagd als auf dem Tournier, so gingen sie auch

auf diesen Handel ein. Jetzt zog der Gärtnerjunge ein verrostetes Messer aus der Tasche hervor, das biß und brannte schrecklich und mit diesem schnitt er jedem einen Riemen aus dem Rücken. Aber sie kamen trotzdem ganz stramm und stolz im Hof des Königs angeritten und ernteten sowohl Dank als Ehre für ihre Geschicklichkeit auf der Jagd, während der Gärtnerjunge sich auf die Mistgabel stützend hinter ihnen drein gehumpelt kam und den Esel am Halfter daherzog.

Tags darauf sollte ein großes Gastmahl bei Hofe sein und die Verlobung gefeiert werden. Aber noch in derselben Nacht kam eine Botschaft, daß Krieg im Lande ausgebrochen sei, daß ein ganzes Heer von Seeräubern des Königs Reich überfallen habe und Stadt und Land mit Sengen und Brennen verheere. Da zogen alle Krieger und Reisigen des Königs aus, um auf den Feind zu stoßen, und die zwei vornehmen Bräutigame mußten natürlicherweise auch mit. Und auch der Gärtnerjunge nahm seine hölzerne, zweispitzige Mistgabel, setzte sich auf den kleinen grauen Esel und ritt so mit ihnen zum Hof des Königs hinaus. Der Weg führte über ein Torfmoor und da drangen die beiden edlen Herren plötzlich so auf ihn ein, daß sie ihn in einen Sumpf an der Seite des Weges hinein-

drängten. In diesem blieb der Esel stecken und konnte sich mit seinen vier Füßen weder vor- noch rückwärts bewegen und je mehr er zappelte und stampfte, um so tiefer sank er. Da bat der Gärtnerjunge die beiden, ihm herauszuhelfen; aber diesen wäre es ja gerade recht gewesen, wenn er gleich bis auf den Grund hinunter gesunken wäre, damit die Geschichte von ihren goldenen Aepfeln und den Riemen, die er aus ihrer Haut geschnitten, nie aufkommen konnte. Darum ritten sie davon und ließen den Gärtnerjungen im Torfmoor stecken.

Sobald sie weiter fort waren, wünschte er sich auf trockenes Land und dann den weißen Hengst und die Rüstung und Reitzeug aus funkelndem Gold, also gerade das, was er sich wünschte, als er zum Tournier für die dritte Prinzessin ritt. Dann jagte er dahin, wo die Schlacht geschlagen wurde. Er kam gerade da an, als der Feind die Oberhand zu gewinnen drohte und die Mannen des Königs hart bedrängte, so daß sich ein Flügel des Heeres schon zur Flucht gewendet hatte und die zwei feinen Bräutigame waren die allerersten, die flohen. Der goldene Ritter aber ritt vor an die Spitze und hieb sogleich tüchtig ein auf den Feind und flößte den Soldaten des Königs wieder neuen Muth ein; da drehte sich das Glück und der

Feind mußte sich auf seine Schiffe zurückflüchten, nachdem er die Hälfte seiner Mannschaft verloren hatte.

Alle waren der einen Ansicht, daß dem fremden Ritter allein die ganze Ehre des Sieges gebühre und er mußte ihnen zurück an den Hof des Königs folgen, und sogleich kamen jetzt der Herzogssohn und der Grafensohn und begrüßten den Prinzen, denn sie konnten es ja augenblicklich sehen, daß es ein Prinz war, und sie dankten ihm für seine glänzende Hülfe und hießen ihn im voraus willkommen am Hofe des Königs, sie erkannten ihn ja wieder vom Tourniere her und sie sagten, daß er jetzt auch ihr Schwager werden solle, nach dem man in den letzten drei Tagen so viel fragte, während er sich verborgen hielt. Die jüngste Prinzessin, die er sich errungen, sei ein herrliches Mädchen, sagten sie, obwohl nicht so geistreich und witzig, wie ihre zwei ältern Schwestern. Sie sei ein wenig beschränkt und habe sich sogar schon halb und halb mit einem grindigen Gärtnerjungen verlobt, der den Apfel gefunden, den der Prinz verloren haben müßte. Wenn sie jetzt aber den Prinzen zu Gesicht bekomme, so würde es damit gewiß vorbei sein. Und im stillen glaubten sie ja auch fest, daß der Gärtnerjunge jetzt längst unten auf dem Grunde des Torfmoors liege. Der Königssohn ließ sie reden und folgte ihnen an den König-

lichen Hof, wo ihm der König selbst entgegenkam. Es war ihm schon die Meldung zu Ohren gekommen, daß der goldene Prinz die Schlacht gewann, gerade so, wie er vor drei Tagen die dritte Prinzessin gewonnen habe. Und der König führte seine jüngste Tochter an der Hand und verlobte sie mit dem Prinzen. Dann wurde ein prächtiges Festmahl abgehalten, der Prinz bekam den Ehrenplatz an der Tafel gerade gegenüber dem König und alle zeichneten ihn mit den größten Ehren aus.

Während der Mahlzeit zog der Prinz den goldenen Apfel hervor, den er von seiner Braut nach dem Tournier bekommen und zugleich auch den goldenen Apfel, mit dem er an seines Vaters Hof gespielt hatte und auf dem sein Name mit der Krone stand und reichte beide seiner jungen Braut als Festgabe dar. Der König saß da und erwartete, daß es die beiden andern Ritter eben so machen sollten; aber die blieben sitzen und thaten gar nicht dergleichen. Bald darauf zog der goldene Prinz noch einen Apfel hervor und dann noch einen und reichte auch diese seiner jungen Braut und sagte: „Gleich und gleich gesellt sich gern und darum sollen diese zwei Aepfel ebenfalls dein eigen sein.“ Dem König schien, als sollte er diese zwei Aepfel kennen und als er sie zu Gesicht bekam, fand er wirklich auch

die Namen seiner beiden ältern Töchter darauf, denn es waren ja dieselben, welche sie am ersten und zweiten Tag den Siegern im Tournier gegeben hatten. Da fragte er, wie sie in den Besitz des Prinzen gekommen seien. Und der erzählte jetzt alles: — daß er niemand anderes sei, als der, den man immer den grindigen Gärtnerjungen geheißen und daß er an allen drei Tourniertagen den Sieg davon getragen, aber die beiden ersten Aepfel den zwei andern Bräutigamen geschenkt habe. Diese hätten sie ihm aber jetzt wieder für das Wild, das er und nicht sie auf der Jagd erlegt hatte, verkauft und außerdem hätten sie sich ein jeder einen Riemen dafür aus der Haut schneiden lassen müssen.

Als der König das vernahm, wurde er rasend vor Zorn und sagte, daß die beiden Niederträchtigen augenblicklich seinen Hof verlassen sollten und ihre Bräute gleich mitnehmen könnten. Und die gingen auch mit, denn sie mochten jetzt doch nicht mehr daheim bleiben. Aber der Königssohn aus England hielt Hochzeit mit der jüngsten Königstochter und bekam das halbe Reich, um darüber zu herrschen und dasselbe zu regieren, so lange der alte König noch lebte und als er gestorben war das ganze. Und da lebt er vielleicht noch mit seiner treuen Königin herrlich und in Freuden.

image
not
available

dauben auseinander sprengte. Jetzt wollte der König das große Thier nicht länger mehr füttern, ließ es schlachten und die Haut desselben auf ein Scheunenthor nageln.

Der König und die Königin hatten nicht mehr Kinder außer dieser einzigen Tochter, die nicht nur sehr hübsch und gescheidt, sondern auch sehr gut und lieb war. Da war denn freilich kein Mangel an Prinzen und Königssöhnen, die um sie freiten, aber sie sagte zu jedem: Nein. Darüber wurde der König böse und erklärte ein für allemal, daß jetzt derjenige Mann, der errathen könne, welchen Thieres Haut da am Thore angenagelt wäre, ihre Hand bekommen solle. Aber unter allen Feiern wußte es keiner. Und viele Prinzen, Herzöge und Ritter kamen aus allen Weltenden, — aber niemand konnte das Räthsel errathen. Eines Tags kam einmal ein Wolf daher gelaufen und blieb vor der Haut stehen und beschnüffelte sie. Der König stand auch gerade dabei und es schien ihm, als schaue der Wolf so schnippisch und so spöttisch drein und drum sagte er: „Weißt du vielleicht, was das für ein Thier war?" — „Ein König hält doch wohl sein Wort?" fragte der Wolf vorerst. „Was ich versprochen, halte ich auch und gehe es dann, wie es mag — gut oder schlecht!" erwiderte der König. „Ge-

rade so mache ich es auch!“ sagte der Wolf darauf, „und weil das dahier ein Lausebalg ist, so gehört jetzt auch deine Tochter mein! Heute über acht Tage komme ich und hole sie mir und bekomme ich sie nicht im guten, so verwüste ich dein ganzes Reiches.“

Wer darüber gar nicht erfreut war, das war der König und die Königin nicht minder, als sie erfuhr, daß sie jetzt ihre einzige Tochter einem Wolf geben müßten. Die Tochter aber versuchte sie zu trösten, so gut sie eben konnte und sagte: „Das ist nun einmal mein Schicksal und der König muß sein Wort halten, sonst hält der Wolf das seinige nur zu genau.“

Am achten Tage kam der Wolf pünktlich, um die Prinzessin zu holen. Der König wollte zwar einspannen lassen, damit seine Tochter doch wenigstens dorthin, wo sie nun schon hin mußte, fahren hätte können; der Wolf aber sagte, es sei durchaus nicht nöthig, — wenn sie müde werden sollte, könne sie einfach auf ihm reiten. Da sagte sie ihren Eltern Lebewohl und zog mit dem Wolfe fort. Als sie eine kurze Strecke gegangen waren, sagte er zu ihr: „Setze dich auf meinen Rücken!“ Sie that es und nun lief er mit ihr weit, weit in den Wald hinein, sie wußte nicht wohin, bis er endlich mit ihr zu einem prächtigen großen Schlosse kam. Da setzte er sie ab und sagte:

„Hier ist unser Heim; alles was du hier siehst, ist mein und alles was mein ist, ist auch dein. Nur ein Ding mußt du mir feierlichst versprechen, nämlich hier in meinem Schlosse nie ein Licht anzuzünden, denn sonst geschieht ein ungeheures Unglück." Dann zeigte er ihr alles, inwendig und auswendig und überall war es hübsch und gemüthlich. Der Tisch stand gedeckt mit Speisen und Wein vor ihnen und das Bett war mit dem weißesten Linnen und den weichesten Polstern hergerichtet. Aber sie sah niemand andern in dem Schloß als den Wolf und sich selbst.

So lebte sie ein ganzes Jahr: jeden Morgen lief der Wolf in den Wald hinaus und kam abends pünktlich wieder heim. Sie sah ihn zwar nur als Wolf, aber sie wußte es gewiß, daß er nachts eine menschliche Gehalt hatte und deshalb glaubte sie auch ganz bestimmt, daß er ein verwunschener Prinz sein müsse, mit dem sie verheiratet wurde. Ehe ein Jahr verflossen war, hatte sie ein Söhnchen geboren, das sie wohl sehr gerne behalten hätte, aber der Wolf nahm es gleich nachdem es geboren war und lief damit davon.

Als sie nun schon zwei Jahr von zu Hause fort war, sagte der Wolf eines Morgens zu ihr, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, ihre Eltern einmal zu be-

suchen? er wolle es ihr gerne erlauben und sie zu ihnen hinbringen und sie könnte dann drei Tage dort bleiben, nach deren Ablauf er sie wieder holen wolle, nur dürfe sie ja nichts aus dem Hause ihrer Eltern mitnehmen und zu ihm heimbringen. Sie freute sich über diese Nachricht begreiflicherweise ungemein und dankte ihm herzlichst dafür. Darauf ließ er sie sich ihm auf seinen Rücken setzen und lief mit ihr geradewegs zu ihres Vaters Schloß. Sie wurde da mit Jubel und Freude empfangen, denn alle hatten ja geglaubt, daß sie längst todt und weiß Gott wo wäre. Sie erzählte, wie es ihr ging und alles, wie es war: daß sie in einem schönen Schlosse wohne, in dem sie alles habe, was ihr Herz begehre und daß ihr Mann, der Wolf, immer so zärtlich gegen sie gewesen und daß er nur am Tag ein Wolf, in der Nacht aber ein Mensch sei; daß sie ihn jedoch nie gesehen habe und daher auch nicht wisse, wie er ausschaue, denn sie dürfe durchaus kein Licht im Schlosse anzünden.

Am dritten Tag wollte ihre Mutter sie überreden, daß sie noch länger bei ihren Eltern bleiben möge; aber sie mochte nicht, denn sie wollte wieder mit ihrem Wolf nach Hause. Da sagte die Mutter: „Aber du solltest doch wissen, mit was für Einem du verheiratet bist. Nimm dieses Messerchen mit und stecke

es in die Ecke des Bettes. Wenn er ins Bett geht, wird er sich daran ritzen und wenn er dann einen Schrei ausstößt, so ist er ein Kobold; wenn er sich aber nur darüber beklagt, so ist er ein Mensch wie wir.“ Dazu ließ sie sich wirklich überreden und nahm das Messerchen mit. Zur verabredeten Zeit fand sich der Wolf vor dem Hof des Königs ein, nahm sie auf den Rücken und lief mit ihr in sein eigenes Schloß zurück.

Andern Tags befestigte die Prinzessin das Messerchen so im Bett, daß dessen Spitze nur ein klein wenig über das Polster hervorragte, und als er Abends ins Bett ging, stach er sich wirklich daran. Da klagte er und sagte: „So kann ich dir also doch nicht trauen! Und du hast trotz meinem Verbot und deinem Versprechen auf deiner Mutter Rath das Messerchen mit hierher genommen.“ Die Prinzessin freute sich zwar, jetzt gewiß zu wissen, daß er ein Mensch wie alle Menschen und kein Kobold sei, mit dem sie verheiratet war, aber sie schämte sich doch in innerster Seele darüber, daß sie sein Gebot übertreten, wiewohl er doch immer so gut gegen sie gewesen und sie freiwillig heim zu ihren Eltern trug. Sie bat ihn deshalb um Verzeihung und sagte ihm auch, warum sie es gethan und versprach ihm dann, künftig stets folgsam zu sein und treu zu bleiben.

image
not
available

Mutter Rath! Vor allem aber bringe nichts zurück nach Hause!" Nein, das wollte sie wirklich nicht thun und küßte ihn zum Abschied, denn sie hatte ihn ja gar so gern.

Sowohl der König als die Königin waren seelenfroh, als sie ihre liebe Tochter wiedersahen; aber ehe noch ein Tag vergangen war, sehnte sie sich schon nach ihrem Wolf zurück: — so sehr liebte sie ihn jetzt. Am dritten Tag kamen ihre Eltern mit ihr darauf zu reden, unter was für eigenthümlichen Verhältnissen sie lebe, und die Königin sagte zu ihrer Tochter: „Glaube mir, daß bald eine gute Veränderung mit ihm eintreffen muß und daß er dann wieder ganz ein richtiger Mensch wird. Aber wenn ich an deiner Stelle wäre, möchte ich doch gar zu gerne wissen, wie er in der Nacht, wenn er ein Mensch ist, aussieht." Und dann gab sie ihr ein winzig kleines Feuerzeug und ein Kerzchen und sagte, daß sie ihn doch vielleicht einmal anschauen könnte, während er schliefe. Er brauche ja davon gar nie etwas zu erfahren. Die Prinzessin wollte es zuerst nicht annehmen, denn er habe es ihr strenge verboten, sagte sie. — Es könne aber doch nie schaden, wenn man so etwas im Hause habe, erwiderte die Königin und ihre Tochter steckte dann auch das Feuerzeug und das Kerzchen in die Tasche.

Am Abend des dritten Tags stand sie wieder noch vor der bestimmten Zeit an der verabredeten Stelle und wartete auf ihren Wolf und als er kam, küßte sie ihn und nannte ihn ihren Herzallerliebsten. Dann setzte sie sich auf seinen Rücken und der Wolf lief mit ihr davon. Unterwegs fragte er sie: „Du wirst doch nicht wieder auf deiner Mutter Rath etwas mitgenommen haben, wie neulich? — und wenn es doch der Fall sein sollte, so hast du jetzt noch Zeit dazu, es wegzuwerfen.“ Aber sie wollte nicht eingestehen, daß sie ihm ungehorsam gewesen und sagte daher, daß sie nichts mitgenommen habe.

Sie kamen wieder in ihr Schloß zurück und es verging eine geraume Zeit, ohne daß etwas Bemerkenswerthes geschehen wäre. Sie schämte sich über ihren Ungehorsam und gelobte sich selbst, daß sie das Feuerzeug nie gebrauchen, sondern ruhig an seinem Platz liegen lassen wolle. Eines Nachts aber erwachte sie einmal, als er sich im Schlafe unruhig hin und her wälzte, sei es nun, daß er von bösen Träumen geplagt wurde oder daß er krank war. Sie gerieth deshalb in eine schreckliche Angst und es fiel ihr ein, daß sie ja doch einen Augenblick Licht machen könnte, um zu sehen, was ihm fehle. Sie stand leise und vorsichtig aus dem Bett auf und holte das Feuerzeug und zündete

das Kerzchen an und da sah sie vor sich den schönsten Prinzen liegen, den je die Erde getragen. Er lag jetzt wieder ganz ruhig und lächelte im Schlafe. Da konnte sie sich nicht mehr zurückhalten, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und vergaß rein, das Licht vorher auszulöschen. Da schlug er seine Augen auf und sagte: „Aber Herzallerliebste! warum hast du das gethan! Jetzt können wir nicht länger mehr beisammen bleiben und ich muß weit, weit fort von hier. Ich bin nämlich ein Prinz und von einer bösen Hexe verwünscht worden, weil sie haben wollte, daß ich ihre Tochter heiraten solle. Wenn mich aber eine reine Jungfrau geliebt hätte, wie ich war und mir sieben Jahre lang treu geblieben wäre, ohne gesehen zu haben, wie ich wirklich aussehe, so wäre ich gerettet gewesen und hätte meine menschliche Gestalt wieder erlangt."

Und mit diesen Worten sprang er als Wolf aus dem Bett und hinkte zur Thüre hinaus und lief in den wilden Wald hinein. Aber die Prinzessin lief ihm nach so schnell sie nur konnte und folgte den ganzen Tag über seiner Spur, bis sie gegen Abend zu einem Schloß kam, in das hinein die Spur führte. Da ging sie hinein und die Burgfrau kam ihr entgegen und lud sie ein, herein zu kommen. Sie fragte dann, ob

kein Wolf hier gewesen sei und die Burgfrau erwiderte: „Mein Bruder, Wolf Königssohn der Hinkende ist hier gewesen, aber er ist schon wieder fort. Er schläft jetzt im Wald draußen, aber du kannst hier übernachten." — Zeitig in der Morgenfrühe, als sie wieder fort wollte, kam ein hübscher, kleiner Knabe von drei Jahren auf sie zu und küßte sie und ihr Herz sagte es ihr gleich, daß er ihr eigener Sohn wäre.

Sie ließ sich aber trotzdem nicht aufhalten und küßte vielmals ihren kleinen Sohn und eilte dann fort und fand auch wirklich des Wolfes Spur wieder weiter. Dieser folgte sie den ganzen Tag über, bis sie gegen Abend abermals zu einem Schlosse kam, in das die Spuren hinein führten. Da ging sie denn auch hinein und wurde von der Herrin des Schlosses, welche ebenfalls eine Schwester von Wolf Königssohn dem Hinkenden war, freundlich aufgenommen und blieb da über Nacht. Als sie zeitig in der Morgenfrühe des andern Tages wieder fort wollte, begegnete sie einer Amme mit einem hübschen kleinen einjährigen Mädchen auf dem Arme und ihr Herz sagte ihr es gleich wieder, daß dies ihre eigene Tochter wäre; und sie drückte das Kind an ihre Brust und küßte es. Dann aber eilte sie weiter fort und lief den ganzen Tag

über den Spuren des Wolfes nach, welchen sie noch immer folgen konnte.

Gegen Abend kam sie ermattet und todtmüde an den Fuß eines hohen Glasberges und als sie auf diesen hinaufschaute, sah sie hoch oben ihren Wolf klettern, der bald auf dem Gipfel des Berges anlangte. Und einen Augenblick lang sah sie ihn in seiner Menschengestalt oben auf dem Gipfel stehen und zu ihr herunter winken. Aber im Nu war er wieder auf der andern Seite des Berges verschwunden. Jetzt versuchte sie sogleich ihm auf den Berg zu folgen und ihm nachzueilen. Aber es war rein unmöglich für sie, denn der Berg war schrecklich steil und so glatt wie ein Spiegel, ausgenommen an jenen Stellen, an welchen sich Adern und Ritzen befanden, die so scharf wie Rasirmesser waren, so daß sie sich nur blutig schnitt und doch nirgends festen Fuß fassen konnte.

Da setzte sie sich unten am Berge nieder und weinte und blieb so die ganze Nacht sitzen. Am nächsten Morgen versuchte sie wieder irgend eine Stelle ausfindig zu machen, auf der sie über den Berg kommen könnte, aber es war und blieb überall unmöglich. Sie schnitt sich nur blutig und konnte doch auf keiner Seite auch nur einen Schritt weit in die Höhe kommen. Dann blickte sie wieder auf den Berg hinauf, auf dem

sich ja auch der Wolf Tritt für Tritt blutig schneiden mußte; aber er konnte sich doch wenigstens mit seinen scharfen Klauen anhalten. Als sie sah, daß alle Mühe vergeblich sei, setzte sie sich abermals nieder und weinte bitterlich. Da kam ein alter Mann daher gegangen und fragte sie, warum sie weinte. Und als sie ihm gesagt, daß sie es deshalb thue, weil sie über diesen Glasberg hinüberkommen wollte und mußte und nicht könnte, sagte er zu ihr, daß sie zum nächsten Schmied gehen und sich ein paar Eisenschuhe mit eisernen Spitzen schmieden lassen solle. Dann gab er ihr noch einen Krug mit Salbe, welche sie brauchte, um ihre Füße wieder zu heilen, wenn sie über den Berg gekommen war.

Der Schmied machte ihr die Schuhe und sie kletterte auf den Berg hinauf. Es ging nur langsam und mit der größten Anstrengung und lange bevor sie auf den Gipfel des Berges gekommen war, waren ihre Füße blutig und bis aufs Fleisch aufgeschunden. Aber sie verbiß ihre Schmerzen und kam nicht nur endlich auf den Gipfel hinauf, sondern auch auf der andern Seite wieder hinunter. Da warf sie sich auf die Erde, zog die Eisenschuhe schnell herunter und sobald sie sich mit der Salbe eingeschmiert hatte, waren ihre Füße sogleich wieder gesund und geheilt.

Das Land, das sie nun betrat, sah ganz anders aus, als irgend eines, das sie vorher gekannt. Da standen so viele schöne Bäume, Sträucher und Blumen, wie sie vordem noch nie welche gesehen hatte, die diesen gleich waren. Und gerade vor ihr lag ein Schloß, so groß und prächtig, wie sie ebenfalls noch kein ähnliches erblickte: — denn es sah aus, als wäre es aus purem Gold erbaut.

Auch hier fand sie die Spur ihres Wolfes wieder, die durch Blutstropfen noch deutlicher sichtbar war und geradenwegs bis ins Schloß führte. Hier verschwand alle und jede Spur, welche hätte weiter führen können, und die Prinzessin dachte sich, daß er gewiß hier sein müsse; aber sie dachte sich auch, daß hier wohl die Hexe wohne, die ihn verzaubert hatte und zu der er wegen ihrer Untreue zurück mußte. Deshalb fragte sie da nirgends nach Wolf Königssohn dem Hinkenden, sondern ging in die Küche und fragte, ob ein armes Mädchen hier keinen Dienst bekommen könne. — Ei freilich konnte es einen bekommen, denn man hatte ja alle Hülfe nöthig, weil des Hauses Tochter bald Hochzeit halten sollte. Und die Prinzessin bekam einen Platz als Wäschermädchen.

Am ersten Tag schickte die Hexe — denn es war wirklich die Hexe, die den Wolf Königssohn verzaubert

hatte, welche auf diesem Schlosse wohnte, — also sie schickte die Prinzessin mit einem Stück weißem Linnen zum Bach hinunter, damit sie es so lange spüle und wasche, bis es ganz schwarz würde. Und wenn sie es nicht könne, solle sie augenblicklich aus dem Dienst und überhaupt aus dem ganzen Lande hinausgejagt werden. Sie wusch und klopfte, und spülte und scheuerte, aber das Linnen wurde immer weißer und weißer, anstatt schwarz zu werden. Da wußte sich die Prinzessin weder zu rathen noch zu helfen, setzte sich nieder und weinte bitterlich. Nun kam derselbe alte Mann wieder, der ihr über den Glasberg geholfen und fragte sie, warum sie weinte, und als er den Grund erfahren hatte, sagte er: „Ja, wenn du mich deinen Herzallerliebsten nennen würdest, dann wollte ich dir schon helfen." — „Nein," antwortete sie, „ich hatte einmal einen Herzallerliebsten, aber den sehe ich wohl nimmermehr." — „Nun, so will ich dir trotzdem helfen," sagte der Alte und schlug dann mit seinem Stock auf das Linnen, das davon augenblicklich so schwarz wie Kohle wurde.

Als die Prinzessin mit dem schwarzen Linnen zur Hexe heimkam, sagte diese: „Der hat dich auch nicht vor den Kopf geschlagen, der dir das gelehrt. Konntest du heute weiß zu schwarz waschen, so wirst du morgen auch schwarz zu weiß waschen können. Dieses

schwarze Tuch mußt du so waschen, daß es weiß wie frischgefallener Schnee aussieht, sonst jage ich dich doch aus meinem Dienst und aus meinem Land hinaus." Am andern Tag ging sie wieder zum Fluß hinunter und wusch und klopfte, und spülte und scheuerte, aber das Tuch blieb so schwarz als es war. Da setzte sie sich abermals nieder, um zu weinen, und es kam derselbe alte Mann wieder und sagte wie gestern: daß er ihr wohl helfen wollte, wenn sie ihn ihren Herzallerliebsten nennen würde, aber sie sagte nein, sie habe einmal einen Herzallerliebsten gehabt, aber den sehe sie wohl nimmermehr. „Nun, so will ich dir trotzdem helfen," sagte der Alte und berührte dann mit seinem Stock das Tuch, das davon augenblicklich so weiß wie frischgefallner Schnee wurde.

Als die Hexe ihr Tuch wiederbekam, so weiß als sie es nur wünschen konnte, sagte sie: „Du bist ein tüchtiges Mädchen und kannst du so viel, so kannst du wohl auch noch mehr. Jetzt sollst du zu meiner Schwester nach Heckenfeld gehen, um den Brautschmuck für meine Tochter, welche bald heiraten wird, zu holen."

Am nächsten Morgen begab sie sich auf die Reise, aber sie war noch nicht weit vom Schloß entfernt, als sie zu einer Stelle kam, wo so viele Wege auseinander-

gingen, daß sie nicht wußte, welcher nach Heckenfeld führte. Drum setzte sie sich am Rande des Straßengrabens nieder und weinte bitterlich. Da kam ein hübscher, junger Mann zu ihr und sprach sie freundlich an und sagte: „Warum weinst du denn, mein schönes Mädchen?“ — „Ach, ich soll nach Heckenfeld,“ antwortete sie, „um den Brautschmuck zu holen und ich kenne weder Weg noch Steg.“ — „Ja, wenn du mich deinen Herzallerliebsten nennen willst,“ sagte der junge Mann, „so möchte ich dir wohl helfen!“ — „Nein,“ erwiderte sie, „ich hatte einmal einen Herzallerliebsten; aber den sehe ich wohl nimmermehr.“ — „Nun, so will ich dir trotzdem helfen,“ sagte der junge Mann; „aber bei dieser Reise muß man sehr Obacht geben, wenn man glücklich ans Ziel kommen will. Hier hast du ein kleines Knäuel Garn, das wirf vor dich auf den Weg und folge ihm, wohin es rollt, dabei mußt du es aber so wieder aufwickeln, wie es abläuft. Dann kommst du endlich zu einer Gatterthüre, welche in einemfort auf- und zuschlägt. Hier hast du deshalb einen Kloben, welchen du in das Gatter hineinstecken mußt, damit die Thüre ruhig stehen bleibt. Dann kommst du zu einer großen Herde Gänse und das sind sehr gefährliche Gänse, so groß, stark und boshaft sind sie! Aber da hast du einen

Sack mit Korn, das du ihnen auf den Weg streust, dann lassen sie dich in Ruhe und Frieden. Etwas weiter vorwärts kommst du zu einem Backofen hin und da werden zwei Knechte stehen, welche in dem glühenden Ofen mit ihren bloßen Fäusten schüren, denen giebst du diese zwei Ofengabeln. Dann wirst du zu einer Brauerei kommen, in der zwei Mädchen mit ihren bloßen Armen im kochenden Kessel rühren. Denen giebst du diese beiden Kochlöffel. Darauf kommst du zu einem großen Eisenthor, vor dem zwei große, wilde Hunde liegen und an denen kommst du nicht vorbei, wenn du ihnen nicht diese beiden Brode giebst, die ich da habe. Und das Eisenthor knarrt und schreit so gräulich in seinen verrosteten Angeln, daß es nicht zum Anhören ist. Dem mußt du mit dem Fett, das ich dir in diesem Topfe mitgebe, die Angeln einschmieren. Und wenn du dann endlich in Heckenfeld bist und die Hexe um den Brautschmuck bittest, darfst du ja nichts von alledem essen, was sie dir giebt, sondern eile sogleich wieder zurück, ohne dich umzusehen."

Nun packte die Prinzessin alle diese Sachen zusammen: das Knäuel Garn und den Kloben, den Kornsack und die Ofengabeln, die Kochlöffel, die Brode und den Topf mit Fett; dann ließ sie das Knäuel auf

den Weg hinunterrollen, das rasch vorwärts lief, während sie hinterdreinging und den Faden wieder aufwickelte. Und so kam sie dann zu der Gatterthüre, welche beständig auf- und zuschlug; da steckte sie ihren Kloben hinein und die Thüre blieb ruhig stehen. Und alle die großen Gänse, die auf sie losgefahren kamen, fütterte sie mit Korn. Und den Knechten am Backofen gab sie die Ofengabeln und den Mädchen am Braukessel gab sie die Kochlöffel. Und den Hunden vor der Thüre gab sie die Brode und schmierte die Angeln der Eisenthüre mit Fett ein, daß sie zu knarren und zu schreien aufhörte. Dann kam sie hinein nach Heckenfeld. Da saß die Hexe auf einem hohen Stuhl und grinste sie böse an. Die Prinzessin grüßte sie von ihrer Schwester und bat um den Brautschmuck für deren Tochter. Da stand die Hexe auf und sagte, daß sie ihn sogleich holen wolle. Inzwischen könnte das Mädchen zur Stärkung etwas essen und deshalb gab sie demselben einen Kalbsfuß, an dem es nagen solle. Aber kaum war die Hexe gut bei der Thüre draußen, warf die Prinzessin den Kalbsfuß unter die Bank.

Sobald die Hexe wieder hereinkam, war das erste, was sie rief: „Kalbsfuß, wo bist du?“ — „Unter der Bank,“ antwortete er darauf. Da holte ihn die Hexe hervor und sagte zur Prinzessin, sie solle sich

das gute Essen doch gut schmecken lassen, sie selbst müsse nur noch hinaus, um den Schmuck sorgfältig einzupacken.

Da nahm die Prinzessin den Kalbsfuß und steckte ihn in ihre Brust. Und gleich darauf kam die Hexe wieder herein und rief wieder: „Kalbsfuß, wo bist du?" — „In der Brust," antwortete er. „Kamst du in die Brust hinein, wirst du bald im Magen sein!" sagte die Hexe drauf und gab dann der Prinzessin eine Schachtel und sagte, daß sie gut darauf Obacht geben müsse und sich nicht unterstehen dürfe, dieselbe unterwegs zu öffnen.

Da beeilte sich die Prinzessin wieder zurückzukommen; als sie bei der Eisenthüre war, rief die Hexe hinter ihr: „Thüre, ärgere sie, quäle sie!" Aber die Thüre antwortete: „Nein, das thue ich nicht; jetzt habe ich schon so lange geknarrt und geschrien, aber nie hat mich jemand vor ihr geschmiert." Da rief die Hexe wieder: „Hunde! beißt sie! zerreißt sie!" Aber die Hunde antworteten: „Nein, wir mögen nicht; nun haben wir schon so lange hier gestanden und haben geheult und gebellt, aber nie hat uns jemand vor ihr gefüttert." Als die Prinzessin an der Brauerei vorbeikam, schrie die Hexe wieder: „Verbrüht sie, Mädchen!" Aber diese antworteten:

„Nein, behüte! das thun wir nicht; jetzt haben wir uns so lange selbst verbrühen müssen, bis sie uns die Kochlöffel gab." — Nun kam sie am Backofen vorbei und da schrie die Hexe hinter ihr: „Vorwärts, ihr nach! Verbrennt sie!" — „Nein," antworteten die Knechte, „jetzt haben wir uns so lange selbst verbrennen müssen, bis sie uns die Ofengabeln gab." Darauf kam sie zu den Gänsen: „Zwickt sie, zertretet sie!" schrie die Hexe jetzt. „Nein, das thun wir nicht! Nein, das thun wir nicht!" schnatterten die Gänse als Antwort und liefen herum und pickten das Korn auf. Als sie zur Gartenthüre kam, hörte sie die Hexe heulend hinter sich schreien: „Klemme sie ein, zerquetsche sie!" Aber die Gartenthür antwortete: „Nein, diese werde ich nicht zerquetschen; denn sie gab mir einen Kloben, nach dem ich mich schon so viele hundert Jahre gesehnt habe."

Jetzt war die Prinzessin all' den ihr drohenden Gefahren und Unglücken glücklich entronnen und hatte sich nicht ein einziges mal umgesehen, sondern war so schnell davon geeilt, daß sie jetzt ganz athemlos geworden und sich deshalb, um ein wenig auszuruhen, niedersetzen mußte. Sie hatte die Schachtel in der Hand, von der die Hexe gesagt hatte, daß sie sie unterwegs nicht öffnen und hineingucken dürfe, — aber

hier galt ja ihr Wort nichts mehr. Und die Prinzessin war so neugierig den Schmuck zu sehen, daß sie den Deckel ein wenig öffnete, um in die Schachtel hineinzugucken. — Schwups! machte es — und das war ein kleiner Vogel, der aus der Schachtel herausflog — und weg war er! — Da brach die Prinzessin in lichte Thränen aus, denn jetzt war sie doppelt unglücklich, weil sie ohne den Brautschmuck nicht nach Hause kommen und nicht noch einmal zurück nach Heckenfeld durfte. Und sie war ganz verzweifelt.

Da stand derselbe hübsche junge Mann wieder vor ihr, der ihr alle die guten Rathschläge und Geräthschaften gegeben, und fragte sie, was ihr denn jetzt wieder für ein Unglück geschehen sei. Und sie klagte ihm ihre Noth. „Ja, wenn du mich deinen Herzallerliebsten nennen wolltest," sagte er, „so würde ich dir auch diesesmal helfen." Als er dies sagte, blickte sie ihn an und sah, daß er gar so hübsch war und sie wußte, daß er auch gut war; ja, er sah sogar Wolf Königssohn dem Hinkenden etwas ähnlich; — aber er war es doch nicht. Und sie sagte: „Nein, ich hatte einmal einen Herzallerliebsten, aber den sehe ich wohl nimmermehr." Da that der junge Mann zuerst, als wollte er seiner Wege gehen; dann sagte er aber doch: „Nun, — ich will dir trotzdem helfen! —

Was gab dir denn die Hexe zu essen?" — „Einen Kalbsfuß," antwortete sie, „und hier ist er." Bei diesen Worten zog sie ihn aus ihrer Brust hervor. Der junge Mann nahm diesen Kalbsfuß und berührte ihn mit seinem Stock und sagte zu ihm: „Jetzt laufe nach Heckenfeld und hole den Brautschmuck her; sei aber sogleich wieder da!"

Da rannte der Kalbsfuß nach Heckenfeld, daß der Staub hinter ihm aufwirbelte und war im Augenblick zurück mit dem Brautschmuck, der wiederum in die Schachtel gesteckt wurde. Jetzt beeilte sich die Prinzessin, an den Hof der Hexe zu kommen und überbrachte ihr, was sie geholt und hatte sich sehr gehütet, die Schachtel noch einmal zu öffnen. „Du bist ein recht geschicktes, flinkes Mädchen," sagte da die Hexe. „Morgen werden wir Hochzeit halten und du darfst dir den ganzen Staat und die Pracht mit ansehen und bekommst auch die Erlaubniß, Fackeln vor den jungen Leuten tragen zu dürfen."

Tags darauf sollte Hochzeit gehalten werden. Die Tochter der Hexe war die Braut und der Bräutigam war kein andrer als derselbe, welcher Wolf Königssohn der Hinkende geheißen, den sie früher verwünscht und jetzt wieder in ihre Gewalt bekommen hatte. Jetzt war er ganz in seiner schönen mensch-

lichen Gestalt da und war wie ein Prinz gekleidet. Da erkannte ihn seine eigene Gemahlin, die mit einer Fackel in jeder Hand an der Thüre des Hochzeitssaales stand, nur allzugut. Die Hexe hatte sie hier zu diesem Zwecke aufgestellt und die Prinzessin konnte weder Hand noch Fuß rühren, denn da hatte der Zauber Macht über sie. Die Fackeln brannten tiefer und tiefer herunter und sie spürte schon die Hitze in ihren beiden Händen, aber sie konnte sich nicht rühren. — Jetzt war die Tafel vorbei und die beiden jungen Leute sollten in die Brautkammer geführt werden. Die Hexe ging voraus und kam zuerst durch die Thüre, an der die Prinzessin stand. „Ich verbrenne mir ja die Hände!" klagte ihr die Prinzessin. „Verbrenne nur, Licht, mitsamt dem Leuchter!" sagte die Hexe und wollte weiter gehen. Da kam das Brautpaar hinter ihr und die Prinzessin rief: „Hilf mir jetzt, mein Herzallerliebster!" Da sprang der Bräutigam zu ihr hin, riß ihr die zwei Lichtstumpen aus den Händen und reichte den einen der Hexe und den andern der Braut, und die standen darauf wie Säulen, eine auf jeder Seite bei der Thüre. Und die Lichter verbrannten und die Hexe mit ihrer Tochter verbrannte und das ganze Schloß verbrannte zu lauter Asche.

Aber da waren Wolf Königssohn und seine wirkliche und rechte Braut schon längst weit fort. Wo früher der Glasberg war, fanden sie jetzt eine grüne Wiesenflur und sie gingen zu den Schwestern des Prinzen und holten ihre Kinder, dann zogen sie zu den Eltern der Prinzessin und da blieben sie eine Weile. Zuletzt aber kehrten sie wieder in ihr eigenes Land, das die Hexe so lange verwünscht hatte, zurück. Und da lebten sie viele lange Jahre glücklich miteinander.

Die Zwillingsbrüder.

Draußen am offenen Meeresstrand lag ein kleines Anwesen, in dem ein paar einzelne Leute wohnten. Sie waren schon bei Jahren und hatten keine Kinder. Es ging ihnen nicht besonders gut; die Erde war mager und trug nur wenig Frucht, sie waren daher hauptsächlich auf den Ertrag der Fischerei angewiesen und der Mann pflegte immer dazu auszufahren, wenn das Wetter zum Fischen günstig war. Aber da geschah es, daß einmal ein ganzes Jahr kein einziger Tag dazu günstig war. Es war beständig Sturm und Landwind, so daß kein Mensch ins Meer hinaus und fischen konnte, bis zum Pfingstmorgen, an dem sich endlich der Wind drehte und das Wetter so umschlug, daß es ein rechtes Fischwetter war.

Da wollte der Mann auch aufs Meer hinaus. Die Frau stimmte aber nicht dafür und sagte, es bringe kein Glück an einem so hohen Feiertag zu fischen oder sonst etwas zu arbeiten. Aber der Mann erwiderte ihr, daß es ihnen so knapp ginge, daß man die günstigste Gelegenheit beim Schopf fassen müsse, wenn sie sich darböte; es sei nun das ganze Jahr hindurch kein solches Fischwetter gewesen wie heute. Und er ruderte hinaus mit Netz, mit Ruthe und mit Angel.

Aber wie er auch fischte und wie immer er sich anstellen mochte, er konnte rein gar nichts fangen, bis endlich hoch am Tage, da zog er einen einzigen Fisch heraus, aber das war ein so ungewöhnlicher, großer und häßlicher, wie er früher noch nie einen ähnlichen gesehen hatte. Er wußte nicht, was er mit dem anfangen sollte, deshalb warf er ihn wieder ins Meer zurück. Er fischte wieder weiter und konnte vor einer Stunde abermals nichts fangen und da zog er den häßlichen Fisch zum zweitenmal heraus, aber auch jetzt warf er ihn eiligst ins Meer zurück. Er fischte weiter und fing wieder nichts, bis er endlich zum drittenmal den ungewöhnlichen, großen und häßlichen Fisch herauszog. Im Boot löste er ihn von der Angelschnur, um ihn wieder zurück zu werfen und wollte es dann für

diesmal mit der Fischerei gut sein lassen. Seine Frau hatte also wohl damit recht gehabt, daß man an einem so hochheiligen Tag mit der Arbeit kein Glück haben könne.

Aber da begann der Fisch noch im selben Augenblick zu reden und sagte: „Du darfst mich nicht so sehr mißachten, denn ich bin besser als du glaubst; nimm mich nur mit nach Hause, du kannst viel aus mir herausschlagen!" — „Wie so denn?" fragte der Mann. „Ja, gieb nur wohl acht," sagte der Fisch. „Wenn du nach Hause kommst, mußt du mich aufschneiden. Alle Eingeweide nimmst du und wirfst sie auf den Misthaufen. Darauf schabe meine Schuppen ab und gieb genau Obacht darauf, daß keine verloren geht. Dann schneide mir den Kopf ab und begrabe ihn unter einem Rinnstein bei deinem Hause. Das Rückenstück mußt du kochen und deiner Frau zu essen geben, du selbst aber darfst nichts davon anrühren und neun Monate darauf wirst du von ihr zwei Söhne bekommen.

Was von meinem Körper noch übrig bleibt, mußt du so lange aufheben, bis deine Knaben sieben Jahre alt sind, dann schneidest du ihn in drei Theile und giebst das Bauchstück deiner jungen Stute, die noch kein Füllen gehabt hat, das Nabelstück der jungen

Hündin und den Schwanz lege auf den hohen Baum bei deinem Hause, indem sich ein Sperbernest befindet. Dann wird deine Stute zwei Füllen, deine Hündin zwei Hündchen und der Sperber zwei Junge bekommen, die du alle behalten, zu dir nehmen und aufziehen mußt.

Wenn dann deine Knaben fünfzehn Jahre alt sind, grabe unter dem Rinnstein nach, wo du meinen Kopf hingelegt hast und du wirst finden, daß aus meinen Kieferbeinen zwei Schwerter und aus den Ohrenbeinen zwei Messer geworden sind. Ein Schwert und ein Messer mußt du dann jedem deiner Söhne geben und ebenso jedem ein Pferd, einen Hund und einen Sperber, die du ja paarweise aufgezogen hast und die Schuppen, die du aufheben mußtest, sind bis dahin zu Goldgeld geworden, das du deinen Söhnen zu gleichen Theilen geben sollst. So sind sie dann gut ausgerüstet: denn die Thiere werden ihnen von großem Nutzen sein; die Schwerter haben die Eigenschaft, daß alles fallen muß, was mit ihnen gehauen wird und an den Messern wird man immer sehen können, ob dem Eigenthümer ein Unglück oder eine Lebensgefahr drohe, weil sie dann rostig werden, während sie sonst immer blank sein müssen.

Du selbst sollst von diesem Tag an keinen Mangel

und keine Noth mehr leiden und auch nicht mehr nöthig haben, auf den Fischfang auszufahren, weil deine Erde so viel Früchte tragen wird, daß du ein wohlhabender Mann davon werden kannst und die Mittel haben wirst, zuerst die Knaben und dann die Thiere auf das beste und sorgfältigste zu erziehen. Merke dir nur alles recht gut, was ich dir gesagt habe und befolge es in jeder Weise ganz genau! Sonst würde es dir schrecklich schlecht gehen!"

Weiter sprach der Fisch nichts und war zu gleicher Zeit auch schon todt. Aber der Mann beeilte sich, mit seinem Boote heimwärts zu fahren und sobald er ans Land gekommen war, ging er in sein Haus und machte alles bis ins kleinste genau so, wie es der Fisch gesagt hatte. Er schnitt ihn auf, warf die Eingeweide auf seinen Misthaufen, schabte alle Schuppen von ihm ab und hob sie auf, schnitt ihm den Kopf ab und grub ihn unter dem Rinnstein ein und kochte das Rückenstück und gab es seiner Frau zu essen. Was von dem Fisch noch übrig blieb, legte er in Salz und hob es auf.

Neun Monate darauf gebar die Frau zwei Knaben; diese wuchsen schnell und gediehen so vortrefflich, daß sie die rascheften und stärksten, flinksten und hübschesten Buben waren, die man nur sehen konnte; ihre Haare glänzten wie lichtes Gold und sie waren einander so

ähnlich wie zwei Wassertropfen. Sie waren allezeit beisammen, wenn sie lernten und wenn sie spielten und liebten sich gegenseitig so sehr, daß sie nie auch nur den geringsten Streit mit einander hatten und daß ihre Eltern, welche wirklich nachderhand recht wohlhabende Leute geworden waren, nichts andres als Freude an ihnen erlebten.

Als die Knaben sieben Jahre alt waren, erinnerte sich der Mann wieder, was der Fisch befohlen; er nahm das Hintertheil desselben, was er aufgehoben hatte, und zerschnitt es in drei Stücke. Das Bauchstück gab er seiner jungen, schwarzen Stute, das Nabelstück seiner jungen, gelben Hündin und das Schwanzstück hängte er auf den großen Baum vor dem Hofe, in dem sich ein Sperbernest befand; und die Sperbermutter kam auch sogleich darnach heruntergeflogen und trug den Fischschwanz ins Nest hinauf. Die junge, schwarze Stute warf zur rechten Zeit zwei wunderschöne schwarze Hengstfüllen und die große gelbe Hündin bekam zwei hübsche junge Hunde und zwar Männchen, und bald befanden sich auch zwei junge Sperber im Nest oben, welche der Mann fing, zähmte und abrichtete, weil man in alten Zeiten abgerichtete Sperber zur Vogeljagd gebrauchte. Und die beiden Füllen, die beiden Hündchen und die zwei jungen Sperber glichen sich

paarweise so einander, daß man keins vom andern unterscheiden konnte.

Als die beiden Knaben ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatten, ging der Mann hinaus und grub unter dem Rinnstein nach und fand darunter richtig zwei blanke Schwerter und zwei scharfe Messer. Und als er bei den Schuppen, welche er aufgehoben hatte, nachsah, war lauter funkelndes Goldgeld daraus geworden. Dies vertheilte der Mann in zwei gleichen Theilen zwischen die Brüder und gab ihnen jedem ein Schwert und ein Messer und erklärte ihnen zugleich, welche guten Eigenschaften diese Waffen hatten. Weiter gab er jedem ein Pferd, einen Hund und einen Sperber; diese Thiere glichen ebenso eins dem andern, wie die beiden Knaben selbst. Zaum, Sattel und gute Kleider gab er ebenfalls jedem von gleicher Art und sagte, daß sie nun mündig und ihre eigenen Herren sein müßten und thun könnten, was sie wollten; entweder zu Hause bleiben oder in die Welt hinaus ziehen, um ihr Glück zu versuchen.

Und beide wollten in die weite Welt hinaus ziehen und zwar sogleich. Beide brannten vor Begierde, hinauszukommen, sich draußen umzuschauen und ihren Muth und ihre Männlichkeit zu erproben. Da sagten sie „Lebewohl“ zu Vater und Mutter, gürteten die

Schwerter um die Lenden und steckten das Messer in den Gürtel. Jeder setzte sich dann auf sein Pferd; das lange Haar fiel über die Schultern und glänzte wie lauteres Gold. Jeder hatte seinen Sperber auf dem Arm sitzen, ihre großen gelben Hunde sprangen vor ihnen her und so ritten sie zusammen in die weite Welt hinaus.

Einige Tage zogen sie miteinander und wo sie vorbei kamen, mußte alles stehen bleiben und die zwei jungen Ritter und ihre Thiere betrachten, weil sie so hübsch waren und einander so ähnlich sahen und besonders das letztere war es, was überall die Neugierde der Leute erweckte. Dies wurde den beiden Jünglingen auf die Dauer langweilig; aber am langweiligsten und unangenehmsten war ihnen das, daß ihnen nichts in den Weg kam, woran sie ihren Muth und ihre Kraft hätten beweisen können. Als sie daher im Walde an eine Stelle kamen, an der sich der Weg theilte, kamen sie miteinander überein, nicht mehr beständig zusammen zu reiten, sondern einzeln ihrer Wege zu ziehen. Bevor sie sich jedoch trennten, zogen sie ihre Messer heraus und steckten sie in einen Lindenbaum, der gerade hier stand und verabredeten miteinander, daß sie jedes Jahr zu diesem Baum kommen wollten, um nachzusehen ob, keines derselben rostig

geworden sei, damit der eine wissen könnte, ob der andere in Gefahr wäre. Dann sagten sie einander zärtlichst „Lebewohl", und derjenige von den Zwillingen, der zuerst zur Welt gekommen und also der ältere war, sagte: „Ich reite jetzt zur Rechten und du zur Linken." Und so ritt jeder seinen eigenen Weg weiter und die Thiere kannten ihre Herren und jedes blieb bei dem seinigen.

Folgen wir nun dem älteren Bruder. Er ritt von einer Stadt zur andern und zog von Land zu Land, bis er eines Abends spät in eine Königsstadt kam und dort in eine Herberge ging. Diese lag dem königlichen Schloß gerade gegenüber und als der junge Ritter am andern Morgen aufstand und zum Fenster hinausblickte, sah er das Schloß und auch das, daß es von oben bis unten ganz schwarz verhängt war. Da rief er den Wirth und fragte, was dies bedeuten solle. „Ach Herr!" antwortete da der Wirth, „Ihr müßt aus weiter Fremde kommen, daß ihr nichts von der großen Trauer wißt, die hier wegen des Königs einziger Tochter herrscht. Der König mußte nämlich die liebliche, sechszehnjährige Prinzessin einem greulichen Seeungeheuer versprechen, welches sonst das ganze Land verheert und verwüstet hätte. Und heute ist gerade der Tag, an dem er sie bekommen

soll. In einer Stunde fährt man mit ihr zum Strand hinaus und deshalb ist sowohl das Schloß als die ganze Stadt schwarz verhängt und alle Leute trauern und weinen um die liebliche junge Prinzessin. Der König versprach auch, derjenige, der sie vor dem Ungeheuer retten könne, solle sie zur Frau bekommen und nach seinem Tode das ganze Reich erben, denn er hatte keine andern Kinder als die Prinzessin. Es ist auch ein Hofmann, welcher Ritter Roth heißt, da, der allerdings gesagt hat, daß er sie entweder retten oder sein Leben für sie lassen wolle. Aber es ist kein Mensch da, der auf diesen Ritter vertrauen möchte. Und so wird das Seeungeheuer die Prinzessin doch bekommen müssen und behalten dürfen."

Es währte auch nur eine Stunde, da fuhr ein geschlossener Wagen zur Schloßpforte heraus, der ganz schwarz überzogen war und von sechs schwarzen Pferden gezogen wurde und der Kutscher, sowie alle Diener waren schwarz gekleidet. Der Wagen fuhr dem Strande zu und in demselben saß die Prinzessin schneeweiß gekleidet; und an der Seite des Wagens ritt der Ritter Roth in Panzer und Harnisch, mit Helm und Schild und Schwert und Spieß. Und überall, wo der Wagen vorbeifuhr, standen die Leute auf den Gassen und weinten und jammerten, denn niemand

glaubte, daß Ritter Roth der armen Prinzessin würde helfen können.

Man fuhr mit ihr zur Stadt hinaus durch einen großen Wald und hinunter zum Ufer am Waldesabhang, denn das war die Stelle, welche das Ungeheuer bestimmte. Und sobald die Diener die Prinzessin hier aus dem Wagen herausgehoben hatten, hieb der Kutscher in die Pferde und fuhr mit den Dienern allen davon, was nur das Zeug halten konnte. Sie fürchteten sich alle schrecklich davor, daß das Seeungeheuer hinter ihnen drein kommen möchte. Und sobald sie fort waren, beeilte sich auch der Ritter Roth, der so furchtsam wie ein Hase war, aus der Nähe der Prinzessin zu kommen und ritt schleunigst in den Wald hinein. Dort band er sein Pferd an einen Baum, auf den er dann selbst hinaufkletterte um zu sehen, wie das Seeungeheuer kommen und die Prinzessin nehmen werde. Denn er dachte sich, wenn das Ungeheuer die Prinzessin genommen habe, könne er zurück reiten und erzählen, wie männlich er für sie gekämpft und gestritten habe; es war ja niemand da, der Zeuge gewesen wäre und ihn hätte widerlegen können. Und für seinen guten Willen und den bewiesenen Mannesmuth mußte er natürlicherweise in der Gunst des Volkes und des Königs steigen, so

daß er nach dessen Tod die meiste Aussicht hätte, der Erbe seines Reiches zu werden.

Der junge Ritter sah von seinem Fenster aus die Ausfahrt der Prinzessin. Und kurze Zeit darauf setzte er sich auf seinen schwarzen Hengst und ritt hinaus mit seinem Sperber, seinem Hund und seinem guten Schwert. Er nahm zwar einen andern Weg aus der Stadt, kam aber auf seinem Umweg bald zu der Straße hin, die zum Strande hinunter führte. Nun gings in sausendem Galopp und bald näherte er sich der Prinzessin, die allein unter dem grünen Abhang saß und auf das Kommen des Seeungeheuers wartete. Er sprang vom Pferd, ging hin und grüßte sie und that, als ob er gar nicht wüßte, warum sie hier sei und fragte sie, warum sie so dasitze und weine und so betrübt sei. Sie erzählte ihm alles im Zusammenhange und fügte zum Schlusse noch bei: „Und Ritter Roth, der versprochen hatte, mich zu retten, wenn er könnte, hat sich ebenfalls aus dem Staube gemacht und — und — da kommt das Ungeheuer schon!“ schrie sie und fiel bei diesen Worten in Ohnmacht.

Im selben Augenblick hörte man ein Sausen und Brausen vom Meere her kommen und eine ungeheuer große dunkle Woge wälzte sich weiß schäumend gegen

das Land und in derselben befand sich das Seeungeheuer, es hatte nicht weniger als neun Köpfe und die brüllten alle zu gleicher Zeit: „Wer ist da bei meiner Liebsten?“ — „Sie ist mein und nicht dein!“ antwortete der junge Ritter und saß im selben Moment auch schon im Sattel. „Da wollen wir laufen und raufen drum!“ brüllte das Ungeheuer. „Ja, da wollen wir reiten und streiten drum!“ antwortete der Ritter. Er zog sein Schwert und rief: „Steht mir bei in dieser Stund', Sperber, Pferd und du, mein Hund!“ und stürzte sich mit diesen auf das Ungeheuer. Der Sperber hackte ihm in die Augen, der Hund biß ihn in den Hals und das Pferd biß und schlug um sich, so sehr es nur konnte, während der Ritter auf drei Hiebe dem Ungeheuer drei Köpfe vom Rumpfe trennte, die der Hund ans Land trug.

„Warte bis morgen! ich muß ein wenig nach Hause, um neue Kräfte zu sammeln!“ heulte das Ungeheuer und fuhr mit seinen sechs Köpfen wieder in die Tiefe hinunter und der Schaum der Wellen färbte sich roth, so heftig blutete es. Aber der Jüngling riß den drei abgehauenen Köpfen die Mäuler auf und schnitt die Zungen heraus, hüllte diese in das Taschentuch der Prinzessin und nahm sie mit sich. Darauf trocknete er sein Schwert im Grase, setzte sich auf

sein gutes Roß und ritt mit Hund und Sperber denselben Weg, den er gekommen war, wieder zurück und zu einem andern Stadtthore hinein, als demjenigen, das nach dem Meeresufer führte und vor dem alles Volk versammelt war. Und so kam er ungesehen in seine Herberge zurück.

So lange der Kampf währte, lag die Prinzessin in Ohnmacht und Ritter Roth saß oben auf dem Baume und zitterte und bebte. Er sah wohl das Ungeheuer kommen, doch den Platz, an dem der Kampf stattfand, konnte er nicht sehen; er hörte nur das Sausen und Brausen, das Wiehern und Brüllen, das Heulen und Tosen und Schreien und Rufen. Er hörte auch des Ungeheuers Abschiedsworte wegen der Fortsetzung des Kampfes zur gleichen Zeit des nächsten Tages. Dann sah er, wie das Seeungeheuer sich ins Meer zurückstürzte und blutend in die Tiefe fuhr, daß sich der Schaum der Wellen hinter ihm roth färbte. Da stieg er eilig vom Baume herunter und ging zur Prinzessin, bespritzte sie mit Wasser, bis er es dahin brachte, daß sie wieder zu sich kam. Dann sagte er zu ihr, daß er mit dem Ungeheuer gekämpft und ihm die drei Köpfe abgehauen habe. Die Prinzessin sagte aber „Nein“, so sei es nicht gewesen, es wäre kurz zuvor ein anderer Ritter zu ihr gekommen und der war nach ihrer

festen Ueberzeugung derjenige, der mit dem Ungeheuer gekämpft hatte. Aber da sagte der Ritter Roth darauf, wenn sie ihm nicht versprechen und beschwören wolle, daß sie alles, was er sagte, bestätigen werde, so wolle er sie sogleich umbringen. Da blieb ihr denn nichts anderes übrig als zu versprechen, was er von ihr verlangte.

Und er setzte sie dann vor sich auf sein Roß und band diesem einen Kopf des Ungeheuers an den Schweif und zwei an die Mähne und so ritt er in die Stadt und in die Gassen und alles Volk war wie verrückt vor Freude und jubelte und rief ihm und der Prinzessin Hurrah's entgegen und folgte ihm bis zum Schlosse, aus dem der König herauskam und ihnen entgegenschritt. Und da erzählte der Ritter Roth ein Langes und ein Breites davon, wie er mit dem Ungeheuer gekämpft und ihm die Köpfe abgehauen habe. Aber das Ungeheuer käme morgen wieder und deswegen müsse die Prinzessin noch einmal zum Strande hinaus. Aber er wolle ihr dann schon das Leben sicher retten. Die Prinzessin sprach nichts dagegen und sagte nur, was wirklich wahr war, daß sie in Ohnmacht gelegen habe, so lange der Streit währte. Von einem andern Ritter aber sagte sie nichts, denn das durfte sie nicht, des Eides wegen, den sie ablegen mußte.

Ritter Roth dachte sich im stillen, daß der verwegene Kämpe, wer es nun auch sein mochte, wohl auch morgen sein Leben aufs Spiel setzen könne. Gelingt es ihm dann, das Ungeheuer ganz umzubringen, um so besser: denn dann war dem Ritter Roth die Prinzessin und das Königreich sicher. Sollte aber das Seeungeheuer den Sieg davontragen und die Prinzessin fortschleppen, so hatte er doch immerhin wegen seiner bewiesenen Tapferkeit die schönste Aussicht auf den Thron. — Vor allem aber müsse man sein eigenes Leben hüten und beschützen, meinte er.

Am nächsten Vormittag mußte die Prinzessin wieder zum Strande hinausgefahren werden; aber jetzt hofften alle schon das Beste für sie und vertrauten auf den Ritter Roth, welcher sich gestern so brav gehalten hatte. Und an diesem Tag fuhr man sie in einem Silberwagen mit sechs Grauschimmeln bespannt hinaus und der Kutscher und alle Diener waren grau gekleidet. Sie selbst hatte, wie am vorigen Tag, ein schneeweißes Kleid an. Und an der Seite des Wagens ritt ebenso Ritter Roth in Harnisch und Panzer, Helm und Schild und Schwert und Spieß. Und alle Bewohner der Stadt waren auf den Gassen; aber sie weinten und jammerten nicht mehr, sondern riefen

für die Prinzessin Hoch und Hoch für den Ritter Roth, dem sie viel Glück auf den Weg wünschten.

Als der Zug wieder am gestrigen Platz angelangt war, fuhr der Wagen abermals fort, aber es wurde bestimmt, daß er in der Nähe im Innern des Waldes warten solle. Da aber der Kuttscher und die Diener sich noch immer schrecklich fürchteten, fuhren sie gleich bis zum andern Waldende. Und sobald sie fort waren, machte sich auch Ritter Roth aus dem Staube: — um sich in den Hinterhalt zu legen — wie er sagte. Er beeilte sich, zu seinem Schlupfwinkel zu kommen, wo er sein Pferd anband und auf den Baum hinaufkletterte.

Als der junge Ritter die Prinzessin hinaus fahren gesehen hatte, schwang er sich aufs Pferd und war im Nu auf demselben Weg, den er gestern genommen, am Strande unter dem Waldabhang angelangt und fand da die Prinzessin wieder allein sitzend. Er sprang vom Pferd, ging zu ihr hin und sprach mit ihr. Als sie ihn erblickte, wurde sie ungemein froh und war nun vollständig überzeugt, daß nur er und nicht der Ritter Roth es gewesen sein könnte, welcher gestern mit dem Seeungeheuer gekämpft hatte. Sie schämte sich in ihr Herz hinein, daß sie sich von dem Ritter Roth zwingen ließ, diesen Jüngling und seine Heldenthat zu verschweigen und zu verleugnen. Nur das konnte sie

nicht begreifen, warum er sie im Stich und in Ritter Roth's Gewalt gelassen habe.

Sie konnten nicht viel mit einander sprechen, als sie schon wieder wie gestern das Sausen und Brausen vernahmen, während sich eine große, dunkle Woge mit weißem Schaume gegen das Land wälzte, aus der man ein rasendes Gebrüll aus vielen Kehlen hörte: „Wer ist bei meiner Liebsten?" Es war das Seeungeheuer, das wieder gut zu Kräften gekommen war seit gestern, denn es waren ihm drei neue Köpfe für die tags zuvor verlorenen gewachsen. Aber der Jüngling antwortete unverzagt: „Sie ist mein und nicht dein," und saß im selben Augenblick auch schon im Sattel. „Da wollen wir laufen und raufen drum!" brüllte das Ungeheuer. „Ja, da wollen wir reiten und streiten drum," antwortete der Ritter und hatte dabei schon sein Schwert aus der Scheide gezogen. „Steht mir bei in dieser Stund', Sperber, Pferd und du, mein Hund!" rief er und drang auf das Ungeheuer ein und traf mit diesem gerade hart an der Grenze des Wassers und des Landes zusammen. Und nun ging es allen Ernstes los; der Sperber hackte, der Hund biß und der Ritter schlug dem Ungeheuer Hieb auf Hieb sechs Köpfe ab, die weit ins Meer hineinflogen und die der Hund alle ans Land schleppte.

Da hatte das Ungeheuer genug für heute, aber es wollte sich doch noch nicht für verloren geben. „Ja — warte nur bis morgen! Ich muß heim, um neue Kräfte zu sammeln!" heulte es und fuhr wieder in die Tiefe hinunter und blutrother Schaum stand dann auf den Wellen hinter ihm.

Der Jüngling schnitt den sechs Köpfen die Zungen heraus und legte sie zu den dreien, die er schon in dem Taschentuch der Prinzessin aufbewahrt hatte, dann trocknete er sein Schwert im Grase ab, pfiff seinem Sperber und seinem Hund und wandte sich dem Pferd zu. Aber heute war die Prinzessin nicht in Ohnmacht gefallen, sondern hatte ihre Augen gut offen gehalten und dem furchtbaren Kampf vom Anfang bis zum Ende zugesehen und ehe der Ritter wieder aufs Pferd kommen konnte, war sie bei ihm, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und dankte ihm mit Thränen in den hübschen Augen. Der Jüngling küßte sie wieder; dann aber sprang er auf sein Pferd, winkte ihr mit der Hand noch ein „Lebewohl" zu und war ihr bald mit Hund und Sperber aus dem Gesichtskreis verschwunden und ebenso, wie am vorhergehenden Tag, kam er ungesehen in seine Herberge zurück.

Als Ritter Roth gesehen, daß sich das Ungeheuer mit der Drohung, am nächsten Tag wieder zu kommen,

zurück in die Tiefe geflüchtet hatte, kletterte er von dem Baum herunter und kam aus seinem Versteck hervor. Er ging gleich zur Prinzessin hin, setzte ihr das Messer an die Brust und fragte: „Willst du alles von mir verschweigen und nur meine Worte bestätigen oder willst du noch in dieser Stunde dein Leben lassen?" Da blieb ihr ja nichts andres übrig, als ihm zu versprechen, zu thun, was er verlange. Aber sie baute auch fest darauf, daß der junge Ritter morgen schon wieder kommen und dann die Wahrheit endlich doch noch an den Tag bringen würde. Dann sammelte Ritter Roth die abgehauenen Köpfe zusammen und ritt geschwinde durch den Wald und holte den silbernen Wagen, in welchen die Prinzessin gesetzt wurde; darauf hielten sie ihren Einzug in der Stadt.

Die sechs Köpfe wurden alle am Bock des Wagens befestigt, drei auf jeder Seite und Ritter Roth ritt voran in Panzer und Harnisch und blähte sich auf und brüstete sich aufs beste, während ihm Schaaren von Volk zum Schlosse folgten, wo ihm der König entgegenkam, sowohl seine Tochter als den Ritter küßte und vor Freuden weinte. Er bekam allerdings zu hören, daß man noch ein drittesmal hinausziehen müsse. Nachdem sich aber Ritter Roth schon die zwei Tage so tüchtig gehalten, ohne daß man an ihm

Spuren des Kampfes oder Sieges bemerken konnte, außer daß er seine Nase jetzt noch höher trug, als er es früher gethan hatte, so zweifelte weder der König noch irgend ein anderer Mensch daran, daß es ihm auch beim dritten- und letztenmal gelingen werde, die Prinzessin zu retten und dann ihr Bräutigam und des Reiches Erbe zu werden. Die ganze schwarze Umhüllung des Schlosses und der übrigen Häuser in der Stadt wurde am selben Abend noch heruntergerissen und überall war Jubel, Fest und Freude, im Schlosse sowohl als auch in der ganzen Stadt.

Am nächsten Vormittag fuhr die Prinzessin wieder aus der Stadt hinaus. Aber jetzt war es kein Trauerzug mehr, es glich vielmehr einem Siegeszug. Sie fuhr in einem goldenen Wagen mit sechs scharlachbedeckten Pferden bespannt; und Vorreiter waren auch da, die ebenso wie die Kutscher und Diener in rothe Scharlachlivree mit goldenen Tressen vorn und hinten gekleidet waren. Die Prinzessin war aber wieder weiß, wie an den vorigen Tagen. Sie wollte keine andere Farbe. Und das Volk jubelte und rief Hoch für die Prinzessin und Hoch für den Ritter Roth, dem es viel Glück auf den Weg wünschte.

Es ging nun alles wieder gerade so wie gestern; nachdem sie die Prinzessin an dem bewußten Platze

am Strande aussteigen ließen, fuhr der Kutscher mit Dienern und Vorreitern wieder davon, ein gutes Stück in den Wald hinein, aber doch nicht so weit vom Strande weg, als tags zuvor. Ritter Roth blieb bei seiner Politik: — er wußte wohl, daß er der Prinzessin jetzt keinen Bären mehr aufbinden konnte, er sagte blos, daß er gut auf sie aufpassen wolle und das that er auch auf seine Weise, denn er beeilte sich in sein altes Versteck und auf den Baum hinaufzukommen.

„Sollte es nun heute wieder gut gehen," sagte der Ritter Roth zu sich selbst, „und der fremde Kämpe auch zum drittenmal den Sieg davontragen, so sage ich doch, daß er erst dazugekommen sei, nachdem ich das Ungeheuer schon erschlagen hatte. Und das wird mir sowohl der König als alle andern glauben. Und sollte auch die Prinzessin sagen wollen, daß er und nicht ich es gewesen sei, welcher an allen drei Tagen gekämpft und gesiegt habe, so können ihre Worte bei niemandem Glauben finden, denn dann hätte sie ja die beiden vorhergehenden Tage gelogen, als sie meine Worte, daß ich es gewesen sei, der das Ungeheuer überwältigt, bestätigte. Man würde ihre heutige Aussage dadurch erklären, daß sie in den Fremden entweder verliebt oder von ihm verhext sein müsse, weil sie ihn so hintenher zu Ehren bringen wolle. —

Daraufhin wird der fremde Ritter wohl gehenkt oder verbrannt werden. — Wenn aber das Ungeheuer und der Ritter sich heute gegenseitig umbringen und die Prinzessin dabei gerettet wird, so ist mir der ganze Lohn für ihre Rettung gewiß. Und sollte das Ungeheuer den Fremden überwinden und die Prinzessin davonschleppen, so bin ich doch der einzige, der etwas davon erzählen kann, also bin ich auch der einzige mögliche Erbe des Reiches!"

Während Ritter Roth so zu sich sprach, war der fremde Jüngling auf dem gleichen Umweg wie sonst zur Prinzessin mit Sperber und Hund geritten gekommen. Aber heute konnte er ein wenig später daran, als sonst, oder es hatte sich das Ungeheuer mehr beeilt; denn im selben Augenblick, als er zum Strande, wo die Prinzessin unter dem Abhang saß, kam — die gleich aufgestanden war und ihm mit ihrem Schleier entgegenwinkte — wälzte sich auch schon die dunkle Woge sausend und brausend aus der Tiefe ans Land und mit ihr auch das Ungeheuer, das heute rasender als jemals war. Und es war gut zu Kräften gekommen, denn es hatte alle seine neun Köpfe wieder auf dem Rumpfe. Aber der Ritter stürzte darauf los und am Uferrand trafen sie zusammen; der Kampf war ein furchtbar hartnäckiger

und dauerte schrecklich lange, aber das Ende vom Lied war, daß unter des Ritters wuchtigen Schwertstreichen alle neun Köpfe fallen mußten. Nun war das Unthier todt und konnte sich nicht mehr flüchten; sein Körper blieb zur Speise für die Fische des Meeres, des Himmels Vögel und die wilden Thiere des Waldes am Uferrande liegen.

Sobald der Kampf zu Ende und der Sieg errungen war, kam die Prinzessin eiligst zu ihrem Retter hin gesprungen. Er war aber von der Anstrengung ganz müde und ermattet und sie führte ihn zu dem grünen Abhang hin und sein Kopf sank auf ihren Schoß und er fiel in einen tiefen Schlummer. Sein schwarzer Hengst ging ruhig auf der Wiese herum und graste, sein Sperber flog auf einen Baumgipfel hinauf, steckte den Kopf unter seine Flügel und schlief ebenfalls ein. Sein großer gelber Hund aber lief in den Wald hinein und legte sich gerade unter den Baum, auf den Ritter Roth geklettert war, in das weiche Moos.

Ritter Roth hatte zwar das Ungeheuer gesehen, wie es sausend und brausend daherkam, aber diejenige Stelle des Strandes, an der die Prinzessin saß, konnte er ja nicht sehen. Er hörte nur den entsetzlichen Lärm, das Brüllen und Wiehern, das Heulen und Tosen, das Zischen und Kreischen, denn es war ein schauder-

haftes Gekreische, das das Ungeheuer jedesmal von sich gab, so oft ihm ein Kopf abgeschlagen wurde. Zuletzt wurde es ganz stille; aber er sah das Ungeheuer nicht wieder in die Tiefe zurückfahren. Darum saß er zitternd und bebend auf seinem Äste, denn es konnte ja leicht möglich sein, daß das Ungeheuer den Ritter überwunden und nun gerade damit beschäftigt wäre, die Prinzessin aufzufressen. Und ebenso leicht konnte es dem Ungeheuer dann in den Sinn kommen, in den Wald hereinzukommen, um sich ihn zu holen. Er dachte just daran, sich leise vom Baume gleiten zu lassen und zu sehen, daß er sich heimlich fortschleichen könnte, da hörte er ein Brechen und Knistern in den Gebüschen und er glaubte schon, daß jetzt sein letztes Stündlein geschlagen habe, und er war nahe daran, gerade aus in die Luft hinaus zu schreien vor Angst, aber er ließ es doch lieber bleiben, duckte sich so klein zusammen als nur möglich und hielt den Athem an, während ihm kalter Schweiß aus allen Poren drang. Da sah er, was es war, das im Walde knisterte und knackte: — es war nicht das Ungeheuer, sondern ein großer, gelber Hund, der sich einen Weg durchs Gebüsche brach und gerade auf den Baum zukam und sich unter demselben niederlegte, auf dem der arme Ritter saß und zitterte. „Aha!“ dachte er sich, „das

ist einer von den Meerhunden des Ungeheuers! — aber er hat mich doch noch nicht entdeckt!“ Und er hielt sich jetzt mäuschenstille und schwitzte vor lauter Angst.

Inzwischen lag der junge Ritter schlafend und ließ sein Haupt auf dem Schoße der Prinzessin ruhen und sie konnte es nicht übers Herz bringen, ihn zu wecken, denn nach solch' einem harten Strauß konnte er wohl der Ruhe bedürfen. Aber sie nahm einen Goldring vom Finger und flocht ihm diesen in sein goldenes Haar und blieb dabei ruhig sitzen, während sie ihre Blicke auf dem schönen, jungen Manne ruhen ließ, bis er erwachte. Sie glaubte aber nichts anderes, als daß der junge Ritter sie jetzt heim ins Schloß führen und den Ritter Roth mit all' seinen Siegen zu Schanden machen werde. Aber sobald er die Augen aufschlug, sagte er sogleich zu ihr, daß er das nicht könnte. Er müsse auf der Stelle fort, um seinen Bruder aufzusuchen, denn es war gerade ein Jahr vorüber, seit sie sich trennten. Sie solle aber seine Braut sein und ein Jahr lang auf ihn warten, dann würde er wieder zurückkommen und alles aufklären.

Darauf schnitt er allen neun Köpfen die Zungen heraus und hob sie mit den andern neun, die er schon hatte, auf; er pfiff seinem Sperber und seinem Hund, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon.

Als der Hund fort und rings umher alles stille war, trocknete sich Ritter Roth den Schweiß von der Stirne und wagte endlich vom Baume herunterzuklettern und sich durch den Wald zu schleichen, bis er vom Abhang aus den Strand überschauen konnte. Da lag nun das Seeungeheuer auf dem Bauche, den Körper am Lande und die Füße im Wasser und alle seine neun Köpfe lagen am Ufer zerstreut um ihn her. Dann fiel ihm auch die Prinzessin in die Augen, sie war so frisch und lebendig, als man eben sein kann und noch dazu ganz allein. Wer es auch gewesen sein mochte, der mit dem Ungeheuer gekämpft und es umgebracht hatte — er war jetzt nicht mehr da. Nachdem sich Ritter Roth davon genügend überzeugt, kehrte sein Muth wieder zurück und er beeilte sich die Prinzessin wie an den vorhergehenden Tagen zu zwingen, ihm unverbrüchliches Stillschweigen zu geloben und zu bestätigen, wenn er sich für denjenigen ausgäbe, der das Ungeheuer getödtet und sie somit gerettet hätte. Und das that sie auch sogleich, denn, da der Rechte nun fort war, konnte es ihr ja doch gar nichts nützen, etwas anderes zu erzählen, als was Ritter Roth wollte. Und sie glaubte ja immer fest daran, daß der Rechte schon wiederkommen und dann alles ans Licht bringen werde.

Darauf holte Ritter Roth den goldenen Wagen samt dem Kutscher, den Dienern und Vorreitern, sammelte dann die neun Köpfe zusammen und ließ sie rings um den Wagen herumhängen. Die Prinzessin setzte sich in den Wagen hinein und Ritter Roth ritt, sich stolz aufblähend, an der Seite desselben und so zogen sie in die Stadt ein, in der man schon anfing ein wenig ängstlich zu werden, weil sie so lange ausblieben und alle Einwohner der Stadt waren am Stadtthore zusammengelaufen. Als aber der Aufzug kam und die Prinzessin unversehrt im Wagen saß und nach beiden Seiten freundlich nickend grüßte, war das Entzücken der Leute ohne Grenzen. Sie riefen Hoch und streuten sowohl der Prinzessin als dem Ritter Roth Blumen und er wurde vom Kopf bis zu den Füßen bekränzt. Nachdem sie ins Schloß gekommen waren und Ritter Roth die ganze Geschichte erzählt hatte von dem greulichen Seeungeheuer, das er jetzt umgebracht und damit sowohl die Prinzessin als auch das ganze Land gerettet hatte, wurde er noch am selben Abend mit der Prinzessin verlobt und als Erbprinz des Reiches ausgerufen. Und man trank auf das Wohl des Brautpaares und in Stadt und Land wurden Freudenfeuer angezündet im ganzen Königreich. Die Prinzessin fand sich in alles; sie stellte nur die eine Bedingung, daß

man mit der Hochzeit bis zum nächsten Jahrestag ihrer Rettung warte, und da es dem König recht war, so mußte sich auch Ritter Roth dreinfinden.

Der junge Ritter Drachentödter ritt währenddem mit seinem Sperber und Hund wieder zu dem Kreuzweg zurück, bei dem er sich vor Jahr und Tag von seinem jüngern Zwillingsbruder getrennt hatte. Er kam zur Linde hin und fand die beiden Messer und sah, daß seines Bruders Messer noch ebenso blank war wie sein eigenes; er war also am Leben und es ging ihm gut. Er sah auch, daß sein Bruder hier gewesen sein müsse, um nach dem Messer seines Bruders zu schauen; und das konnte noch nicht lange her sein, was er an dem Einschnitt in die Baumrinde unter dem Messer leicht bemerken konnte. Daher ritt er auf dem Weg, den sein Bruder damals, als sie sich trennten, eingeschlagen, weiter und kam von einer Stadt in die andere, von einem Land ins andere, aber nirgends konnte er etwas sehen oder hören von seinem Zwillingsbruder. So verging das ganze Jahr und er mußte sich eilen, um zur ausgemachten Zeit wieder in die Königsstadt zurückkommen zu können und er kam gerade am Jahrestage seines Sieges über das Ungeheuer.

Als er zum Thore hinein und durch die Gassen

ritt, sah er alle Häuser mit Teppichen und Kränzen festlich geschmückt und als er bei seiner alten Herberge gerade gegenüber von dem Schloß anlangte, fand er sie ebenso wie alle andern Häuser geschmückt und das Schloß sah aus, als wäre es mit rothem Scharlach und goldschimmernden Franzen und Quasten ganz überzogen.

Er ging in seine alte Herberge und bekam auch sein altes Zimmer wiederum und er fragte den Wirth, was denn heute in der Stadt los sei. „Nun habe ich viel Ritter und Lande gesehen," sagte er, „aber nirgends bin ich hingekommen, wo immer etwas so Wichtiges los gewesen wäre. Als ich vor einem Jahr zum letztenmal hier war, da waren alle Häuser schwarz verhängt und man mußte mit einem Seeungeheuer kämpfen. Heuer ist alles mit Roth, Gold und Blumen geschmückt. Was ist denn wieder los?" Der Wirth erzählte ihm dann ein langes und breites, was sich alles zugetragen, seit er zuletzt hier gewesen. Und heute hielt Ritter Roth endlich seine Hochzeit mit des Königs einziger Tochter, die er aus den Klauen des Ungeheuers gerettet hat.

„Da müssen wir ja eine Flasche Wein auf das Wohl des Brautpaares leeren!" sagte der fremde Ritter. Und der Wirth holte eine Flasche aus dem

Keller und schenkte dem Ritter und sich daraus ein. „Der Wein schmeckt mir nicht," sagte der Ritter, als er gekostet hatte, „an des Königs Tafel trinkt man heute wohl einen besseren!" — „Ja, das glaub' ich!" rief der Wirth aus; „wer nur auch davon trinken könnte!" — „Das soll uns bald möglich werden," antwortete der Ritter, pfiff seinem Sperber, der sich auf seine Schulter setzte; der Ritter flüsterte ihm dann etwas zu, worauf dieser zum Fenster hinaus und hinüber ins Schloß flog und gerade in den Rittersaal hinein, in welchem alle an der Brauttafel saßen. Dort setzte er sich auf der Prinzessin Schulter; sie erkannte ihn, den sie ja vor einem Jahr unten am Strand gesehen, sogleich wieder und schmeichelte und streichelte ihn. Aber plötzlich schnappte der Sperber nach der Weinkanne, die vor der Prinzessin stand und flog mit ihr zum Fenster hinaus und hinüber in die Herberge, wo der Ritter mit dem Wirthe saß. Da schenkte der Ritter für beide ein und sie tranken von des Königs eigenem Wein auf das Wohl des Brautpaares; und der Wirth mußte gestehen, daß er solch' einen guten Wein all seiner Lebtage noch nicht getrunken habe.

Und der starke Wein stieg ihm in den Kopf und er sagte: „Ach, hätten wir nur auch etwas von dem

Backwerk, das heute auf der Tafel des Königs steht! das müßte vortrefflich zu diesem Wein schmecken." — „Nun, das können wir ja bald haben," sagte der Ritter und er rief seinem Hund und flüsterte ihm etwas zu und der sprang gleich zur Thür hinaus und gerade ins Schloß hinüber. Die Wache wollte ihn sowohl vor dem Thore als vor den Treppen zurückhalten, ebenso wollten ihn die Lakaien und Kammerjunker in den Sälen aufhalten; aber er warf sowohl die Wachen als die Lakaien und Kammerjunker über den Haufen, als ob sie für ihn gar nicht da wären und lief geraden Weges in den Rittersaal hinein zur Brauttafel hin und legte seinen Kopf der Prinzessin auf den Schoß.

Da sprang der Bräutigam von seinem Sessel auf, als wäre er von einer Tarantel gestochen und rief: „Huh — da ist der Meerhund!" Aber die Prinzessin lachte ihn aus, streichelte den Hund, den sie recht gut wieder erkannte, und sagte: „Nennst du das einen Meerhund? — das ist doch ein ganz guter dänischer Hund. Und du wirst dich vor keinem Meerhund mehr fürchten, seit du das Seeungeheuer mit den neun Köpfen überwunden hast." Darüber wurde an der ganzen Tafel gelacht und Ritter Roth setzte sich wieder auf seinen Stuhl; aber er zitterte noch am

ganzen Körper vor dem Hund, denn auch er erkannte den Hund sogleich wieder, der sich ja damals unter denselben Baum, auf dem er gesessen, gelegt hatte. Plötzlich schnappte der Hund nach einem silbernen Korb mit Backwerk, der vor dem Brautpaare stand und sprang mit ihm zur Thüre hinaus, über die Treppe hinab und hinüber in die Herberge, wo sein Herr mit dem Wirthe trinkend saß.

Nun wußte die Prinzessin, daß ihr wahrer und echter Lebensretter in der Nähe war; aber es verging doch noch eine geraume Zeit, bis sie ihn zu sehen bekam. — Es war nun so eingerichtet, daß nach der Tafel am Nachmittag alle Unterthanen ins Schloß kommen durften, die nur wollten, um das Brautpaar zu begrüßen; und in einem Saal, durch welchen man gehen mußte, waren achtzehn Lanzenträger aufgepflanzt und jeder von ihnen trug auf seinem Spieß einen von den Köpfen des Ungeheuers, welche Ritter Roth am Strande aufgelesen hatte.

Nun ging der junge Ritter mit seinem Wirthe ins Schloß hinüber und als sie in den Saal kamen, in dem die Köpfe auf den Lanzen ausgestellt waren, ging der Ritter zu diesen hin und sperrte einem Kopf nach dem andern den Rachen auf und fragte ganz laut: „Aber wo sind denn ihre Zungen?“ Da wurden die

Leute darauf aufmerksam und alles lief hin und schaute nach — aber es waren keine Zungen zu sehen. Im selben Augenblick kam Ritter Roth dazu und sagte: „Es waren nie Zungen in den Köpfen, — denn Ungeheuer haben keine Zungen!“ „Dann ist es aber merkwürdig, daß die Zungenwurzeln darin stecken!“ rief der fremde Ritter aus, „und hier sind die Zungen, die gerade hineinpassen.“ Bei diesen Worten zog er das Taschentuch der Prinzessin hervor, in dem die Zungen eingehüllt lagen. „Und jetzt mag jeder selbst urtheilen,“ sagte er, „wer dem Ungeheuer die Köpfe abgeschlagen hat: entweder der, der ihnen die Zungen herausgeschnitten, oder der, welcher die Köpfe ohne Zungen dahergebracht und behauptet, daß sie nie welche gehabt hätten.“

Da entstand ein großer Alarm und alle Leute liefen zusammen und sahen staunend, wie genau jede Zunge in ihren Kopf paßte und schließlich kam auch der König mit seiner Tochter, der Braut, heraus. Und sobald diese den fremden Ritter erblickte, fiel sie ihm um den Hals und rief: „Hier ist der, der mein Leben gerettet und der alle drei Tage mit dem Ungeheuer gekämpft hat.“ Und dann erzählte sie haarklein, wie Ritter Roth sie jedesmal verlassen, sobald die Gefahr nahte und erst wieder kam, wenn sie vorüber war und

wie er ihr dann gedroht sie umzubringen, wenn sie nicht schweigen und seine Lügen bestätigen wolle. „Aber dieser fremde Ritter mit seinem Sperber, Pferd und Hund hat mit dem Ungeheuer gekämpft," sagte sie, „und es am dritten Tag getödtet. Und mein Taschentuch ist es, in dem die Zungen eingehüllt lagen, es steht mein Name mit der Krone verziert darauf. Und als er am dritten Tag dem Ungeheuer alle neun Köpfe abschlug, flocht ich dem Jüngling einen goldenen Ring in seine Locken — und hier ist er!" rief sie und zeigte dem König zugleich denselben in den Locken des Ritters.

Da war niemand mehr da, der noch an der Wahrheit ihrer Worte gezweifelt hätte, und Ritter Roth mußte selbst, wohl oder übel, alles eingestehen. Da ließ ihn der König sogleich in Ketten legen und schickte ein paar Diener mit ihm in den Wald hinaus, damit er ihnen den Baum zeige, auf dem er während des Kampfes mit dem Ungeheuer gesessen. Sie hatten aber den heimlichen Befehl erhalten, ihn auf demselben Baum sogleich aufzuhenken, was auch am Abend desselben Tages noch pünktlichst vollzogen wurde, so daß wir in dieser Geschichte nichts mehr von dem Ritter Roth hören werden.

Auf dem Schlosse aber wurde jetzt erst die wirkliche

Hochzeit gefeiert, denn der rechte Bräutigam war gekommen. Und der alte König, der des Regierens müde war, dankte nun ab und ließ den jungen Ritter als König des Landes ausrufen und ihm huldigen. Darüber herrschte überall die größte Freude und die jungen Eheleute waren glückselig mit einander. — Aber deswegen ist die Geschichte hier doch noch nicht aus.

Sogleich nach der Hochzeit reiste das königliche Paar fort aus dem Schloß und durch das ganze Land, von Stadt zu Stadt; denn der neu eingesetzte König mußte sich ja huldigen lassen und sein Land kennen lernen. Darüber verging eine lange Zeit, bis sie endlich wieder in ihre Hauptstadt zurückkehrten. Da geschah es gleich in der ersten Nacht, daß ein Hahn gerade vor dem Schlafkammerfenster des jungen Königspaares saß und in einem fort krähte, so daß beide kein Auge schließen konnten. Der junge König stand auf und jagte den Hahn ein übers andre mal fort; aber gleich darauf war er wieder da. Und so ging es die ganze Nacht in einer Tour. — Und in der nächsten Nacht war es gerade so: der Hahn saß wieder vor dem Fenster und krähte und wollte sich durchaus nicht fortjagen lassen. Und ebenso ging es in der dritten Nacht von neuem an: der Hahn krähte gerade vor dem Fenster lauter und ärger als alle vorhergehenden male.

Da sagte der junge König: „Das kann kein gewöhnlicher Hahn sein, da muß etwas anderes dahinter stecken. Vielleicht ist mein Bruder gar in Gefahr und läßt mich auf diese Weise rufen. Ich muß zu dem Hahn hinaus und sehen, wie das zusammenhängt." Damit sagte er zur Königin „Lebewohl", gürtete sein Schwert um, rief seinen Sperber und seinen Hund, setzte sich auf seinen schwarzen Hengst und ritt fort. Beständig hörte er den Hahn vor sich, der von Baum zu Baum flog und krähte und der König ritt ihm nach. Und so kam er durch den Wald, der gegen den Strand zu lag, er ritt darin herum, immer dem Hahn nach, bis er zum Strand hinaus kam und zwar an denselben Platz, an dem der Kampf mit dem Seeungeheuer stattgefunden. Aber er erkannte die Stelle nicht wieder und konnte auch vom Strande vor sich gar nichts sehen, obwohl es schon Morgendämmerung war, als er hinauskam, aber es lag allenthalben ein so dicker Nebel, daß man keinen Schritt weit sehen konnte und auch nicht wußte, ob man Land oder Wasser vor sich habe.

Sobald der König hier angelangt war, verschwand der Hahn und ließ sich nirgends mehr hören. Darum hielt er es für das Beste, zu sehen, wie er wieder heimkomme. Da hörte er in der Nähe ein kleines

Geräusch und er ritt dem Laute nach, bis er zu einem häßlichen alten Weibe kam, die einen Sack auf dem Rücken trug und mit ihrem Stock im Sande scharrte. Er fragte sie, wer sie wäre und was sie in solcher Morgenfrühe hier treibe. „Ach, ich bin ein armes, altes, verlassenes und kinderloses Weib," antwortete sie, „und ich gehe hier und suche ein wenig Beine zusammen; aber ich kann mich selbst kaum mehr schleppen, vielweniger noch meinen Sack. Und wenn du ein echter und rechter Ritter bist, so hilfst du einem alten Weibe und lässest mir meinen Sack von deinem Pferde zu meiner Wohnung tragen." — „Wo bist du denn zu Hause?" fragte der König. „O, gleich da in der Nähe," antwortete das Weib; „ich werde voraus gehen und dir den Weg zeigen, wenn du mir wirklich den Sack von deinem Pferde heimtragen lassen willst."

Da sprang der König von seinem Pferd herab und legte den Sack darauf, der nichts weniger als leicht zu heben war und übel nach all' den verfaulten Knochen, die darin waren, roch. Das Weib ging voraus und geraden Weges ins Meer hinein. Sie schlug mit ihrem Stock ins Wasser und murmelte: „*Vorn eine Brücke und hinten nichts*," und daher war beständig trockenes Land, aber auch nur da, wo sie, nämlich das Weib, der König, welcher sein Pferd am Zügel führte, und

der Hund, welcher ihm auf den Fersen folgte, gingen. Vorne und hinten und auf beiden Seiten war nur das tiefe Meer; aber der Nebel war so dicht, daß man die eigene Hand vor den Augen nicht sehen konnte und so folgten der König und die Thiere dem Weibe, ohne zu wissen, wo sie gingen und wohin der Weg führte.

Sie gingen immer weiter und kamen an kein Ziel. „Ihr habt aber weit nach Hause," sagte der König. „Ja, jetzt werden wir aber gleich da sein," antwortete das Weib. Und es währte wirklich nicht mehr allzulange, da kamen sie an einen großen Berg, der mitten im Meer draußen lag. Das Weib klopfte mit ihrem Stock auf denselben und er öffnete sich und da kamen alle in eine große, steinerne Stube hinein, in der mitten auf dem Boden ein ungeheuer großer Holzstoß brannte.

Der König legte den Sack nieder, sah sich um und sagte: „Das ist aber ein schreckliches Feuer da; bratet Ihr denn hier Menschen?" — „Ach nein, keine Spur!" antwortete das Weib; „aber so eine alte Haut, wie ich, kann schon ein bischen Wärme brauchen." Dann nahm sie ein Haar von ihrem Kopfe und sagte zu dem König: „O leg doch dieses Haar auf dein Pferd, dann wird es stille stehen bleiben. Es stampft mir ja sonst

den Fußboden entzwei.“ Der König erfüllte ihren Wunsch und das Pferd stand wirklich still; er hatte eben nicht gehört, wie das Weib dabei murmelte: „Festgeschmiedet an der Erden, soll das Haar zur Fessel werden!“ Darauf nahm sie noch ein Haar von ihrem Kopfe und bat den König: „O nimm das und leg es auf deinen Hund, er schaut mich so falsch an und da fürchte ich mich, daß er mich beißen könnte.“ Auch diese Bitte erfüllte ihr der König und der Hund legte sich sofort nieder und blieb ruhig liegen. Er hörte wieder nicht, daß sie dabei dieselben Worte wie vorher murmelte. Dann nahm sie noch ein drittes Haar von ihrem Kopfe und sagte zum König: „Geh, sei so gut und wirf dieses auf deinen Sperber, er fliegt sonst herum und erschreckt meine Küchlein.“ Der König that es und sie murmelte ihren Spruch und der Sperber blieb ruhig sitzen. Dann sagte sie noch: „Und lege auch ein Haar auf das Blanke an deiner Seite, um es zu bedecken, weil es mich sonst blendet und meinen alten Augen zu wehe thut.“ Mit diesen Worten warf sie ein Haar auf den goldenen Griff von des Königs Schwert und murmelte wie die vorhergehenden male.

Der König glaubte, das Weib müsse nicht recht gescheidt sein, aber er fürchtete sich weder vor ihr, noch

vor sonst jemand. Er wollte sich jetzt ein wenig an diesem wunderlichen Ort umschauen.

Da richtete sich das Weib auf und war so hoch wie ein Haus und grimmig anzuschauen und dann schrie sie: „Nun will ich dich dafür bezahlen, daß du mir meinen hübschen Jungen umgebracht hast. Jede Nacht muß ich gehen und am Strand seine Knochen sammeln und suchen, bis ich sie alle beisammen habe, damit ich ihn wieder lebendig machen kann."

Da merkte der König nun, bei wem er zu Gast war. Er griff nach seinem Schwert und ließ seinen alten Kriegsruf: „Steht mir bei in dieser Stund', Sperber, Pferd und du, mein Hund!" ertönen. — „Oho, die Haare sind zu eisernen Fesseln geworden, drum können dir deine Thiere nicht mehr helfen!" rief die Hexe höhnisch aus; und das Schwert ließ sich nicht ziehen und von den Thieren rührte sich keines von der Stelle. Darauf schlug das Weib mit seinem Stock nach dem König und er fiel sogleich um und war todt wie ein Stein. Dann stieß sie ihn in eine tiefe Höhle unter dem Fußboden hinunter; die Thiere ließ sie aber, wo sie waren.

Während dieser Zeit wartete und wartete die junge Königin von einem Tag zum andern, aber ihr Eheherr

kam nicht zurück. Und so vergingen Wochen, vergingen Monate, aber der junge König war und blieb fort. Nach allen Richtungen hin wurden Leute ausgesandt, aber nirgends hatte man ihn gesehen. So saß sie in ihrem Schlosse und trauerte, aber sie hoffte doch, daß ihr Held und König plötzlich einmal zurückkehren werde.

Während die Sachen alle so standen, war der jüngere Zwillingsbruder (der am andern Ende der Welt herumgezogen und viele Abenteuer bestanden, die viel zu weitläufig zu erzählen wären) der Verabredung gemäß zur Linde am Kreuzweg gekommen. Es war noch kein ganzes Jahr vergangen, seit er zum letztenmale hier gewesen und sein Zeichen unter seines Bruders Messer, das er vollkommen blank und glänzend gefunden, in die Rinde des Baumes geschnitten hatte. Er sah nun, daß auch sein Bruder hier gewesen und ebenfalls ein Zeichen in den Baum geschnitten hatte. Darauf zog er seines Bruders Messer aus dem Baum heraus und sah, daß es so gut wie ganz verrostet war. Es sah aus, als wäre es in Blut getaucht worden und nur ein ganz kleines Fleckchen war noch blank.

Er schlug nun gleich den Weg ein, den sein Bruder damals gezogen war, als sie sich trennten und ritt so

schnell er nur konnte von Stadt zu Stadt und Land zu Land, bis er in die Hauptstadt, in der sein Bruder König geworden, kam. Als er eines Tages gegen Abend in diese Stadt auf seinem schwarzen Hengst einritt, mit offenen, goldenen Locken, seinen Sperber auf dem Arm und hinter sich den großen gelben Hund, wurde er gleich darauf aufmerksam, daß alle Leute auf den Gassen stehen blieben, um ihn zu grüßen und ihm nachschauten und daß alle Leute in den Häusern ans Fenster kamen und dieses öffneten und ihm Grüße zuwinkten. Er wußte ja, daß er und sein Bruder sich so ähnlich sahen wie zwei Tropfen Wasser und ebenso auch ihre Thiere und er merkte sogleich, daß hier sein Bruder sowohl bekannt, als beliebt sein müsse, denn er selbst war ja noch nie in dieser Gegend gewesen. Er dankte allen, die ihn grüßten und ritt weiter, bis er zum königlichen Schlosse kam. Da wurde die Wache vor ihm herausgerufen und der Schweizer kam mit seinem goldbeknöpften Stock einherstolziert und riß Thür und Thore vor ihm auf. Es war also deutlich und klar, daß hier sein Bruder zu Hause sein mußte; daher ritt er zum Schloßthore hinein und sogleich kamen Stallmeister und Knechte dahergesprungen, nahmen ihm das Pferd ab und führten es in den Stall. Und die Lakaien auf den Treppen bückten sich vor ihm und

machten ihm eine Thüre nach der andern auf, bis er in den Saal der jungen schönen Königin kam. Sobald sie ihn erblickte, sprang sie mit einem Freudenschrei auf, fiel ihm um den Hals und begann ihn zu fragen: wo er doch so lange gewesen sei? — es seien ja schon drei volle Monate vorüber, seit er in jener Nacht von ihr geritten, um den Hahn zu verfolgen, der vor ihrem Fenster gekräht habe. Ob er ihn auch gefangen habe? Und ob er Nachricht von seinem Zwillingsbruder bekam? Und ob er ihn glücklich, gesund und am Leben angetroffen habe? Und so noch mehr Fragen, die sie in einem Athem stellen konnte. Darauf liebkoste sie seinen Sperber und streichelte seinen Hund und erkundigte sich nach seinem Pferd und sagte, daß sie nach ihm seine Thiere, die bei ihrer Rettung aus den Klauen des Seeungeheuers mit den neun Köpfen mitgeholfen, am meisten liebe.

Da hatte er so viel erfahren, als er zu wissen brauchte. Aber er gab sich doch nicht zu erkennen. Er sagte nur, daß er todtmüde sei und der Ruhe bedürfe. Am Morgen solle sie Antwort auf alle ihre Fragen erhalten. Für den Abend sei es zu viel zum Erzählen. Er sei weit herum gekommen und habe viel erlebt. Sein Bruder wäre frisch und gesund und er selbst sei froh, sie ebenso zu finden. Sie nöthigte ihn, doch

etwas als Abendbrot zu sich zu nehmen und führte ihn dann in das königliche Schlafgemach. Er ging sogleich ins Bett und legte sich nieder, vorher zog er aber sein blankes, scharfes Schwert aus der Scheide und legte es in die Mitte des Bettes. Darauf kehrte er sich um und that als ob er vor Ermattung und Müdigkeit sofort in einen tiefen Schlaf fiele.

Die Königin legte sich auch nieder, schlief aber nicht ein. Sie dankte Gott für die große Freude, daß ihr geliebter Herr und Gatte wieder von seiner langen und gewiß auch gefährlichen Fahrt, auf die er sich begeben, zurückgekommen war. Sie freute sich über sein Glück und freute sich schon auf den Morgen, an dem er ihr, nachdem er sich wieder ausgeruht hätte, alles bis ins kleinste erzählen wollte, was er während der langen Zeit, in der sie vor Sehnsucht nach ihm fast vergangen, erlebt und gethan habe.

Da hörte sie einen Hahnenruf vor dem Fenster. Es war gewiß derselbe Hahn, der sie schon vor einem Vierteljahr geplagt und ihren Gemahl von ihrer Seite gelockt hatte. Sie war nur froh, daß er jetzt so fest und sorglos schlief. — Aber er, den sie für ihren Gemahl hielt, schlief durchaus nicht. Er lag nur stille und lauschte. Und als er kurze Zeit gelegen und den Hahn krähen gehört, sprang er aus dem Bett heraus, kleidete

sich rasch an, steckte sein Schwert in die Scheide und gürtete es sich um. „Ach!“ rief die Königin aus, „du wirst doch dem Hahn nicht wieder nachlaufen; er muß dir ja schon gesagt haben, was er wußte.“ Aber er antwortete, daß er um jeden Preis hinaus und dem Hahn nacheilen müsse; sie möge übrigens nicht bange sein, denn er käme bald wieder zurück. Darauf stürzte er zur Thüre hinaus, in den Stall hinunter, schwang sich auf sein Pferd und ritt mit seinem Sperber und Hund in die Nacht hinaus.

Der Hahn hörte nicht auf zu krähen und flüchtete sich dabei beständig vor dem Ritter, der ihm nacheilte. So ritt er genau denselben Weg, den sein Bruder vor einem Vierteljahr geritten, und kam ebenfalls durch den Wald in der Morgendämmerung zum Strand hinunter. Da verschwand der Hahn und bei dickem Nebel traf er dasselbe alte Weib, welches den Sack trug und im Sand herumwühlte. — Um es kurz zu erzählen, es erging ihm genau so, wie seinem Bruder: sie bat ihn, ihren Sack von seinem Pferd in ihre Wohnung tragen zu lassen und er that es. Sie ging wieder voraus, geradenwegs in das Meer, wo sie sagte: „Vorn eine Brücke und hinten nichts!“ So kamen sie zu dem Berg im Meer und in diesen hinein, in die steinerne Stube, in der mitten

auf dem Fußboden ein ungeheuer großer Holzstoß brannte.

Da sagte er wie sein Bruder: „Das ist aber ein schreckliches Feuer da; bratet ihr denn hier Menschen?" — Und das Weib antwortete: „Ach nein, keine Spur! aber so eine alte Haut wie ich kann schon ein bischen Wärme brauchen." Dann nahm sie Haare von ihrem Kopf und bat den Ritter, sie auf sein Pferd, seinen Hund, Sperber und sein blankes Schwert zu legen. Er warf die Haare aber jedesmal ins Feuer.

Da richtete sich das Weib auf, daß man sehen konnte, was für eine böse Hexe sie war und fletschte mit den Zähnen und schrie mit heiserer Stimme: „Jetzt habe ich dich mit gefangen und du mußt nun auch hinunter zu deinem Bruder, der mir meinen hübschen Jungen umgebracht hat. Jede Nacht muß ich gehen und am Strand seine Knochen sammeln und suchen, bis ich sie alle beisammen habe, damit ich ihn wieder lebendig machen kann." Da zog der Ritter sein Schwert und rief seinen Thieren zu: „Steht mir bei in dieser Stund', Sperber, Pferd und du, mein Hund!" — „Oho," rief die alte Hexe höhnisch aus, „die Haare sind zu eisernen Fesseln geworden, drum können dir deine Thiere nicht mehr helfen!" — „O ja, sie können doch!" rief der

Ritter, „denn die Haare sind verbrannt!“ Und bei diesen Worten stürzte er mit seinen Thieren auf sie los und schwang sein blankes Schwert und ließ es ihr um die Ohren sausen.

Da wurde das Weib demüthig und bettelte und flehte ihn an, doch ihr Leben zu schonen. „Gieb mir sogleich meinen Bruder so lebendig als früher zurück!“ sagte der Ritter. Und das Weib brachte ihn augenblicklich aus der Höhle herauf, bespritzte ihn mit einigen Tropfen aus einer Flasche voll Lebenswasser und da stand er wieder frisch und lebendig auf, erkannte und begrüßte sogleich seinen Bruder. „Löse seinen Thieren und dem Schwert die Fesseln!“ sagte dann der Ritter. Und auch das that sie augenblicklich. „Führe uns jetzt übers Meer zurück!“ fuhr der Ritter fort, „und gehe du voraus!“ Da sahen die Brüder zugleich, wie sie ihre Brücke baute, sie ging voraus, wie ihr geheißen, schlug mit ihrem Stock ins Wasser und murmelte: „Vorn eine Brücke und hinten nichts!“ Und die Brüder ritten mit ihren Thieren hinüber, der jüngere knapp hinter der Hexe; und im selben Augenblick, als alle glücklich das feste Land betraten, schlug er ihr mit einem Hieb den Kopf herunter und ließ sie am Uferrand zur Speise für die Fische des Meeres, des Himmels Vögel und die wilden Thiere des Waldes liegen.

Jetzt ritten die Brüder zusammen durch den Wald und hatten einander viel zu erzählen, was sie alles erlebt während der langen Jahre, da sie von einander getrennt waren. Dann mußte der Ritter doch auch erzählen, wie er seinen Bruder gefunden und wie man ihn im Schlosse empfangen und für den schmerzlich vermißten Herrn und König gehalten und daß er in des Königs Bett an der Seite seiner Frau, der Königin, die Nacht geruht hatte. Als er aber das erzählte, wurde der junge König wie rasend, zog sein Schwert und durchbohrte seinen Bruder damit, so daß er todt vom Pferde sank.

Dann gab der König seinem Rosse die Sporen und jagte über Stock und Stein davon, er wußte selbst nicht wohin, und sein Hund lief heulend hinter ihm drein. Da fing der Sperber auf seiner Schulter zu reden an, und sagte: „Reit' heim! Reit' heim!“ Da ließ er seinem Pferd die Zügel und dieses trug ihn schnell in sein Schloß zurück. Dort sprang er vom Pferd und ließ es von den Knechten in den Stall führen, ging langsam die Treppen hinauf und zu seiner Gemahlin hinein. Sie lief ihm froh entgegen, aber er blickte sie nicht an und gab ihr auch keine Antwort auf alle ihre Fragen. Da sah sie leicht ein, daß entweder ein Unglück geschehen oder er krank sein müsse, deshalb führte

sie ihn in das Schlafgemach, in welchem er sich, ohne ein Wort zu sagen, auf das Bett warf.

Da sagte sie zu ihm: „Eine Frage mußt du mir doch beantworten: warum legtest du neulich in der Nacht dein blankes, scharfes Schwert mitten in das Bett? Wolltest du mich damit ermorden? O hättest du es doch gethan, dann müßte ich dich nicht so wiedersehen, wie jetzt!“ Da ging ihm nun ein Licht auf, wie treu sein Bruder gegen ihn gehandelt und ihm dann noch das Leben gerettet hatte, — und nun empfing er einen solchen Lohn dafür! Der König sprang jetzt auf und schloß die Königin in seine Arme; aber er sprach kein Wort. Dann stürzte er zur Thüre hinaus, zu seinem Pferd in den Stall hinunter und ritt mit Hund und Sperber wieder fort.

Er ritt geradenwegs in den Wald hinaus zu jener Stelle, an welcher er die grausige That vollführt hatte, da lag sein Bruder kalt und todt im Blute auf der Erde. Sein Hund lag bei seinem Kopfe und das Pferd stand bei seinen Füßen, aber sein Sperber war fort. Da sprang der König von seinem Pferde herunter und warf sich über die Leiche hin und brach in helle Thränen aus und schluchzte und jammerte. Dann sprang er wieder auf und zog sein Schwert und wollte sich in dieses stürzen, um seinem Bruder im Tode nachzufolgen.

Da sauste etwas durch die Luft und des Bruders Sperber kam mit einer kleinen Flasche im Schnabel dahergeflogen. Es war Lebenswasser darin, das er im Zauberberge im Meere draußen geholt hatte, und er begann zu rufen: „Spritze ihn an! Spritze ihn an!“ Der König nahm ihm die Flasche aus dem Schnabel und goß ihren Inhalt auf die Leiche seines Bruders, und sogleich sprang der Todte wieder frisch und munter auf und war so lebendig als je einmal zuvor.

Jetzt umarmte der König seinen Bruder und bat ihn um Verzeihung für sein Mißtrauen und seinen Jähzorn, und der verzieh ihm auch. Die Zwillingsbrüder ritten nun zusammen ins Schloß zurück und die Königin erfuhr dann alles auf das genaueste und sie wurde wieder froh. Und da das Reich eigentlich ihr Erbe war, so gab sie auch den Rath, daß der junge König mit seinem Bruder theilen solle, dann könnten sie immer beisammen bleiben. Und das that der König mehr als gerne. Darauf heiratete der jüngere Bruder auch eine Prinzessin aus einem andern Königreiche und dann sandten sie Boten aus ihrem Lande zu ihren alten Eltern und ließen sie zu sich holen und die verlebten dann den Rest ihrer Tage bei ihren Söhnen in froher Pracht und Herrlichkeit. Die Zwillingsbrüder, die jetzt beide Könige waren, regierten

ihr Land in wirklich brüderlicher Eintracht und ihre Frauen, die Königinnen, kamen auch miteinander gut aus. Und ihre Kinder liebten sich so sehr, als wären sie alle zusammen nur Geschwister.

Und damit ist das Märchen aus.